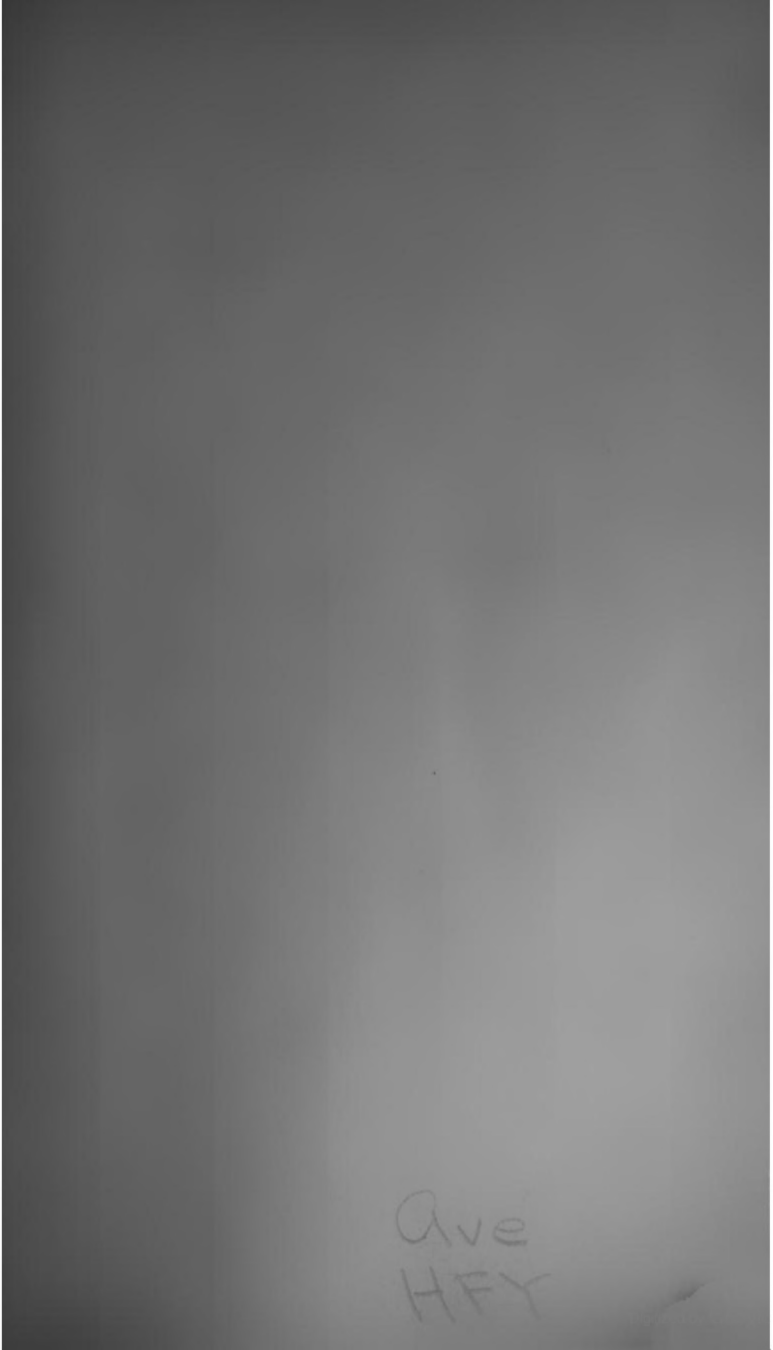
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08169584 7

Digitized by Google


Ave
HFY

HFY
Digitized by Google

# Reiſe durch Süd-Braſilien.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

Digitized by Google

# Reise durch Süd-Brasilien

im Jahre 1858.

Von

Dr. Robert Avé-Lallemant.

Zweiter Theil.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhalt.

Seite

Dritter Abſchnitt.

**Die Provinz Santa-Catharina.**

Erſtes Kapitel.

Abfahrt von Rio-Grande. — Aufenthalt an der Barre. — Ueberfahrt nach Sta.-Catharina. — Aufenthalt in Deſterro und Anſicht der Inſel Sta.-Catharina. — Ueberfahrt nach S.-Jozé. — Ritt nach Roſario an der Enſeiada do Brito. — Paß vom Maſſambu. — Paß von Guarda. — Bende von Gamboa. — Campo de Una. — Mirim.— Ritt nach Laguna. — Fahrt nach Piedade. — Der Tubarão. — Reiſe nach Rapoza. — Warme Quellen bei Guarda. — Barro-Branco. — Paſſa-Dois. — Roſſinha. — Paſſa-Vinte. — Nacht auf dem Feixo. — Marſch über die Serra do Tubarão. — Ankunft in Tejucas. 3

Zweites Kapitel.

Das Hochland der Provinz. — Reiſe von Tejucas nach Lages und Aufenthalt daſelbſt. — Waſſerfall des Rio-das-Caveiras. — Abreiſe von Lages. — Die Eſtancia dos Indios. — Aufbruch. — Matto-dos-Indios. — Rio-Bonito. — Das Leben eines Tropeiro. — Lager am Rio-das-Canoas, — am Rio-do-João-Paulo. — Uebergang über die Serra do Trombudo. — Die Colonia-militar von Sta.-Thereza am obern Itajahy. — Campo da Boa-Viſta. — Ankunft am Rio-dos-Bugres..... 62

Digitized by Google

Seite

Drittes Kapitel.

Die Deutſchen in Sta.-Catharina. — Sta.-Izabel. — Roſſa Senhora das Dores. — Die Vargem-Grande am Cubatão. — Caldas. — Sto.-Amaro und der Salto do Cubatão. — Rückkehr nach S.-Jozé und die Praya-Comprida. — Letzter Beſuch von Deſterro und Rückkehr nach dem Feſtland. — S.-Pedro de Alcantara. — Die Anſiedlungen am Maruim und Bignaſſu. — Beſuch des Tejucasfluſſes. — Ritt nach dem Itajahy. — Die Colonie Blumenau. — Reiſe nach S.-Francisco ..... 140

Viertes Kapitel.

Beſuch der deutſchen Colonie von Donna-Francisca und Aufenthalt in derſelben. — Rückblick auf die deutſche Coloniſation im Norden der Provinz von Sta.-Catharina ..... 219

Fünftes Kapitel.

Schlußwort über die Provinz von Sta.-Catharina. — Ihre Zukunft ..... 260

Vierter Abſchnitt.

**Die Provinz Paraná.**

Erſtes Kapitel.

Abſchied von Joinville. — Walderpedition durch die Serra-Geral zwiſchen Sta.-Catharina und Paraná. — Ankunft auf dem erſten Campino der Provinz Paraná ..... 275

Zweites Kapitel.

Wieder Menſchen. — Der Antenjäger am Tejucumas. — Das Gehöft am Rio-do-Meio. — Mate und einige Beziehungen derſelben. — Ruhe am Rio-Negro. — Beginnende Cultur. — Endliches Verlaſſen der zuſammenhängenden Wälder und Ankunft auf dem Campo-do-Ambroſio ..... 303

Drittes Kapitel.

Der Campo do Ambroſio. — Bivouak bei Chico de Oliveira. — Ein Franzoſe. — Geldwechſelſchwierigkeiten. — Abſchied von Wunderwald. — Fernere Fußtour durch die Campos und den

Digitized by Google

Seite

Matto do Campo-Large. — Hochzeitsleute. — Eſtancia von Donna Anna Texeira. — Ritt über S.-Joſé nach Coritiba. — Wo liegt Europa? ..... 321

## Fünfter Abſchnitt.

## Die Provinz S.-Paulo.

### Erſtes Kapitel.

Abfahrt von Antonina. — Der Paraenſe. — Joaquim Antonio de Moräes Dutra, der Coroadenbändiger. — Anblick von Paranagua. — Noſſa Senhora dos Prazeres. — Cananea. — Iguape und unſer kleines Dankfeſt. — Materielle Entwickelungen bei Iguape. — Abreiſe nach Santos aus der Barre von Cananea. — Santos ..... 379

### Zweites Kapitel.

Ritt nach der Hauptſtadt von S.-Paulo. — Nähe des Paranágebiets am Atlantiſchen Ocean beim Rio-Grande. — Der Campo de Ipiranga. — Die Stadt S.-Paulo. — Der öffentliche Garten. — Thee von S.-Paulo. — Deutſcher Landbau in der Provinz. — Einige Betrachtungen über das Parcerieſyſtem. — Der Tieté und Antonio Mariano de Azevedo. — Der Beruf der Deutſchen. — Rückreiſe über Santos nach Rio-de-Janeiro. — Schlußwort ..... 413

Digitized by Google

Digitized by Google

# Dritter Abschnitt.

## Die Provinz Santa-Catharina.



Digitized by Google

Digitized by Google

# Erſtes Kapitel.

Abfahrt von Rio-Grande. — Aufenthalt an der Barre. — Ueberfahrt nach Sta.-Catharina. — Aufenthalt in Deſterro und Anſicht der Inſel Sta.-Catharina. — Ueberfahrt nach S.-Jozé. — Ritt nach Roſario an der Enſciada do Brito. — Paß vom Maſſambu. — Paß von Guarda. — Bende von Gamboa. — Campo de Una. — Mirim. — Ritt nach Laguna. — Fahrt nach Piedade. — Der Tubarão. — Reiſe nach Rapoza. — Warme Quellen bei Guarda. — Barro-Branco. — Paſſa-Dois. — Roſſinha. — Paſſa-Vinte. — Nacht auf dem Feixo. — Marſch über die Serra do Tubarão. — Ankunft in Tejucas.

---

Der Imperator, ein Packetboot der braſilianiſchen Dampfſchiffahrtscompagnie, lag am 22. Mai vor S.-Jozé do Norte, der Stadt Rio-Grande do Sul gegenüber, vor Anker und harrte ſeiner Paſſagiere, da die geringe Tiefe des Waſſers, wenn es auch eine Meile breit ſein mag, es nicht zuläßt, daß das Schiff bis zur Stadt kommt. Wir waren zum kleinen Dampfer Continentiſta um 1 Uhr hinbeſchieden und es fanden ſich auch ſehr viel Menſchen ein, eine Menge, um von den Davonreiſenden Abſchied zu nehmen, eine andere große Schar, um die Fortreiſenden bis zum Imperator zu begleiten und die bevorſtehende Scheideſtunde durch eine kleine Spazierfahrt zu verſüßen.



Digitized by Google

Solche Abschiedsscene ist immer etwas tumultuarisch: am Bord vom Imperator dauerte sie eine halbe Stunde, bis die mit Flaggen hübsch geschmückte Continentista abstieß und mit den Nachbleibenden zur Stadt zurückkehrte.

Der Imperator rauschte dahin in seiner öden Fahrt, an fernen, todten Sandufern vorbei und zwar unter unglücklicher Vorbedeutung. Ein frischer Nordostwind kam auf; einzelne Schiffe flogen wie fortgescheuchte Vögel von der Barre zur Stadt hinauf, auch ein Boot segelte des Wegs und ward vom Imperator hart angesegelt. Zwar schlug es nicht um, aber die vier Menschen im kleinen Fahrzeug flogen hinaus und suchten sich durch Schwimmen zu helfen. Drei Weiße schwammen ausgezeichnet und wurden nach wenig Minuten vom großen Lootsenboot des Capitão da Barra, Herrn Pinto gerettet, der vierte, ein Neger, that einige Züge und versank dann in das bewegte Element, mit ihm und in ihm zugleich das ganze Besitzthum einer Witwe, die von der Arbeit des Negers lebte. Die furchtbare Scene consternirte allgemein.

Kaum waren wir dem Leuchtthurm gegenüber, als mit dem frischen Winde dicker Nebel kam, in welchem der Imperator nimmer die so gefährliche Barre von Rio-Grande hätte passiren können. Der Anker fiel; wir hielten an unheimlicher, öder Stelle, wo schon manches Leben im Kampfe mit den Wellen den letzten Angstschrei ausgestoßen hat, einem nassen Kirchhof ohne Leichenstein, auf welchen manchmal der Mond und das Leuchtfeuer ihren matten Schimmer hindurchsandten. Doch lag der Imperator ruhig die ganze Nacht.

Am nächsten Morgen, noch ehe der Tag graute, kam der Lootsencommandant Pinto schon mit seinem großen Lootsenkutter angesegelt und sein hastiges „Vamos embora!" setzte Alles in Bewegung. Wie der alte Nereus sieht der wackere Seemann aus, und gewiß hat schon manches Herz im Sturm und Drang der Barre von Rio-Grande im Gesicht des Alten,

Digitized by Google

wenn es am Bord erschien, Ruhe und Trost gefunden. Ein wettergelbes Gesicht, lebhafte braune Augen, ein schneeweißer dicker Bart, der das ganze Untergesicht versteckt und dazu die saubere dunkelblaue mit Gold besetzte Uniform machten ihn auch im Frühmorgen zu einer ungemein anziehenden Erscheinung.

Zum zweiten mal gingen wir und zum zweiten mal schien Unheil hereinbrechen zu wollen. Der Lootsenkutter ging im Schlepptau hinter dem Imperator. Der rasche Marsch des Dampfschiffs und die vom Räderschlag und scharfem Wind aufgewühlten Wellen verhinderten das Boot sich mit der nöthigen Schnelligkeit und Leichtigkeit zu heben; eine Welle nach der andern brach hinein in das Fahrzeug, dessen Besatzung um so heftiger schrie, als man von seiten des Imperator den Verbindungsstrick immermehr anzog und somit immermehr das sinkende Schifflein hinderte sich auf den Wellen zu erheben. Schon schienen die Bedrängten dem Meere geweiht, als man das Schlepptau fahren ließ; noch konnte das vom Wasser fast vollständig angefüllte Boot sich halten; der Imperator hemmte seinen Lauf, man schickte ein Hülfsboot mit Eimern und bald war die Gefahr vorüber, die auf uns alle den allerpeinlichsten Eindruck gemacht hatte.

Aber der alte Nereus Pinto brachte alles wieder zu Muth und Vertrauen. Um halb acht Uhr hatte er den Imperator glücklich durch böse Brandungen, zwischen Sandbänken und gespenstischen Schiffswracks hindurchgebracht und vor uns rauschte in gleichmäßigem Takt der Atlantische Ocean. Der Alte wünschte uns glückliche Reise, sprang mit der Sicherheit eines Jünglings in sein Lootsenboot, warf sein Segel herum und nach wenig Minuten konnte ich den weißen Bart des alten Aegir kaum noch von den Brandungen unterscheiden, die sich zwischen ihm und uns aufwarfen.

Und sein Wunsch erfüllte sich. Zwar hatten wir Gegen-

Digitized by Google

wind, zwar zeigte der Imperator, den ich seit vierzehn Jahren kannte, daß er ein alter, schlechter Kasten geworden, zwar war am Bord nichts zu loben, wohl aber alles zu tadeln: wir erblickten dennoch am 25. Mai die hohen Serraketten von Santa-Catharina und liefen gleich nach 12 Uhr in die liebliche, breite Lagune von Desterro hinein. Da war denn alles vergessen. Wir alle weideten uns am reizenden Panorama; die Lagoa, die Gebirge, der Wald, die Anpflanzungen, alles war gleich schön, alles gleich entzückend, und in fröhlicher Stimmung löste sich der Menschenknäuel, der noch wenige Stunden vorher, an Seekrankheit und Schiffsunannehmlichkeiten leidend, verdrießlich dagelegen hatte, auf und eilte dem grünenden Ufer und dem heitern Desterro zu, in welchem das Pfingstfest mit Fahnen, Musik, Raketen und geputzten Leuten gerade im vollsten Flor war und uns allgemein überraschte; denn im Leiden der Seekrankheit hatten wir nicht an das in der ganzen Welt gleich liebliche Fest gedacht. Auch ging unsere Reisegesellschaft beim Landen nicht gleich völlig auseinander. Mit dem Herrn Eggers, dem vortrefflichen Fabrikherrn aus Pelotas, und dem Herrn Kranichfeld wohnte ich im selben Hotel; beide wollten von Rio-de-Janeiro aus die alte europäische Heimat einmal wieder aufsuchen, und mit ihnen machte ich gleich am folgenden Morgen (26. Mai) einen höchst anziehenden Spazierritt durch die nächste Umgegend der Stadt als Einleitung zu einigen Excursionen, auf welchen ich die Insel kennen lernen wollte. Dann brachte ich meine Freunde ans Ufer und nach wenig Stunden war der Imperator aus der kleinen Inselwelt von Sta.-Catharina hinaus verschwunden. Vor mir lag die Aufgabe, eine kleine, aber von der Natur wundervoll ausgestattete Provinz zu durchforschen.

Und wirklich wundervoll ist die Provinz Sta.-Catharina von der Natur ausgestattet. Besonders erscheint sie so, wenn man vom Süden, aus der Stadt Rio-Grande kommt.

Digitized by Google

Kaum hat man Abſchied genommen von dem öden Strande, auf dem Sand auf Sand ſich aufhäuft, Brandung an Brandung ſich bricht und eine ſchmuzig-graue Meeresfarbe den Dahinſegelnden lange begleitet: ſo tauchen aus dem plötzlich klar ſeegrün oder tiefblau gewordenen Element in reinen, ſcharfen Umriſſen prachtvolle Höhenketten heraus, ſchroff, hoch und gewaltig und dennoch bedeckt mit dem dichteſten Laubdach ſchattigen Urwaldes. Ein wirkliches Gebirge ſcheint aus dem Meer aufgeſtiegen zu ſein, ohne ein flaches Vorland von einiger Ausdehnung zwiſchen ſich und dem flüſſigen Element gelaſſen zu haben, ein Gebirge, deſſen einzelne Stränge in den dichteſten Verflechtungen ineinander gewebt ſind oder nebeneinander verlaufen.

Werfen wir nun, um uns dieſe mannichfache Gebirgsfigur einigermaßen vorzuſtellen, einen Blick auf die Karte, ſo ſehen wir, daß die Provinz Sta.-Catharina kaum etwas anderes iſt als ein Küſtenſtreif, der ſich in ziemlich gerader nordſüdlicher Richtung vom 26. Breitengrad bis über den 29. Grad hinaus erſtreckt, und bei dieſer Ausdehnung ſechs bis funfzehn geographiſche Meilen breit iſt. So würde die Provinz denn eine ſehr kleine zu nennen ſein, wenn ihr nicht noch ein eigenthümliches Anhängſel gegeben wäre, wodurch ihre Definition als ein Küſtenſtreif bedeutend modificirt wird. Während Sta.-Catharina in einem von Norden nach Süden, wenn auch nicht in gerader Linie verlaufenden Gebirgszug, deſſen drei Sectionen man unter dem Namen der Serra de Coritila, do Trombudo und Araringua aufgezeichnet findet, eine beſtimmte natürliche Grenze nach Weſten beſeſſen hätte, iſt ihr jenſeits der Serra do Trombudo faſt ganz genau zwiſchen dem 27. und 28. Breitengrade noch ein Stück Land in der Form eines Dreiecks mit gewölbten Seiten angehängt worden, deſſen Durchmeſſer von der Spitze bis zur Baſis, der Serra do Trombudo, faſt dreißig geographiſche Meilen lang

Digitized by Google

ist und an seiner Südgrenze die Quellen und den ersten Verlauf des Uruguay, in seiner Mitte aber einige bedeutende Zuflüsse desselben enthält. So hat denn das Festland dieser Provinz eine höchst ungeschickte Figur bekommen, die mich an das Bild der Gorgone mit drei Beinen erinnert.

Zum Festland kommen nun noch einige Inseln hinzu. Diese bilden zwei Gruppen. Die nördliche ist die von S.-Francisco, zwischen dem 26. und 27. Breitengrad, mit einer etwa fünf Meilen langen und zwei bis drei Meilen breiten Hauptinsel und etwa einem Dutzend kleinerer Nebeninseln; die südliche ist nun die vorzugsweise Ilha da Sta.-Catharina genannte Insel, etwa dreizehn Meilen lang und in ihren breitesten Durchmessern etwa vier Meilen breit, meistens aber viel schmaler. Nördlich, westlich und südlich von ihr liegt ein Archipel von Inseln, von denen eigentlich nur eine, die Ilha do Arvoredo, einige Ausdehnung hat und vielleicht eine halbe Quadratmeile groß sein mag.

Eben weil die ganze Provinz ein Gewirr von Gebirgen ist, zeigt auch ihre Küste ein Gewirr von Buchten und von Zacken und Vorsprüngen, welche wie die Zähne einer Säge ins Meer hineinragen. Ganz dasselbe ist auch von der Insel Santa-Catharina zu sagen, welche zumal an der nach dem Festlande hinblickenden Seite so kraus ist wie das Festland selbst, und mit dem Festlandsufer eine Lagoa bildet, die fast eben solche Form wie die Insel hat.

Aber der Reisende braucht keine Geographie zu schreiben. Der Imperator war hinausgerauscht aufs Meer gegen Norden, und schon am nächsten Morgen machte ich eine Wanderung zur Höhe des Signalbergs, wie ich eine solche schon bei meinem Anlaufen der Insel auf meiner Reise nach Rio-Grande erwähnt habe. Es war viel weniger warm als damals! Viel weniger Insekten schwirrten, viel weniger Blumen blühten, und doch war die Scenerie herrlich, ja eben in ihrem

Digitized by Google

einfachern, dunkelgrünen Colorit womöglich noch herrlicher. Blauduftig lagen die Labyrinthe der Serren auf dem Festlande jenseits der lieblichen Lagune. In hundert kleine und große Küsteneinbuchtungen drängte sich das Meer murmelnd oder brausend hinein. Tief unten lag die kleine Stadt Desterro freundlich da, umgeben von anmuthigen Villen und Gärten; weiter nördlich hinauf lag an einer tiefen Bucht der kleine Kirchflecken S.-Antonio mit einigen ganz stattlichen Häusern. Nach Osten hin sieht man in eine ziemlich weite Ebene hinab, die am Meere selbst zwar mit einem Sumpfe beginnt, dann aber in Culturboden übergeht und von einem prachtvollen Amphitheater von Gebirgen umzogen ist, welche die abgeschlossene Uebersicht der Insel nach Osten und Süden verhindern. Dagegen erblickt man auf der Westseite der Insel noch das hübsche Kirchspiel Ribeirão, dem an tiefer Bucht des Festlandes halb versteckt liegenden Rosario gegenüber.

Es war Spätherbst und dennoch blühten noch einzelne Billbergien, viele kleine Rubiaceen, die allerwegs wachsende Asclepias Curaçavica, einige hübsche Lantanen, mehrere Arten Melastomen, Commelynen, Convolvulus und Ipomöen. In herrlicher Pracht glühten in den Gärten unten in der Tiefe die Bougainvillien und Poinsettien, beide so ausgezeichnet wegen der lebhaft gefärbten Bracteen und eben deswegen scharf hervortretend aus dem dunkeln Colorit der mit reifenden Beeren überladenen Kaffeegebüsche und der düsternden Orangenbäume, welche Tausende ihrer Goldfrüchte boten.

Am 28. Mai machte ich eine weitere Excursion durch die Insel, wenn mir auch ein Theil des Tages dadurch genommen ward, daß das Dampfpacket Imperatriz von Rio ankam und einige Correspondenzen gemacht werden mußten.

Ich wandte mich nördlich von der Stadt. Die dortige Bucht heißt die Praya de Fora (die Außenbucht), eben weil sie der Stadt abgewandt ist. Anmuthige Landhäuser liegen

Digitized by Google

zerstreut in ihrer Nähe und aus dichterm Gebüsch ragt mancher gewichtige Granitblock heraus, dessen kahle Fläche und Verödung hübsch absticht von dem üppigen Vegetationsreichthum der Gärten. Man braucht wirklich nur einige Monate in vegetationsärmern Gegenden gewesen zu sein, um von neuem zu staunen über diese saftigen Pisange, die ungeheuern Agaven der Abhänge, die dichten Kaffeepflanzungen und Orangenpartien, nebst den seltsamen Caricabäumen, die mir immer von allen Tropenformen am seltsamsten vorkommen.

Um die Höhe des Signalbergs herum führt der Weg und durchschneidet in schnurgerader Richtung die dortige Sumpfebene, in welcher das Manglegebüsch die volle Schlammgegend charakterisirt. Der Weg ist gut gehalten. Drei bis vier Brücken aus Holz, die eine über 90 Fuß lang, führen über einzelne Abschüsse der Niederung, in welcher der weiße Reiher gern sein Revier aufschlägt.

Am Fuße des Gebirgs jenseits der Niederung hebt sich nun die Fläche; man wandert zwischen kleinen Anpflanzungen, Obstgärten, Kaffeeplantagen hin auf einem schmalen Pfade, der öfters über einen kleinen rauschenden Bach setzt. Palmen ragen links und rechts hoch empor über den Orangenbäumen, unter denen lustige Rinder sich mit dem Vieh des Hofs umhertummeln und hübsche Dorfscenen bilden. Das scheint alles trivial, das kann man bei uns im Norden auch haben! Ja, und doch nicht so, doch nicht so ganz, und immerhin möchte ich jeden Nordländer einladen, mit mir die kleinen Bauernscenen zwischen den Bergen der Insel Sta.-Catharina zu durchwandern.

Höher hinauf steigt nun der Weg. Aus dem Walde der Höhen rauscht links hinüber ein aus mehreren Armen zusammenströmender Bach einige hundert Fuß sein Felsenbett hinab und zerschellt tausendfach am schroffen Gestein. Cecropien und Palmen neigen sich über ihn hin und Myrten und Bigno-

Digitized by Google

nien bilden ein Waldesdickicht in seiner Nähe. Sein Rauschen begleitet uns hinauf auf den Kamm der Höhe.

Ein herrlicher Anblick! Das blaue Meer liegt in seiner vollen Majestät vor uns, hoch aufsteigend gegen den Horizont, wie das immer erscheint, wenn man von einer Erhöhung die weite Fläche überblickt. Aber gerade unter uns liegt ein blauer, zu einzelnen Buchten und Längsfortsetzungen ausgedehnter Landsee, um welchen herum ein gesegneter Landbau, freundliche Wohnungen oder schroffere Waldeshöhen sich lagern. Fast möchte man an einen Landsee der Schweiz erinnert werden. An einer Stelle treten die Ufer in zwei Spitzen sich einander sehr nahe. Man hat sie durch eine Brücke verbunden. Etwas weiter nördlich von dieser Stelle liegt auf einem Hügel der Flecken Conceição da Lagoa, dessen Kirchweihfest eine Wallfahrt der Bewohner von Desterro bildet wegen der Lieblichkeit des Wegs dorthin und der Lage vom Orte selbst. Zuletzt verschwindet die herrliche Lagune zwischen Waldhöhen, breitere oder schmalere Wasserflächen bildend. An ihrem nördlichen Ende liegt wieder ein kleines Kirchspiel Rio-Vermelho. Einige Raubvögel strichen über der lieblichen Fläche umher, welche von keinem Windeshauch bewegt ward und des reinen Himmels Bild rein zurückwarf, während weiterhin das Meer brausend ans Gestade schlug. Hinter mir rauschte im Dickicht der Waldbach und in den Kronen der Palmen wehte melodisch der Mittagswind.

Eine Ruine lag am Wege auf einer hervorragenden Spitze. Halbsäulen an der Eingangspforte und die Festigkeit der Mauern ließen auf eine zu weitläufig angefangene Kirche oder ein beginnendes und dann wieder vergessenes Kloster schließen. Herrlichere Aussicht konnte nur selten ein heiliger Ort bieten.

Aber auch der Rückblick auf die durchwanderte breite Thalfläche ist lieblich. Das ganze Thal ist ein Park von großen Dimensionen, in dessen schönen grünen Räumen das Nützliche

Digitized by Google

mit dem Schönen sinnig verwebt worden ist. An vielen Stellen glänzt der durch die ganze schräge Fläche eilende Waldbach schäumend hervor und näßt die ihn hier und da hemmenden Granite bis zum spiegelnden Glanze. In allen Pflanzungen erkennt man selbst von oben herab den Segen der Früchte, des Kaffees und der Orangen; neben kleinen Zuckerrohrpartien glänzt die hellgelbe Blüte des Baumwollenstrauchs. Hoch an den Bergen liegen einzelne Landhäuser zerstreut, romantische Wohnungen, solange die schmalen Wege nicht von anhaltendem Regen gestört werden. Wer dem Getümmel der Städte gern entsagt und in ländlicher Zurückgezogenheit der Natur und den Musen leben will, die gern mit ihm wandern und die blauen Höhen, das Revier der Freiheit, lieben, der mag an diesen Abhängen der Insel Sta.-Catharina das glücklichste Asyl finden.

Beim Rückweg, den ich am Westrande des Thales einschlug, traf ich noch die kleine Kirche Menino-Jesus, eine bescheidene Kapelle, leicht erhoben über der Umgegend und wunderhübsch gelegen. Ein naher Weg führt dann über die Höhe, dessen vorragendster Punkt die Signalspitze ist. Er wird von den Landleuten, die zur Stadt aus dem Innern der Insel gehen, immer als bedeutender Richtweg gewählt, und man begegnet vielem jungen Volk, was nach gemachtem Verkauf und geschehenem Einkauf längs der Höhe wieder nach Hause zieht, auf der Schulter einen Stock tragend, an dem vorn die leeren Milchgefäße aus Blech hängen, hinten meistens ein großes Bündel von Seefischen, die in bedeutender Menge gefangen werden. Mühevoll zwar ist der Weg, aber den Heimkehrenden belohnt dafür ein voller Rückblick auf die Stadt, den Hafen, die lieblichen Seegestade, und andererseits schaut er hinein in das schöne breite Thal, aus welchem er gar leicht das bescheidene heimische Dach des väterlichen Hauses zwischen den Kaffeebüschen und Orangen herausfindet.

Digitized by Google

Weniger cultivirt, aber nicht weniger anmuthig ist das nördliche Ende der Insel nach S.-Antonio hinwärts. Auch dorthin führt der Weg längs der Praya de Fora und längs des oben schon bezeichneten Brückendammes, an dessen Ende dann die Richtung nördlich geht. Man steigt bald bergan und genießt die herrlichste Aussicht über den nördlichen Theil des Binnensees zwischen Insel und Festland. Auch hier sind hübsche Anpflanzungen aller Art, auch hier ein fröhliches Landleben, aber es ist einfacher, bescheidener, abgelegener. Klare kleine Wasserrinnen in den Tiefen, aber unbedeutender als der Bach der andern Seite. Aus einem Hügel kommt ein Quell, der in seinem Laufe alles Kraut mit einem rothen Schleim überzieht und einen eigenthümlichen Bodensatz bildet; das Wasser schmeckt stark eisenhaltig, stark genug, um zu medicinischen Zwecken verwandt zu werden. Doch rinnt das Wasser nur sparsam.

Ueppig blühten auch viele Agaven. Solche Blütenschafte, wie oft man sie auch schon gesehen haben mag, imponiren immer von neuem wieder. In vier Wochen entwickelt sich solch ein Schaft zur Höhe von 30 Fuß, mit einer Menge von Nebenästen, an denen dann die Blüten glockenartig herabhängen. Die Amaryllideenblüte der Agave ist ja bekannt genug. Drei äußere schmale, drei innere breite grünweißliche Deckblätter hüllen die Geschlechtsorgane ein. Sechs Staubfäden bilden in ihrer Mitte eine dicke fleischige Anschwellung, womit sie das dreigetheilte obere Ende des Fruchtknotens umfassen, sodaß drei Staubfäden abwechselnd an der innern Fläche der fleischigen Anschwellung noch eine hervorspringende Leiste haben, welche sie in die Zwischenräume des Fruchtknotens hineinlegen. Die Blüten haben einen höchst angenehmen Veilchenduft. An den verblühten Exemplaren traf ich nicht eine einzige Samenkapsel, dagegen eine große Menge lebendiger Junge, die sich in den Schuppen des Stammes bilden und an den

Digitized by Google

Aesten des Blütenschaftes an kleinen Stolonen hängen, was ganz hübsch aussieht. Bei den blühenden Exemplaren, ja selbst in den noch geschlossenen Knospen schien mir das Stigma meistens alterirt und verkommen zu sein, sodaß vielleicht gar keine Befruchtung stattfindet und die Pflanze durch lebendige Junge für Fortpflanzung der Art zu sorgen hat.

Herrlich sahen auch die zahlreichen Girivapalmen aus, die voll reifender Früchte hingen und an einzelnen Stellen hübsche Palmeta bildeten. Drei Fruchttrauben hängen meistens unter der Menge gefiederter Blätter oben um den kräftigen, glatten Stamm herum. Jede Traube enthält 2—300 rothgelbe Früchte von der Größe kleiner Pflaumen, welche einen angenehmen Fruchtduft haben und ein süßschmeckendes, öliges, von vielen Längsfasern durchsetztes Fleisch. Der Kern ist eine vollkommene Kokosnuß von ungemeiner Härte, sodaß man sie nur mit einem tüchtigen Hammerschlag öffnen kann. Die reifenden Trauben sehen wirklich prächtig aus und glänzen weithin unter dem Laubdach des Baums. Gerade in der Nähe einiger Palmen rankte in voller Blütenpracht die Bignonia splendens über Büschen und Bäumen hinweg; Palmenfrucht und Bignonienblüte passen vortrefflich zusammen in ihrem vollen Farbenschmuck. Ihnen gesellten sich noch einige blühende Canna-Arten und Lantanen nebst der Curassavischen Asclepias hinzu.

Ein kleines Leiden hatte ich auszustehen. Um einen Blick zu thun in den Haushalt der Ameisen, die die Cecropien bewohnen, schnitt ich eine junge Cecropie ab. An jeder Stelle, wo eine Narbe die Stelle eines ehemaligen Blattes bezeichnet, hat die junge Pflanze, die sonst ganz hohl ist, eine Scheidewand wie die Gräser. Sowie die Ameisen in den Stamm eingedrungen sind, machen sie eine Communicationsöffnung in jede Scheidewand und haben so einen vegetabilischen Palast, der zwanzig bis dreißig Stockwerke enthält. Man trifft in

Digitized by Google

ihm die große Königin und eine Menge sehr kleiner Eierchen. Doch nahmen mir die Ameisen meine Untersuchung sehr übel, und ehe ich mich dessen versah, war ich von ihnen überfallen und wurde arg zerbissen, eine Plage, die wol eine Stunde dauerte. Wer also die wiederum in Ameisen zurückverwandelten Myrmidonen in ihrer Cecropsburg belauschen will, sei etwas vorsichtig dabei!

Vor allen Pflanzenformen aber fiel mir eine ganz besonders auf, eine Philodendron, eine Aroidee, vielleicht die mächtigste von allen. An feuchten Stellen, in dichten Hecken, auf halbverwesten Baumstämmen steht der saftige Stamm, zwei bis drei Fuß hoch und noch höher, mit grauen Narbenflecken, ganz wie die Haut einer Schlange, bedeckt, den Spuren der abgefallenen Blätter. Zwölf bis sechzehn Blätter bilden die dichte, saftige Krone. Jedes Blatt hat einen saftigen Stiel von etwa zwei Fuß Länge, ebenso groß und noch größer ist das dicke, pfeilförmige Blatt selbst. Aber es bildet keine Fläche, wie sonst die Aroideen, vielmehr ist es tief eingezackt und nur an seinen Rippen, deren es je neun bis zehn zu beiden Seiten alternirend an der Mittelrippe hat, mit Blattsubstanz versehen. So bildet es eine ebenso starke als elegante Blattform, deren Pracht schon von fern in die Augen springt. Am untern Ende der Blattstiele entspringen nun aus dem Stamme einzelne Warzen, die zu langen, dicken, fast rübenartigen Stolonen auswachsen und sich um benachbarte Büsche und Bäume anklammern und so den Stamm des eigenen Gewächses festhalten. Aus dieser parasitirenden Natur hat die Botanik die liebenswürdige Seite herausgesucht und die Pflanze Philodendron, „Baumlieb" genannt. Wunderbar verstrickt ist manchmal das Philodendron mit seinen Nachbarn; oft kann man den Zusammenhang kaum herausfinden. Oft stirbt nun das Gewächs ab. Aber auf dem Sterbenden, auf der Leiche des Gestorbenen bildet sich aus dem Stolo ein neues Philoden-

Digitized by Google

dron, ein knollenartiges, wunderlich gestaltetes, welches seine Epigonennatur halb im Moder, halb in der Luft hängend fortsetzt. Alle Theile der Pflanze haben eine rübenartige Substanz. Durchschneidet man sie, so schwitzt sie einen Saft aus, der in der reinsten goldgelben Farbe zu einem Harze gerinnt, welches man zur Reinigung von schlaffen Wunden angewandt hat. So erschien mir denn die Aroidee als eine der bemerkenswertheften und prachtvollsten Pflanzen der Insel. Und noch mehr! Ich bin fest überzeugt, daß man, wenn man der Pflanze ihr scharfes Harz entzieht, aus ihr ein ganz vortreffliches Nahrungsmittel gewinnen kann.

Freilich hat man viel bessere Nahrungsmittel auf der Insel. Das glückliche Eiland erzeugt eigentlich alles, was zum Leben nothwendig ist: Fleisch und Gemüse aller Art, herrliche Früchte, sogar ausgezeichnete Weintrauben, Kaffee, Baumwolle, Taback, Zuckerrohr u. s. w., obgleich bei der Kleinheit der Insel eigentlich kein Artikel als ein besonders wesentlicher Exportartikel hervorzuheben ist.

Dasselbe ist auch von der Hauptstadt Desterro selbst zu sagen. Unter den 6—7000 Einwohnern hat sich kein besonderer Zweig von Thätigkeit ausgebildet, wodurch der Stadt irgendeine Bedeutung zukäme. Man sieht alle Gewerke und den Handel in gleichmäßiger Entwickelung, ohne irgendeine glänzende Seite zu zeigen. Es fehlt nicht an großen Häusern, doch scheint es mir sehr an großen Läden und Waarenmagazinen zu fehlen; ja ich kann nicht umhin offen einzugestehen, daß ich in fernliegenden, viel kleinern brasilianischen Städten, wie z. B. Itaqui und Uruguayana, in S.-Gabriel und Alegrette viel Besseres derart gesehen habe. Der Anstrich einer gewissen Eleganz, einer anscheinenden Wohlhabenheit fehlt hier gänzlich. Man sieht keine Hauptstraßen, sondern nur Nebenstraßen; ein altes Zuchthaus, ein alter Präsidentenpalast, ein altes Posthaus, ein neuer Fischmarkt, ein gräßlich altes Thea-

Digitized by Google

ter und einige leidliche Kirchen möchten die Hauptgebäude der Stadt sein. Sehr hübsch ist am entgegengesetzten Ende der Stadt die neue, halb ausgebaute Misericordia, in der die unermüdlichen Soeurs de charité sich mit kranken Leuten und kleinen Kindern außerordentlich viel Mühe geben, um durch alle nur möglichen guten Werke in den Himmel zu kommen. Die guten katholischen Schwestern! Ich freue mich immer, wenn ich die lieben freundlichen Gesichter unter den weißen Cornettes zu sehen bekomme! So manch Stück Arbeit habe ich mit ihnen vollführt in den Hospitälern von Rio, so manche ernste Stunde verlebt in Gelbfieberzeiten, in der Misericordia, im Hospicio de Pedro II., im Nossa Senhora da Saude! Gerade die Superiorin vom Hospital von Desterro, Soeur Roza Vialla, erinnerte mich an so ernste, schwere Zeiten. Viele von den Schwestern in Rio waren am gelben Fieber erkrankt, so manche starben in ihren Reihen, freudig, getrost, todesmuthig. Auch Soeur Roza war damals sehr krank; während meiner Anwesenheit in Europa war sie Superiorin in Desterro geworden, und ich freute mich von Herzen, als ich die liebe Schwester wiedersah.

Sonst habe ich in Desterro wenige Menschen kennen gelernt. Der Präsident der Provinz, Dr. Coutinho, nahm mich freundlich auf und verhieß mir seinen Beistand zur glücklichen Vollführung meiner Reise, sowie ich auch einige sehr zuvorkommende Angestellte in seinen Bureaux kennen lernte. Eine freundliche und erquickliche Menschengruppe bildeten einige deutsche Gelehrte, Lehrer am Lyceum zu Desterro. Der Director ist ein Herr Becker; einer der Professoren ist ein Herr Burkart, welchen beiden sich ein Dr. Müller hinzugesellt, alle drei frische, offene deutsche Naturen von guten Kenntnissen, in deren Umgang ich mich wohl fühlte. Gerade in den Tagen meines Aufenthaltes in Desterro machte man ihnen seitens der Tagespresse das Leben etwas sauer. Die Herren



Digitized by Google

sind nämlich Protestanten und das findet man gefährlich für die Jugend. Wenn man doch um Gottes willen still sein wollte mit dem widerlichen Gezänke! Erst wollen sie uns das Evangelium nicht lassen und hinterher noch unser Wissen nehmen! Doch können wir vollkommen ruhig sein, denn ich glaube ganz offen gestanden nicht, daß die drei Zeitungen von Desterro: „Argos", „S.-Elmo" und „Cruzeiro" den Gang und die Entwickelung unsers Jahrhunderts zu hemmen im Stande sind, wie bedeutend sie auch sonst immer sein mögen.

Eine mir sehr angenehme und interessante Persönlichkeit in Desterro ist Herr Schüttel, ein Schweizer oder Norditaliener, eine freie, vielseitig ausgebildete Natur. Ursprünglich Chemiker und Techniker, hat er sich mannichfach mit physikalischen Wissenschaften befreundet und hat interessante Reisen gemacht, die ihn denn zuletzt nach Sta.-Catharina führten, wo er auf manche Colonieentwickelung unverkennbaren Einfluß gewonnen hat. Und noch mehr! Seine eigene gute Erziehung hat sich auch auf manche Kreise der Stadt wohlthuend ausgedehnt. Herr Schüttel ist auch ein tüchtiger Dilettant in der Musik, ein wackerer Violinspieler. Als nun vor einigen Jahren ein vortrefflicher Musiker aus Stettin, Herr Hautz, nach Desterro kam und sich dort seine Thätigkeit bildete, haben beide mit vereinten Kräften einer gediegenern Musik die Bahn gebrochen und den Geschmack entschieden geläutert. Sie haben eine Art von Liebhaberconcerten zu Stande gebracht, Orchester und Singstimmen, woran viele Einwohner der Stadt mit ihren Familien Freude zu finden scheinen und ebenso gern jetzt Mendelssohn'sche und Schubert'sche Sachen hören, wie den Cavatinenmarsch von Verdi und Bellini.

Aber auch den Europäer regen solche alte bekannte Töne mächtig an. Beim Herrn Hautz im Hause hörte ich, eben von den Guaranis am Uruguay zurückgekehrt, Beethoven'sche Sachen, Lieder von Mendelssohn und Schubert und Schu-

Digitized by Google

mann'sche Klänge! Solche Töne schlagen mächtig ein in die innerste Seele, und das um so tiefer, je weniger man auf dieselben vorbereitet war! So geht denn heilige Orphische Kunst in stillem Wandel noch heute um den Erdball und mildert die Sitten und zähmt das Wilde und Ungebändigte am Rande der Urwälder selbst von Südamerika.

Von der Volksmenge in Desterro kann ich wenig sagen. Der Reisende, zumal wenn er sich nicht allzu lange in einer brasilianischen Stadt aufhält, hat wenig Gelegenheit, das Volk in seiner Menge zu erleben, denn ein öffentliches Volksleben, ein Leben und Treiben auf Promenaden, Musikgärten und Brunnenplätzen gibt es nicht, am wenigsten im kleinen, etwas verrosteten Desterro. Doch war am 30. Mai das Kirchweihfest der Kapelle von Menino-Jesus (vom „Kleinen Jesus") jenseits des Signalbergs. Da gingen denn am Morgen viele Menschen hinaus; ich traf Herren und Damen ganz elegant zu Pferde, noch viel mehr Leute gingen zu Fuß, und es sah ganz gut aus, wenn so einzelne Scharen geputzter Menschen die Abhänge am Strande hinabschritten oder aus dunkeln Kaffeebüschen hervorkamen, um zur Kapelle zu ziehen. Doch kam mir der Menschenschlag nicht eben schön vor. Ja, er erinnerte mich ziemlich unangenehm an Madeira: dieselbe Indifferenz der Gesichter, dieselbe Reglosigkeit der Mienen, dieselbe Verwitterung der Gesichtsfarbe. Die Einförmigkeit eines Inselllebens macht auch das innere Leben einförmig und reglos, und das Antlitz wird der Träger des innern Lebens, es wird, wie jenes, einförmig und reglos.

Aber Sonntags sehen alle Menschen gut aus. Und so gefielen mir auch die Desterrenser ganz gut auf ihrer Wanderung zum Klein-Jesus-Fest. Nur schade, daß es bald zu regnen anfing und so der Fortgang des Festes gehindert ward. Vielleicht geht die schöne Welt der Stadt erst später nach Menino-Jesus hinaus, und wenn ich nachmittags hinaus-



Digitized by Google

ſpaziert wäre zum Kirchweihfeſt und kein Regen die Leute zurückgehalten hätte, würde ich ganz gewiß viele wunderhübſche Damen und elegante Herren geſehen haben. Somit möchte ich denn meinen Ausſpruch, der Menſchenſchlag in Deſterro wäre nicht eben ſchön, nur ſehr bedingungsweiſe und mit bedeutender Vorſicht gethan haben.

Viel einſamer als auf dem Wege zum Kirchfeſt war es auf dem Kirchhof von Deſterro, den ich denſelben Nachmittag beſuchte. Der Regen hatte ſich verzogen, die Wolken hatten ſich zu ſchneeweißen Ballen zuſammengezogen und waren in die Thäler, ja faſt bis zum Meeresufer hinabgeſunken, ſodaß die hohen Gipfel der Serren auf dem Feſtlande im reinſten, klarſten Grün gen Himmel hinaufragten. Der Kirchhof, nordweſtlich von der Stadt gelegen, faſt unmittelbar über dem Engpaß (estreito), der hier die Inſel vom Feſtland trennt, lag im ſtillſten Frieden da, nach beiden Seiten, nördlich und ſüdlich, großartige Fernſichten über die Lagune bietend, nach beiden Seiten hohe Gebirge, Buchten und glänzende Caps zeigend, ein Bild, das mich faſt an die Meerenge von Meſſina erinnerte, und jenen Maitag, als unſere drei öſterreichiſchen Kriegsfahrzeuge durch dieſelbe hindurchzogen; weniger claſſiſch freilich die Meerenge von Sta.-Catharina, ſelbſt bis auf die Schiffahrt, denn nur ein kleiner däniſcher Schooner, Union, zog mit kaum gewölbten Segeln durch die Meerenge hindurch nach dem Norden. Unten am Strande liegt ein kleines Fort mit fünf bis ſechs Kanonen, um die Einfahrt in den Hafen von Deſterro zu überwachen; ſüdlich von ihm iſt das Ufer von Granitblöcken gebildet, an die ſich Grauwacke in der allerinnigſten Verkittung angelegt hat, ſo feſt, daß an einigen Stellen, wo die Cyklopenmauer zertrümmert iſt, beide Geſteine zuſammen losbrechen, ohne einander loszulaſſen.

Eine höchſt unvollkommene Fährverbindung findet hier zwiſchen Inſel und Feſtland ſtatt. Es kamen gerade einige

Digitized by Google

Reiter, die mit ihren Pferden nach dem Continent hinüber-wollten. Von einem kleinen, kümmerlichen Fährhause stieß ein ganz gewöhnliches Canot mit zwei Menschen ab; man band den Pferden Stricke um den Hals und trieb sie so nach manchen vergeblichen Mühen ins Wasser hinein. Unter heftigem Schnauben schwammen sie neben dem Canot her ans jenseitige Ufer. Bei stillem Wetter geht das, aber wenn nur einigermaßen der Wind weht, scheint mir die Procedur doch etwas riskant zu sein; die Breite des Estreite mag doch immer tausend Fuß und noch mehr betragen, und die Thiere müssen die ganze Strecke schwimmen.

Die Kümmerlichkeit der Fähre beweist auch einigermaßen die Unbedeutsamkeit des Verkehrs zwischen Festland und Insel. Nicht das kleinste Dampfboot verbindet die Provinzialhauptstadt mit dem gegenüberliegenden Ufer, von welchem morgens nur einige Colonisten zur Stadt kommen, um ihre Producte zu verkaufen. Für die Entwickelung beider, der Stadt und der Anlagen auf dem Festland ist die ganze Lage der Hauptstadt höchst beeinträchtigend. Man sollte sie unbedingt nach dem Festlande hinüberziehen. In kurzer Zeit schon würde sich der Vortheil dieser Veränderung herausstellen und sich eine schnelle Entwickelung der Colonien des Festlandes ergeben, unter welcher die neue Hauptstadt ebenfalls schnell heranwachsen würde und jenes kümmerliche, reglose Colorit verlieren, was Desterro, trotz seiner reizenden Natur und des lieblichen sie umlagernden Friedens dennoch auf die Länge etwas langweilig machen muß.

In S.-Miguel müßte eine Hauptstadt bald vortrefflich gedeihen, in S.-Miguel oder der nächsten Nähe dieses Orts; die Bucht bietet mehrfach vortreffliche Hafengelegenheiten. Schon Anson hat auf die maritimen Vorzüge jener Gegenden hingedeutet, nach ihm ist das mehrfach von andern Seefahrern geschehen. Am Ende ist bei Kriegseventualitäten die Insellage

Digitized by Google

der Hauptstadt sehr unsicher; Stadt und Insel können leicht überrumpelt werden. Ich sah ein amerikanisches Dreimastschiff nördlich von Desterro kreuzen; es können dort ganze Flotten einlaufen und sicher ihre Bewegungen machen. Vorläufig mag das wenig zu bedeuten haben, aber es mag doch einmal eine Zeit kommen, wo Desterro, heranwachsend, ein verwundbarer Fleck sein möchte und das Gelüst einer maritimen Macht anregen könnte. Schon deswegen ist die Inselage der Hauptstadt zu misbilligen.

Am letzten Mai bereitete ich meine Abreise von Desterro vor. Ein Major, Herr Alvim, hatte die Güte gehabt, in S.-Jozé auf dem Festland, Desterro gegenüber, für den Ankauf von Pferden für mich Aufträge zu geben. Der Herr Präsident Dr. J. J. Coutinho versah mich mit einer bedeutenden Reihe von Briefen an einflußreiche Personen der einzelnen Districte, durch welche ich kommen würde, und mit einer offenen Aufforderung an alle Civil- und Militärbehörden, mir all die Hülfe zu leisten, die ich zur Erreichung meiner Reisezwecke nöthig haben möchte, sodaß ich trotz der vorgerückten Jahreszeit einer glücklichen Reise, so weit solche von Menschenmacht abhing, entgegensehen konnte.

Zur Reise selbst hatte ich mir folgenden Plan gemacht. Auf meiner ersten Excursion wollte ich von S.-Jozé nach Enceada, Garupaba und über Mirim nach Laguna gehen, dort den Tubarão hinaufgehen zu den Steinkohlenlagern, und über die Serra an den Quellen des Uruguay vorbei nach Lages reiten, wenn die Witterung diese höchst beschwerliche Tour zulassen würde. Von Lages wollte ich dann über die sogenannte Militärcolonie und die Colonie von S.-Pedro de Alcantara nach S.-Jozé zurückkehren und auf einen oder zwei Tage wiederum in Desterro vorsprechen.

Eine zweite Excursion sollte mich dann von S.-Jozé über den Biquassu und S.-Miguel nach Tejucas führen und von

Digitized by Google

dort über Porto Bello nach dem Itajahy und deſſen Colonien. Ueber Itapocoroi ſollte mich dann mein Weg in das Gebiet des S.-Francisco führen, wo ich eine genaue Anſicht der dortigen Colonie gewinnen wollte. Falls es möglich wäre, wollte ich von S.-Francisco auf einer neuen Picade über S.-Jozé nach Coritiba gehen oder, falls jene Picade nicht zu paſſiren ſein würde, eine beſſere Straße über Guaratuba aufſuchen, und ſo auf einem Umwege in die neue Provinz Paraná hinaufgelangen.

Am 1. Juni morgens 8 Uhr war ich denn reiſefertig. Ein leichtes Boot trug mich mit meinen Reiſe-Utenſilien aus der Bucht von Deſterro fort, und im ſchönſten Morgenglanze entwickelte die herrliche Lagune alle ihre Reize. Kaum ein Lüftchen regte ſich; in ſcharfen Umriſſen ragten die grünen Gebirgsketten des Feſtlandes gen Himmel; man konnte tief in die einzelnen Thäler hineinblicken und an den Anhöhen jedes Häuschen erkennen. Auf den glatten Granitmaſſen, die aus dem ruhigen Meereselement herausragten, ſaßen Möven und putzten ſich ihr weißes Federkleid; einzelne Stoßtaucher flogen auf Jagd umher und ſtürzten dann urplötzlich hinein in die Lagune; eine Menge kleiner Canots lag zerſtreut auf dem Waſſer, beſetzt mit angelnden Fiſchern, die alle Augenblicke einen ſilberglänzenden Fiſch aus der grünen Tiefe heraufholten. So bot alles ein ebenſo liebliches wie großartiges Friedensbild dar, in welchem wir eine ſtarke Meile machten.

S.-Jozé iſt ein kleines Städtchen, das freundlich, wie alles, was an der Lagune von Sta.-Catharina liegt, an einem Abhange ſich ausdehnt und manche recht hübſche Häuſer hat. Eine neue Kirche ſchien im Bau ſtecken geblieben zu ſein; eine kleine, höher gelegene Kapelle ſchien ſie ſelbſt überflüſſig zu machen. Und ſo mag ſie denn etwas an Caçapava erinnern.

Ich fand zwar Pferde vor, doch erregten ſie mir kein gro-

Digitized by Google

ßes Zutrauen, obgleich sie wenigstens eine Tugend in hohem Grade an sich trugen, eine geduldige Ruhe und Gelassenheit.

Wir brachen auf. Der Weg ging meistens angesichts der Bucht, deren Ebbezustand das flache Ufer eben nicht schön macht. Schön waren nur die weißen Reiher, die dort umhergingen und oft in seltsamem Schnellauf einzelne Thiere auf dem Schlamme verfolgten.

Gleich zu Anfang passirten wir den Maruim; eine Steinbrücke von sechzehn sehr schmalen Bogen führt über den Fluß. In den Niederungen dieser Gegend liegen viele Ziegelbrennereien und manche ganz hübsche Anpflanzungen, wie ungesund auch die halb sumpfige Gegend aussehen mag. In einem sehr weiten Bogen hat man den Weg auf etwas festern Grund zu führen gesucht und dennoch ist er an manchen Stellen sehr schlecht; nach einigen Tagen Regen muß er gar nicht zu passiren sein. Zwei mal mußten wir absteigen und die Pferde führen, obwol die Wege wegen der anhaltenden Trockniß als ganz besonders gut dargestellt wurden. Aber was nennt man nicht einen ganz besonders guten Weg in der Provinz Sta.-Catharina!

Einige Leguas von S.-Jozé hebt sich die Gegend ganz bedeutend hoch und bildet auch eine kräftige Waldvegetation. Hier fließt unter einem Pik von 2500 Fuß Höhe der klare Cubatão durch, ein nicht ganz kleiner Fluß von schnellem Lauf, den wir indeß doch durchreiten konnten. An seinem rechten Ufer trafen wir bald wieder die Meeresbucht an, aber in noch ziemlich bekannten Gegenden; im Norden konnten wir noch sehr deutlich Desterro erkennen, sodaß wir in vier Stunden Reitens bei den bedeutenden Biegungen des Wegs, um sumpfige Stellen zu vermeiden, nur drei Leguas gewonnen hatten. Bei einem Obersten Jozé Ignacio, bei dem ich einen Brief vom Präsidenten abzugeben hatte, verweilte ich einen Augenblick. Sein neues Haus auf einer Anhöhe bietet eine

Digitized by Google

prachtvolle Aussicht über die Lagune hinweg und ist deswegen sehenswerth. Doch ritt ich noch eine Legua weiter. Die Sonne ging unter, ein kalter Abendwind wehte, und als wir in Rosario oder Enseada do Brito ankamen, war es ein unbehaglicher Abend geworden. Die Bucht rauschte weit hin und der kleine, halb öde Ort machte sich unfreundlich genug für die Ankommenden. Dicht am Wasser in einem großen etwas verkommenen Hause fand ich bei einem Herrn Militão die allerfreundlichste Aufnahme und ein bequemes Unterkommen für Männer und Rosse.

Wenn man vom goldenen Morgenroth geweckt wird und der erste Blick des Erwachenden auf eine liebliche, wie ein Landsee eingeschlossene Bucht fällt, um welche schroffe und dennoch herrlich grünende Gebirge herum in die reine Luft eines kalten Herbstes hinausragen, so ist selbst ein kleiner, öder Dorfplatz unendlich freundlich und anziehend. Und so schien mir am Morgen des 2. Juni auch Rosario mit seinem Kirchlein an der Enseada do Brito ein ganz lieblicher Verbannungsort zu sein. In der ersten Morgenstille, in der sich an jenem einsam gelegenen Oertchen nicht einmal ein Vogel vernehmen ließ, nahm ich von meinem gutherzigen Herrn Militão und seinem Eril Abschied und ritt eine halbe Stunde längs der Bucht. Dann hob sich der Weg schroff am Gebirge in die Höhe; noch einmal hatte ich einen vollen Rückblick auf die ganze Insel Sta.-Catharina und folgte dann dem einsamen Bergweg, an dessen Bäumen und Felsblöcken zahlreiche Orchideen ihre vollen Blüten geöffnet hatten.

Im nächsten Thale kommt der Massambu aus einer weiten Gebirgsschlucht hervor, deren einzelne Höhenzüge und Vorsprünge anmuthige Verkettungen und schöne Perspective bilden. Der Fluß selbst ist nur eine Meile aufwärts schiffbar, aber ziemlich tief. Die Pferde schwammen durch; ein sehr kleines Canot trägt die Reisenden hinüber; aber so klein ist

Digitized by Google

es, daß es außer dem Rudernden nur zwei Menschen faßt, welche sich platt auf den Boden niedersetzen müssen, damit der hohle Baumstamm nicht umschlägt.

Eine weite, sumpfige und sandige Niederung nahm uns auf. Oft ist der Sumpfboden nur mit einem langen Grase besetzt und erstreckt sich wie ein Krautsee bis ans Gebirge. Meistens aber ist der Boden etwas mehr gehoben und bietet auf seinen Sandhügeln eine ziemlich reichliche, ungemein anziehende Vegetation, in der blühende Bromeliaceen, Orchideen, Melastomen von großen Gebüschen abwärts bis zu ganz kleinen Krautpflanzen die Hauptrolle spielen. Als eigentliche Charakterpflanze indeß tritt eine Vacciniacee in Menge auf, die hier ganz die Rolle unserer Heidelbeeren spielt, nur sind die Büsche viel höher und schlanker gebaut, mit schönrothen, aufgeblasenen, fünfrippigen Blumenkronen, welche nach dem Verblühen eine Beere, ganz unsern Heidelbeeren ähnlich, bilden.

Am schönsten aber schmücken die verschiedenen reiherartigen Vögel die Fläche. Zwei weiße Arten, die eine bedeutend groß, wandeln überall umher, neben ihnen hellrothe Ibis und Löffelreiher, in ganzen Scharen erheben sich oft die anmuthigen Thiere.

Und doch hat die ganze Gegend den Anstrich einer tiefen Einöde und Verlassenheit. Nirgends trifft man ein Haus, kaum hier und dort eine Spur von Anpflanzung; der Boden scheint ungemein hartnäckig jedem Fleiße seinen Lohn zu versagen. Selbst da, wo sich das Gebüsch zu einem wirklichen Walde zusammendrängt, ist dasselbe krüppelhaft und mit Parasitenpflanzen aller Gattungen dicht übersäet. Einmal traf ich ein einsam gelegenes Haus, worin ich nach dem Wege fragte; sonderbarerweise wohnte dort ein Ehepaar aus Schweden, ein kranker Mann mit seiner Frau; letztere schien ebenso verwundert einen Fremden zu treffen, wie ich es war, hier eine Schwedencolonie zu sehen.

Digitized by Google

Nach langem Herumirren zwischen Sandhügeln, Moräſten und kleinen Waldpartien geriethen wir nach der ſogenannten Guarda, dem erſten Punkte der Seeufer außerhalb der Lagune von Sta.-Catharina, unter einem hohen Vorſprung der Küſte liegend. Hier reitet man im Seewaſſer um einen Felſenvorſprung herum und folgt dann der Sanddüne, gegen welche der offene Ocean mit furchtbarer Gewalt andonnert. Bald aber befindet man ſich wieder vor einem Binnenwaſſer, dem Ausfluß eines kleinen Landſees, der Lagoa de Embaú, durch welche die Pferde hindurchſchwimmen müſſen, die Menſchen aber mit einem Canot, ganz wie am Maſſambu, gefahren werden. Wirklich entſetzlich einſam iſt die Stelle. In hohen, ſchneeweißen Wällen liegen die Dünen da; kein Halm ſproßt auf ihnen, kein Leben regt ſich auf dem Boden, unabläſſig peitſcht der Ocean das einſame, heilloſe Geſtade. Bald kommt man wieder zu einigem vegetabiliſchen Leben, und eine Art von Wald beginnt. Aber mit ſolcher Gewalt hat Wind und Welle den Sand hier aufgetrieben, daß er bis zu 30 Fuß Höhe gegen den Wald und in denſelben hineingedrungen iſt. Wie eine Rieſenmauer liegt er gegen den Wald an, nur mit ihren Kronen blicken hohe Bäume noch heraus aus dem verſchüttenden Element, um nächſtens ganz zu verſchwinden und vielleicht nach Tauſenden von Jahren als metamorphoſirtes Holz zu erſcheinen. Cactus dagegen und Bromelien erklettern ohne Mühe die andrängenden Sandberge und dienen mit der Zeit dazu den wandelnden Boden zu feſſeln. Eine neue Vegetation bildet ſich auf dem neuen Gebirge und ein lebendiger Urwald wuchert heraus aus den Gräbern der verſchütteten Vorfahren.

Unſer Weg hob ſich und bot eine herrliche Abendſcenerie. Links neben uns in der Tiefe weithin ſich ausdehnend lag der Ocean, nach rechts hin glänzte am Ende einer dunkelgrünen Waldfläche der See Embaú zu uns empor; duftende Hoch-

Digitized by Google

gebirge ſchloſſen den Grund und in tauſend zuckenden Strahlen ſchoß das Abendroth am Himmel auf.

Unſere Gäule waren todmüde und wir konnten Garopaba nicht mehr erreichen. So fand ich denn ein Unterkommen in der Vende eines alten Spaniers, welche in einem kleinen Nebenhauſe ein Fremdenquartier, eine Scheune mit einer bretternen Soldatenpritſche darbot, und ein Abendeſſen aus Manioc-mehl und Eiern. Ein Hotel iſt das freilich nicht, aber dem, der lange umherirrte, eine ebenſo erquickliche, wie jene Orte im Orient, wo der ſchlaue Seruger ſeine Makamen reimte. Das Meer aber rauſchte die ganze Nacht ſeine uralten Makamen.

Im Mondſchein vor Tagesanbruch ließ ich ſatteln und hielt ſchon auf der nächſten Höhe, als die Sonne aufging. Der Oſten war vollkommen rein, kaum genug Dunſt lag am Horizont, um einen rothen Schimmer zu bilden. Faſt ganz gleiche Farbe hatten Himmel und Meer, zwiſchen beiden brach die Sonne wie ein gewaltiges Meteor hervor und glänzte wieder im Schaum der Brandungen unter mir in der Tiefe. Gamboa oder Armação, wie das kleine Neſt heißt, wo ich Nachtquartier gefunden hatte, lag noch im Schlafe; die Sonne drang noch nicht bis in die Tiefe hinein, nur die Höhen glühten und ſchlanke Palmen ſchüttelten, halb träumend noch, die luftigen Häupter. Von dichten Gruppen prächtiger Strelitzien tropfte der Morgenthau hinunter; Bromelien und manche ſchöne Orchideen hingen blühend an den Zweigen halbverdorrter Myrten, deren Aeſte mit Usneen wie mit grauen Bärten geſchmückt waren. Doch iſt das immer das alte Morgenlied bei dem, der in Braſilien reiſt. Darum eine halbe Stunde weiter und — ſtarr, ſtill und vollkommen todt liegt das Dünenchaos da! Wir ritten in tiefem Sande, links das zwar ruhige, aber dennoch in langen Rollwellen ans Geſtade toſende Meer, in ſeinem Tumulte ohne alle Lebensſpur. Kein

Digitized by Google

Seeſtern, kein Echinus, nicht Muſchel noch irgendein Seetang ward ausgeworfen, ſchneeweiß rollte die Schaumbrandung auf den ſchneeweißen Sand, beide bezeugend des alten Homer Wort vom „unfruchtbaren Meer". Und dennoch drängt ſich auf der dem Meere abgewandten Seite der Dünen die Vegetation und zwiſchen ihr Menſchenfleiß bis zum Gipfel der Sandwellen, und hinter den Schanzen krähen Hähne, dieſe unverwüſtlichen Apoſtel der Cultur, frech hinein in das Rollen der Brandung. Wieder bergauf ging es und wieder bergab. Aber bergauf und bergab glühte hier die Bignonia ſplendens ganz beſonders herrlich und erinnerte mich daran, daß heute Himmelfahrtstag wäre; in der Morgenpracht hatte ich noch gar nicht daran gedacht. Dann wieder ein kleiner Ritt in rollender Brandung und nun durch eine unabſehbare Ebene!

Campo de Una heißt eine Ebene von Garopaba bis Mirim, wo die Lagoa von Laguna anfängt, eine Ebene, die auf mich einen eigenthümlichen Eindruck gemacht hat. Zu Anfang iſt ſie faſt ein Sumpfflecken; eine Holzbrücke, Ponte de Linhares, führt hier über einen Fluß und zittert hin und her, wie der Boden dicht neben ihr. Hebt ſich aber der Boden etwas, ſo bildet er eine Wüſtenei eigener Art. Auf lockerm Sande wuchern Myrten, die ſchon erwähnte Vaccinee, Melaſtomen, Cactus und was ſonſt noch einen dürren Boden liebt, oft und in ziemlich weiter Ausdehnung verjagt von Maniocfeldern, die bei ziemlich dürrem Anſehen dennoch große Fruchtbarkeit haben. Nur Eins iſt bei aller Cultur unverwüſtlich geblieben. Wenn man die Ausdehnung der Fläche bedenkt — ſie mag immerhin ſechs Quadratmeilen groß ſein —, ſo darf man wol ſagen, daß Millionen Palmen auf ihr wuchern. Das würde den wundervollſten Wald geben, wenn dieſe Palmen nicht die unglücklichſten Dinger von der Welt wären. Man nennt ſie die „Eſſigbutiapalme". Alle liegen ſie ſchief und krumm durcheinander, kaum eine einzige ſteht

Digitized by Google

gerade und erreicht dann die Höhe von etwa zehn Fuß; alle kriechen förmlich ein Ende auf der Erde hin und erheben dann die Häupter kaum einige Fuß hoch. Die untere Hälfte des Stammes ist dünn und ziemlich glatt, die obere Hälfte dagegen ist angeschwollen, runzelig und schwarz aussehend, mit geringem Blattbüschel, aber desto mehr Parasiten versehen, sodaß man oft wirklich nicht weiß, ob der Stamm für Farrenkräuter, Bromelien, Orchideen oder Clusien gewachsen ist. Die männlichen und weiblichen Blütentrauben sind getrennt. Die kleinen, unreifen Früchte sind essigsauer und enthalten einen harten, schwarzen Kern. Stundenlang ritt ich zwischen diesen schiefbeinigen, dickköpfigen, von Pflanzenungeziefer wimmelnden Palmencretinen hindurch, und schon waren meine Thiere todmüde, als der Palmenwald ein Ende nahm und ich gegen Sonnenuntergang nach dem Oertchen Mirim kam, wo eine Kapelle steht. Sehr „mirim", sehr klein ist alles, zumal das, was man einem Reisenden gönnt. Doch traf ich einen „Fremdenrancho", ein halb offenes Häuschen an mit einer Pritsche aus dünnen Palmenstämmen; eine ganz alte Donna Marianna Fereira gab mir eine Art Mittags- und Abendessen in einem Volumen, Feijão und Farinha de Maniocca ohne Messer und Gabel, dazu getrocknete Schweinsfüße, die mit den Händen gegessen werden. Hinterher schläft man auf dem Sattelzeug und träumt von den bizarren „Impressions de voyage" und dem Campo da Una.

Mitten im Campo da Una liegt ein Landsee, der See von Garopaba, den man auf dem Ritt durch den wüsten Palmenwuchs östlich liegen läßt, sodaß man fast einen Bogen in einiger Ferne um ihn herum beschreibt. Tief in dieselbe Palmenfläche drängt sich nun auch der Binnensee von Laguna hinauf, ja man kann mit Sicherheit annehmen, daß beide einst zusammengehängt haben. Nicht nur die Formation des Bodens spricht dafür, sondern auch das Vorkommen der Butia-

Digitized by Google

palme mit sauern Früchten; sie liebt recht eigentlich die Gegenden, in denen Salzwasser und Süßwasser sich mischen, und findet sich auch viel im nordöstlichen Ufertheil der Provinz Rio-Grande. Auffallend ist es dabei noch, daß für diese misgestaltete Palme und jene stammlose im westlichen Theil der eben genannten Provinz der Volksname derselbe ist: beide heißen Butiapalme.

Wir waren schon aus Mirim fortgeritten, als der Tag anbrach. Die große Lagune lag im Westen wie ein mächtiger Landsee unter uns, hinter ihr ragten die schönen Höhen der Provinz hervor und sonnten ihre obersten Spitzen im Morgenstrahl. Bald aber leitete uns der Weg auf den offenen Meeresstrand, von dessen Sandwüsten und Kirchhofseindrücken ich schon geredet habe. Ueber vier Stunden ritten wir auf dem feuchten Sande der Brandungen. So flach ist hier das Meer, daß die Wellen sich in sechs bis zehn Brandungen brechen und somit kein stoßweißes Anschlagen ans Ufer, sondern vielmehr ein ununterbrochenes Rauschen und Brausen bilden. Das ist auf einige Minuten ganz hübsch. Aber einen ganzen Morgen sich in solchem Zischen und Rauschen befinden zu müssen, ist etwas entsetzlich Abspannendes: ja ich erinnere mich kaum eines Vorfalls, von dem mein Sensorium so heftig angegriffen worden wäre, als von jenem Ritt auf dem Sande des Meeres nördlich von Laguna. Nur durch Eins gewinnt er einen seltsamen Reiz, durch eine Menge von Wasservögeln, die sich am Strande umhertreiben und bis weit in die Wellen einzelner Uferflächen hineinlaufen. So sah ich einige große Reiher, viele Möven und eine Menge von Kahnschnäbeln, einen sonderbaren Wadvogel, dem die Natur einen so ungeheuern Schnabel gegeben hat, daß das Thier ihn kaum vor sich herschleppen kann. Dieser rothe Anhang erregte wirklich mein innigstes Mitleid für das arme Geschöpf.

Endlich schien denn unser Ritt ein Ende zu nehmen. Ein

Digitized by Google

Bergrücken nöthigte uns, das Meeresufer zu verlaſſen und noch eine halbe Stunde durch tiefen Sand zu reiten. Dann lag Laguna an ſeiner breiten Bucht plötzlich vor uns und nach wenig Minuten ward ich vom Doctor Vieira, der erſten Magiſtratsperſon des Städtchens, aufs allerfreundlichſte aufgenommen.

Wenn man zu Lande nach Laguna kommt, ſo begreift man nicht, wie eine Stadt ſo am Ende einer Sandwüſte aufgebaut werden konnte. Iſt man aber einmal im Orte und findet ſich nun zwiſchen dem grünen Bergrücken und der weiten Lagoa mit der herrlichen Ausſicht auf nahe und ferne Gebirge, da erkennt man den Ort gar nicht wieder und glaubt in einer äußerſt fruchtbaren Landſchaft zu ſein.

Architektoniſche Größen hat Laguna nicht aufzuweiſen. An einem großen grünen Platze liegt eine hübſche, ſaubere Kirche, die einen freundlichen Eindruck macht. Dicht daneben liegt ein unfertiges Theater, auf einem Vorſprung in einem andern Ende des Städtchens ragt eine halbgebaute Kirche gen Himmel; das ſind wieder die Denkmale unentſchloſſener Baukunſt, worüber ſich jeder verſtändige Menſch ärgern muß. Die Straßen ſind ſchmal, ungepflaſtert; Equipagen gibt es nicht auf dem Ende dieſer langen Landzunge, da es offenbar kein Terrain zum Fahren gibt und auch keine Nachbarſchaft. Rund herum liegt die See und die Lagune, an der letzten Seite iſt der Bergrücken, an den ſich das Dünenmeer innig anſchließt, ſodaß man nur mit Mühe den Eingang in die Stadt findet und bewundert wird, daß man zu Lande nach Laguna gekommen iſt. Die Rua da Praia (die Straße am Strand) macht noch den beſten Eindruck; wenn auch hier eben kein beſonderes Leben iſt, ſo ſieht man doch einige Bewegung. Es liegen einige kleinere Fahrzeuge vor Anker; ein hübſcher, großer Schooner ward gebaut und zeigte ausgeſucht ſchöne Proportionen.

Digitized by Google

Handel und Fiſcherei iſt das Element von Laguna, wozu ſeine Lage im ſeltenſten Grade geeignet wäre, wenn nicht auch hier ein ähnliches Schickſal wie in Rio-Grande ſich mit einem bedingenden Veto ins Mittel legte. Die Barre ſüdlich von der Stadt hat bei geringer Breite der Einfahrt nur acht Fuß ſichere Fahrtiefe, ſodaß eben nur Schiffe von geringerm Tiefgang einlaufen können. Doch iſt die Barre weniger veränderlich als in Rio-Grande, ſchon deswegen, weil der Waſſerausfluß der Laguna und der in ſie mündenden kleinern Flüſſe ſchmäler und concentrirter iſt als bei Rio-Grande. Und ſoweit ein flüchtiger Blick zeigt, könnte allerdings aus Laguna ein ſehr hübſcher Hafenplatz gemacht werden, von dem man beſtimmt einmal eine gute Straße, theils zu Lande, theils längs der Binnenlagunen von Torres an, nach Porto Alegre führen könnte und dadurch eine ſchöne Communication herſtellen mit Vermeidung der Barre von Rio-Grande. Es iſt beſonders dabei zu bedenken, daß bei ſchlechtem Wetter die in See ſich befindenden Schiffe, ſelbſt wenn ſie nicht in Laguna einlaufen können, ſich ſo leicht in die Buchten von Sta.-Catharina flüchten würden, um dort eine ſichere Gelegenheit zum Einlaufen in Laguna abzuwarten, was an der Barre von Rio-Grande ſo äußerſt weitläufig iſt, denn in der Nähe iſt kein Zufluchtswinkel. Ein gutes Lootſenweſen, ein Schleppdampfboot und feſte Bezeichnung des Fahrwaſſers würden ungemein viel nützen. Vor allen Dingen aber müßte eine Dampfſchiffahrtsverbindung zwiſchen Laguna und Deſterro eingerichtet werden. In acht bis zehn Stunden wäre die Fahrt gemacht und würde Laguna ſomit in regelmäßigen, menſchlichen Verkehr bringen. Würde dann die Straße am Tubaraõ über die Serra hinüber nach Lages gemacht, ſo würden herrliche Länderſtrecken in den Bereich der Cultur gezogen werden.

Schon die jenſeitigen Ufer der Bucht bieten den ſchönſten



Digitized by Google

Anblick dar und versorgen nicht nur die Stadt Laguna, sondern in Menge auch Rio-de-Janeiro mit vegetabilischen Lebensmitteln. Maniocmehl, Bohnen verschiedener Arten und Mais werden in bedeutenden Mengen von Laguna ausgeführt und in Rio zu guten Preisen verkauft. Und so würde Laguna, weit entfernt, ein zum Verkommen bestimmter Ort zu sein, eine bedeutende Zukunft vor sich haben, wenn der Geist rüstiger Unternehmung einmal hier hineindringt und all die vielen Elemente benutzt, welche die Natur in nicht geringem Maße hergegeben hat.

Der Höhenzug hinter Laguna oder vielmehr über Laguna besteht aus rothem Granit von sehr grobem Gefüge und rothem Sand und Thon. An vielen Stellen findet sich Eisenstein in plattenartiger Bildung. Doch möchte es gerathen sein nicht an den Bergen zu wühlen: sie sind die Barrière gegen die wandelnden Dünen der Küste, welche sogar vom Winde weiter getragen werden und ohne jenes Gebirge in wenig Wochen die Stadt begraben könnten. Auch bietet die grünende Höhe manche hübsche Schlucht, manchen freundlichen Abhang zur Anlegung von Landhäusern und Gärten und ist besonders der Punkt, in welchem sich das Trinkwasser der Stadt bildet.

Was wäre sonst vom kleinen Laguna zu sagen? Abends war Novena in der dem heiligen Antonius geweihten Kirche. Sehr viele Menschen konnten nicht dort sein, weil Laguna nicht viele hat. Die aber gekommen waren, betrugen sich still und anständig. Die hübsche Kirche war gut erleuchtet, nur kam mir die Musik herzlich schlecht vor, ja manchmal unter aller Kritik schlecht. Doch lag das offenbar an mir; meine Ohren waren von den Brandungen des Meeres ganz zerrauscht worden und oft kam es mir vor, als ob statt der Clarinette eine Möve in der Kirche kreischte. Raketen stiegen reichlich auf dem Platz vor der Kirche auf: kurz Laguna

Digitized by Google

zeigte in jeder Hinsicht, wie hoch es seinen heiligen Antonius zu schätzen wußte.

Unser guter Dr. Vinira machte mir das Leben so freundlich wie möglich in Laguna, aber dennoch beschloß ich, schon am folgenden Morgen nach Tubaraõ oder Piedade zu gehen, wozu das Wetter, obwol es den Abend ziemlich stark regnete, am Morgen des 5. Juni ganz bedeutend freundlich einlud.

Die Pferde wurden auf einen Landweg um einen Theil der Laguna geführt. Mein Spahi und ich bekamen ein Fahrzeug, aber nur ein sehr kleines, ein einfaches Canot mit zwei Ruderern. Damit fuhren wir ganz rüstig auf die Lagune hinaus, mußten aber bald ans Land gehen, weil ich vom Gepäck etwas vergessen hatte. Unterdeß kam ein starker Südwind auf. Nichtsdestoweniger ließ ich unser Canot zum zweiten mal abstoßen, obgleich es eben kein Fahrzeug für Sturm war. Einige male machte ich mir wirklich einigen Vorwurf über meinen Eigensinn, durchaus vorwärts kommen zu wollen, wo ein Abwarten ganz zweckmäßig gewesen wäre; doch ging alles sehr gut ab und wir bekamen bald ein ruhiges Fahrwasser.

Die Lagune, nach der die Stadt Laguna ihren Namen hat, ist meistens ungemein flach; weite Strecken hindurch konnte unser Canot mit den Rudern fortgestoßen werden. Doch findet sich meistens ein sogenannter Kanal in diesen flachen Gegenden, eine Vertiefung, in welcher die Schiffahrt ohne Schwierigkeit vor sich gehen kann und bis in ferne Winkel und Buchten der Lagune fortgesetzt wird, welche von der Einfahrt zum Theil fünf bis sechs Leguas fern abliegen. So flach sind viele Gegenden der Lagune, daß ganze Schilfpartien dort aufwuchern und grüne Inseln bilden, an deren Rand unzählige Wasservögel sich aufhalten. Da hatten wir denn den herrlichen Anblick, als wir mit unserm Canot sol-



Digitized by Google

cher Schilfinsel nahe kamen, daß in einem Nu wol tausend Reiher, wilde Gänse, hellrothe Löffelreiher, Enten, Möven und andere Vögel sich erhoben und im buntesten Gewirr wie ein Mückenschwarm durcheinander flogen, ohne sich vom Ort zu entfernen. Ich erinnere mich mancher Bilder derart, die mir bis dahin etwas übertrieben erschienen. Doch möchte ich sie fortan kaum reichlich genug ausgestattet finden. Der Anblick war wirklich seltsam und überraschend; kaum traute man seinen Augen.

Durch eine Menge von Biegungen, Ausbreitungen und Verengungen der Binnensee kamen wir einige Meilen südwestlich von Laguna. Es ward einsamer und öder zwischen den Schilfpartien; eine Menge von Crinum blühte dort; zuweilen streckte ein großer Reiher das Haupt aus dem Grünen heraus und erhob sich auf leichtem Fittich hoch in die Luft hinaus. Einmal zeigte uns ein herrliches Thier der Art den vollen, schlanken Wuchs, und ich konnte der Versuchung zu einem Schuß nicht widerstehen. Meine Flinte krachte und lautlos brach das edle Thier zusammen. Wir holten es aus dem Schilf; es lebte noch. Mir that mein Schuß leid, denn ich konnte den schlanken Vogel doch nicht aufbewahren.

Wir erreichten die Mündung des Tubaraõ, dessen Ufer anfangs sumpfig sind, bald aber festern Boden bilden, und namentlich auf der rechten Seite des Flusses mit hübschen Anpflanzungen besetzt sind, wenn auch die Wohnhäuser meistens kümmerlich sein mögen. Ganz besonders reichlich findet man hier die Orangencultur betrieben; kaum erinnere ich mich so viele Orangenbäume gesehen zu haben, wie am Tubaraõ. Namentlich bilden die dicht aneinander gepflanzten Bäume die Grenzen zwischen den einzelnen Ansiedelungen und gewähren, mit Früchten dicht übersäet, einen hübschen Anblick.

Digitized by Google

Weiter aufwärts macht der Tubaraõ viele Krümmungen, und da an seinem Rand eine kleine Landstraße verläuft, welche viele dieser Krümmungen abschneidet, so stieg ich ans Land und machte eine starke Meile zu Fuß längs der einfachen und doch so höchst anziehenden Anpflanzungen, welche nur hier und dort von einigem Waldgebüsch unterbrochen werden. Unten auf dem Fluß fuhren einzelne Jachten den Strom hinab mit leicht geblähten Segeln. Hinter dem Gebirge ging die Sonne unter; die Welt bot mir das Bild des tiefsten Friedens und einer idyllisch schönen Natur dar. So ging ich, als die Dämmerung sich herabsenkte, gegen die kleine Kirche vom Oertchen Piedade aufwärts und erfuhr vom Kapitän Collasso freundliche Aufnahme mittels eines Schreibens vom Präsidenten.

Ich hatte mir schon in Laguna vorgenommen, in Piedade einen Rasttag zu halten. Schon in Porto Alegre hatte man mir von dem Reiz der Landschaft bei Piedade erzählt, ja der Tubaraõ war mit ein Grund gewesen, warum ich gern auf dem Landwege nach Sta.-Catharina hatte reisen wollen, bevor ich mit der Amelia von Porto Alegre ging.

Und wirklich fand ich meine Erwartungen von der Lieblichkeit der Gegend weit übertroffen. In der ersten Morgenfrühe des folgenden Tages (6. Juni) ging ich auf eine kleine Höhe hinter der Kirche. Die Ebene lag wie ein weißes Schaummeer im dichten Nebel unter mir; kaum konnte man ein getreueres Bild einer in tiefem Schnee begrabenen nordischen Winterlandschaft haben. Freilich bildeten einzelne höher gelegene Bananengebüsche einen seltsamen Contrast zu diesem wallenden Schnee; auch glänzten tausend Goldorangen durch den Nebelduft und die schöne Belaubung der höhern, mit reifenden Beeren reichlich besäeten Kaffeegebüsche. Hügel, hohe Palmenschafte und die herrlichen Gebirgsketten in der Nähe und Ferne aber ragten in den schärfsten Umrissen aus

Digitized by Google

den weißen Massen der Ebene heraus und vollendeten so das seltsame Bild vom Süden auf nordischem Schneeboden. Ein leichter Wind rollte die Dünste vor sich auf und ein voller Sommertag oder vielmehr Herbstmorgen lag auf der herrlichen Landschaft.

Wir gingen in einen nahen Wald. Vor ihm waren Anpflanzungen von Mais, an dessen vertrockneten Stauden noch die eingeknickten Aehren hängend waren. Man bricht nämlich, wenn die Maiskolben anfangen zu reifen, das obere Ende der Pflanze um, damit der schwere Kopf mit der ganzen Pflanze vom Wind nicht zu Boden geworfen wird und dort verfault. Halb geknickt kann der Kolben noch vollkommen ausreifen und der Wind kann ihn nicht umlegen. Aber auch die Papageien können sich nicht so leicht, wenn sie auf ihren Morgenexcursionen die Felder plündern, an den hängenden Aehren anklammern. Und diese Rücksicht auf die geflügelten Räuber der Waldungen ist sehr nothwendig. Ganze Scharen von ihnen schrien und zankten am Waldrand; zu hunderten zogen sie kreischend durch die Luft und zeigten schwirrend ihre schönen Farben. Doch flogen alle ungemein hoch und schienen schon gewitzigt gegen Feuergewehr und Menschenlist. Wir konnten keinen einzigen zum Schuß bekommen.

Tiefer im Walde war es still. Nur einzelne Spechte hämmerten an den hohen Stämmen, leicht auffindbar und verrathen durch den blutrothen Kopf und die stattliche Haube. Einer von ihnen fiel auf einen Schuß, aber es ist unmöglich einen Vogel aus dem Gewirr des Waldes herauszusuchen zwischen Farrenkräutern, schlanken Palmen mit jungem Nachwuchs und dicht aneinander gedrängten Heliconien, der Menge von Cipos, Schlingpflanzen, gar nicht zu gedenken, in denen man selbst hängen bleibt und sich oft wirklich freuen muß, wenn man aus ihren Netzen sich loswickeln kann und den

Digitized by Google

Weg zum Wald hinaus findet. Auf einem trockenen Aſt eines hohen Baumes ſaß ein ſchöner Falke, der ſich ſonnte. Ich ſchoß ihn. An einer Kralle blieb er mit offenen Flügeln faſt fünf Minuten hängen, dann flatterte er zum nächſten Baume, von dem er dann herabtaumelte. Ich kann die Species nicht beſtimmen. Er iſt unten weiß, oben ſchiefergrau, von der Größe einer Taube. Von den zehn weißen Schwanzfedern ſind die beiden mittlern hellgrau.

Schon im Walde hatten wir ein ſehr fernes, aber gewaltiges Rauſchen gehört, wie eines mächtigen Waſſerfalls. Als ich mich danach erkundigte, ſagte man mir, das Geräuſch wäre die Meeresbrandung ſüdlich von Laguna. In gerader Linie iſt jene Küſte drei Leguas, alſo über zwei geographiſche Meilen von Piedade entfernt. Kein Wunder daher, wenn mich das Rauſchen jener Brandungen, als ich am Tage nach Himmelfahrt ſtundenlang hart neben ihnen hinreiten mußte, förmlich vernichtet hatte und ich Gott dankte, nach Laguna hinter den Bergrücken zu kommen.

Mein gaſtfreundlicher Kapitän Collaſſo lud mich zu einem kleinen Spazierritt ein. Wir ritten eine halbe Stunde den Tubarao aufwärts, längs hübſcher Anpflanzungen, von denen einige ſogar mit ſaubern Häuſern geſchmückt ſind. Allüberall glänzen Tauſende von Orangen, ſodaß man die edle Frucht zum Futter für die Schweine benutzt. Ueberall ſieht man Maniocpflanzungen und Maisfelder. Und dennoch, welche Menge von Boden und Waldung bleibt noch unbebaut! Welch ein Naturzuſtand zeigt ſich noch überall!

Wo der Fluß ſich dem Gebirge mit nördlicher Wendung nähert, oder vielmehr aus der breiten Schlucht herauskommt, ritten wir zur Höhe hinauf und konnten einen vollen Blick über die Gegend hinwerfen. Gebirge und Ebenen, ſtiller Wald und belebte Anpflanzungen bilden die wundervolle Landſchaft, durch welche der Tubarao, an 200 Fuß breit

Digitized by Google

und vollkommen schiffbar, wie eine Ader fröhlichen Lebens und Gedeihens in zierlichen Biegungen hinfließt. Ganz in der letzten Ferne ragt über den Schluchten der nähern Bergrücken die hellblaue Serra do Tubaraõ, an deren Westseite der Uruguay entspringt, in deutlichen Umrissen hervor. Durch eine große, theils mit Gebüsch, theils mit Graswuchs bedeckte Ebene am Fuß der nahen Gebirge jenseits des Tubaraõ fließt der Capivari, ein schiffbarer Nebenfluß des Tubaraõ. Das dortige Land ist noch disponibel; es würde einen herrlichen Boden zu einer Colonie abgeben, die auf dem Flusse zugleich eine treffliche Ausfuhrstraße besäße.

Welch einen Anblick wird diese herrliche Gegend am Tubaraõ nach hundert oder zweihundert Jahren gewähren, wenn die Cultur hier ihr großes Reformationswerk vollbracht hat und in jenen herrlichen Ebenen, an den malerischen Höhenzügen bis in die letzten Schluchten hinein Menschenfleiß ein Monument an das andere gefügt hat in Dörfern, Villen, Gütern und Fabriken! Gerade letztere hätte ich zuerst nennen sollen. Denn für Fabrikunternehmungen hat die Natur außer dem Flusse selbst noch das mächtigste Agens, was den Kunstfleiß des Menschen befördert, an den Tubaraõ hinverlegt — Steinkohlen!

Eine große Menge bedeutender Steinkohlenlager sind am Tubaraõ, wo er aus dem Gebirge hervorkommt, entdeckt worden. Man zählt bis heute schon zweiundzwanzig Lager, einige von 12—14 Fuß Mächtigkeit und alle ungemein leicht zu bearbeiten. Ich sah beim Kapitän Collasso einige aus ihnen entnommene Proben, in denen eine ganz vorzügliche Kohle unverkennbar ist. Der Kohlenmineur von S.-Jeronimo, Mr. Johnson, war gerade in den Tagen vor meiner Ankunft in Piedade dort gewesen und hatte nach Rio-de-Janeiro einige Tonnen Steinkohlen geschickt, die er ebenfalls für ganz vorzügliche Kohlen hält. Man kann sie wirklich

Digitized by Google

ohne Uebertreibung mit guten englischen Kohlen vergleichen und ihre große Bedeutung unmöglich verkennen.

Schon vor einigen Jahren hatte man in der Gegend am obern Tubaraõ Kohlen gefunden. Ein Herr Ferreira hatte den Franzosen Carré, ein Amphibium von Priester und Ingenieur, nach Piedade geschickt zu einer genauern Untersuchung der Gegend. Doch bekam der Franzose, der eben keinen guten Ruf hinterlassen hat, Streit in Piedade, und ward, als er abends aus der Kapelle von einem Kirchenfest heimkehrte, mitten im Volkshaufen auf Anstiften, wie man sagt, des damals in Piedade fungirenden Priesters, mit einem Knittel geschlagen. Entweder war Carré's Kopf keine tête carrée, oder der Schlag etwas energischer, als er von jenem Priester bestellt war: Carré stürzte zusammen und blieb auf dem Fleck todt, und die Steinkohlenunternehmung blieb liegen mit dem Erschlagenen, dessen Leiche nach Laguna geschafft ward.

Später nahm der Belgier van Lede, der eine belgische Colonie am Itahasi anlegte, auch die Kohlengegend am Tubaraõ in Augenschein, jedoch, wie es scheint, ohne einen praktischen Erfolg, bis denn vor wenig Jahren der Kohlenreichthum sich fast von selbst verrieth. Da gerade die Hauptmasse der Kohlen auf dem Wege nach Lages liegt, so fand ich auch darin einen besondern Grund den Weg jene schroffe Serra hinauf einzuschlagen.

So hat denn die ganze Gegend am Tubaraõ und Capivari unbedingt eine schöne Zukunft vor sich. Für den Augenblick freilich bleibt noch, außer der herrlichen Natur, ziemlich alles zu wünschen übrig. Die Frequesie, das Kirchspiel, enthält an siebentausend Seelen; die Menschen wohnen aber so zerstreut auf viele Meilen, daß ihnen eine Menge Recurse, welche die menschliche Gesellschaft nun einmal nöthig hat zu ihrem Gedeihen, ganz abgehen.

In der ganzen Frequesie ist z. B. kein Arzt, ja nicht ein-

Digitized by Google

mal in Laguna ist ein solcher. Dort behilft man sich mit einem Chirurgen und einem vagirenden Homöopathen. In Piedade hat man leider nicht einmal einen erstern und Gott sei Dank auch keinen letztern. Jeder hilft sich wie er kann und gut findet. In Laguna herrschten Blattern; sie waren bereits nach Piedade verschleppt. Keine Vaccination ist dort eingeführt, keine Hülfe vorbereitet! Das sind Uebelstände von Bedeutung, an deren Abschaffung ernstlich gedacht werden muß: viel ernsthafter, als man an Bau von Theatern u. s. w. denkt, um sie im Bau wieder liegen zu lassen. Dem reisenden Arzt kommt bei solchen Erlebnissen, die fast nur von ihm zur Sprache gebracht werden können, mancher Entschluß und Plan, durch passende Vorschläge so mannichfachem Uebel abzuhelfen. So mag es auch mit dem Schulunterricht sehr weitläufig aussehen, von einer geistlichen Seelsorge gar nicht zu reden, an die mancher Geistliche in seiner fernliegenden Frequesie wol gar nicht gedacht hat. Für einen Familienvater, der, wie mein freundlicher Herr Collasso, viele Kinder hat, entsteht aus diesen eben aus der Urnatur sich herausentwickelnden Zuständen gar manche Sorge. Er hat außer der Aufsicht über seine Landbesitzung auch noch Arbeiten am Weg in der Serra zu leiten, muß sich, denn Noth bricht Eisen, mit populärer Medicin beschäftigen und seine Kinder erziehen, soweit das gehen will. Dazu ist er der Chef der Nationalgarde im Kirchspiel, was ebenfalls Zeit fortnimmt: kurz, er hat gewiß manche ernste Sorge zu tragen. Um so mehr wußte ich ihm Dank für sein zuvorkommendes, aufopferndes Betragen gegen mich.

Für meine Tour nach Lages mußte manche besondere Vorbereitung getroffen werden wegen des bösen Weges. Zwar waren meine Rosinanten angekommen, aber sach- und wegekundige Leute behaupteten, ich bekäme die Thiere nicht bis Lages. Da gab sich denn mein guter Kapitän alle

Digitized by Google

nur mögliche Mühe, mir durch Wegweiser, Briefe und Thiere den übelberüchtigten Weg möglich und selbst leicht zu machen.

Ich konnte unterwegs die Quelle von Caldas, die Steinkohlenlager sehen, und hatte demnach keinen weitern Grund, mich in Piedade zu verweilen, wie lieblich auch die Ufer des Tubarao daselbst sein mochten.

Trotzdem daß man mir von dem bösen Weg durch manche Wildniß über die Serra von allen Seiten viel erzählt hatte, ritt ich dennoch am Montag (7. Juni) mit meinem Spahi und einem Wegweiser, der mich bis über die übelberufene Serra do Tubarao bringen sollte, unverdrossen fort, in der festen Ueberzeugung, daß meine Füße, die mich schon so manches mal über Berg und Thal getragen hatten, mich auch noch über die verrufene Serra tragen würden, falls meine Pferde den Weg nicht aushalten sollten.

Noch lieblicher als in Piedade selbst ward das Thal des Tubarao höher hinauf. Wir ritten am linken Ufer aufwärts, gerade dem Ufer, wo eine Anpflanzung sich an die andere drängt, alle aber an die Ufer des Flusses sich anlehnen, der in malerischen Biegungen sich in bald breiterer, bald engerer Fläche zwischen den Bergen hinschlängelt, aber auch reißendere Strömung annimmt, und durch die in seinem Bett schon hier und dort auftauchenden Felsenblöcke verräth, daß es mit seiner Schiffbarkeit bald vorbei sein wird. Fast erinnerte mich die Scenerie an das Neckarthal über Heidelberg hinaus.

Nach einem Ritt von zwei Stunden kamen wir zu einem Punkt, „Guarda" genannt, wo ein Major eine große Anpflanzung hat. Auf seinem Grund und Boden entspringt die heiße Quelle.

Unmittelbar unter einem schroffen Waldabhang bricht unter einem Granitblock eine nicht eben in großem Flusse sprudelnde Quelle hervor von 26° R. Temperatur und der vollkommensten Klarheit. Kaum die eine oder andere Gas-

Digitized by Google

blase steigt aus dem Boden des uneingefaßten Beckens, das die Quelle bildet, empor, kaum hat das Wasser einigen leicht alkalinischen Geschmack. Und dennoch fordert sie zu einer genauern chemischen Analyse auf. Denn es ist ja ganz bekannt, daß selbst indifferente, heiße Quellen dennoch große Wirkungen zeigen. Zwar hat diese Quelle noch keine Geschichte und namentlich noch keinen Trompeter ihrer Heilwirkungen erlebt: doch erzählte mir der Major, daß schon sehr viele Leute mit chronischen Rheumatismen sich in der Quelle gebadet hätten und vollkommen geheilt worden wären.

Dicht neben ihr bricht eine andere, ebenfalls etwas sparsame Quelle aus dem Kraut in einer kleinen Vertiefung hervor, kaum etwas lauwarm und von entschieden salinischem Geschmack. Diese Quelle hat purgirende Wirkungen und kann, bis man eine genaue Analyse von ihr hat, als ein abführendes Bitterwasser benutzt werden. Natürlich konnte ich, nur zu einem höchst schwierigen Gebirgsritt vorbereitet, mich mit weiter keiner genauern Betrachtung und Untersuchung der Quellen einlassen, ersuchte aber den Major, mir später eine Portion davon nach Rio zu besorgen, wo ich dann eine Analyse besorgen würde. Ob nicht ein schönes neues Haus, was der Major auf seinem Grundstück bauen läßt, mit Heilzwecken zusammenhängt, kann ich nicht bestimmt sagen.

Gleich hinter dem Hause des Majors verläßt der Weg den Tubaraõ. Wir begannen einen Gebirgsritt im Hochwald, der manche schöne Scenerie bot und uns oft an den schon stürmischen Fluß und einzelne Anpflanzungen zurückführte, um uns bald wieder in tiefe Waldeseinsamkeit hineinzulenken. Schon war die Sonne gesunken, als wir zu den letzten Ansiedelungen am Tubaraõ kamen, welche unter dem Namen Rapoza zusammengefaßt werden.

Ganz am Ende dieser zu beiden Seiten des Flusses ver-

Digitized by Google

einzelt liegenden Ansiedelungen wohnt ein Mann, Senhor Vieira, wo wir ein Nachtquartier fanden.

Diese kleine Ansiedelung ist die letzte in der cultivirten Welt auf der Ostseite der Serra. Und als solche erscheint sie auf den ersten Blick. Ein großer Weideplatz mit einigen hohen Palmen und einige Maniocpflanzungen sind in den Wald hineingeschoben, aus denen der Tubaraõ wild herausgebraust kommt zwischen wüstem Steingeröll. Ein kleines Wohnhaus und eine Scheune mit einem Apparat zur Fabrikation von Maniocmehl waren die einzigen Gebäude, die am Walde zwischen Kaffeebäumen und einigen Felsblöcken standen. Letztere ward uns zum Quartier angeboten. Als wir aber unsere Sattelzeuge ausbreiteten, um darauf zu schlafen, kamen noch drei Reiter mit einigen Maulthieren, denen ebenfalls die Scheune angewiesen ward. Sie kamen vom Gebirge und meinten, mit meinen Pferden wäre es gar nicht möglich auf die Serra hinaufzukommen, eine Meinung, die auch die wenigen Bewohner der Pflanzung theilten.

Da war denn guter Rath theuer, aber noch theurer eine Aushülfe. Vielleicht hätte ich am besten gethan, umzukehren und die Tour nach Lages ganz aufzugeben. Aber eben die Schwierigkeit lockte mich. Ein starkes Maulthier bekam ich vom Vieira zur Miethe; mein Wegweiser hatte ein starkes Pferd; so hatte ich immer drei Thiere, welche die Serra erklettern konnten, obgleich die eben angekommenen Reisenden meinten, kein Pferd könnte die Serra hinaufsteigen und auch das meines Wegweisers würde stecken bleiben. Auf alle Fälle hatten wir unsere Beine, und der Entschluß stand fest: ich wollte die Serra hinauf, obgleich von Vieira in Rapoza bis zur ersten Estancia hinter der Serra weiter kein Mensch wohnte und wir zwei Nächte unterwegs bleiben mußten.

Wir verproviantirten uns mit Carne secca und Farinha de Manioca auf vier Tage, falls wir Regen bekämen und einen

Digitized by Google

Tag länger unterwegs wären. Dazu hatte einer der eben angekommenen Reisenden, Lieutenant Medeiros genannt, der in Piedade wohnte und also in einem halben Tage nach Hause kommen konnte, die unendliche Güte, uns mit einem sehr hübschen Vorrath von Lebensmitteln, die ihm von seiner Rückreise aus Lages übrig geblieben waren, höchst freundlich auszustatten und mir noch obendrein ein hübsches Trinkhorn zu schenken: eine Zuvorkommenheit, die ich ihm in keiner Weise verbieten durfte.

Nun ward mitten in unserer Scheune ein Feuer angemacht auf dem Boden und nach dem Abendessen Reisethatsachen erzählt, aus denen ich mir allerdings kein erfreuliches Bild von einem Ritt über die Serra do Tubarão machen durfte. Tigergeschichten kamen darin vor, in denen zwar kein Mensch, aber doch die Maulesel und Rinder gewürgt waren, indem die Unzen den Thieren an den Nacken springen, mit der einen Tatze die Schulter, mit der andern die Schnauze packen und ihnen so seitlich den Hals brechen. Wenn mir das mitten auf dem Marsch passirte, so wäre das allerdings eine höchst unangenehme Thatsache gewesen. Von den Bugres, den Wilden, war schon viel weniger zu fürchten, obwol sie vor nicht gar langer Zeit bis nach Rapoza hin gestreift waren und dort Rinder geraubt hatten. Doch fallen sie nie einzelne Reisende an; das ist eine ganz ausgemachte Thatsache. Nur ganz fern abliegende Anpflanzungen überfallen sie, obgleich auch dieser Fall lange nicht vorgekommen war und unser Wirth Vieira davor keine Furcht zeigte. Ein drittes Unglück, was sich in der Serra ereignen könnte, wäre das Herabstürzen eines Thieres in den Abgrund. Man erzählte uns, wir würden gleich am folgenden Tage eine Heerde Rinder treffen, von denen elf in der Serra hinabgestürzt und nicht wieder zum Vorschein gekommen wären. Doch schien mir auch das etwas weitläufig zu sein, wenn

Digitized by Google

man sein Maulthier vorsichtig am Zaum hinter sich führt oder voranftreibt. Und als ich mich nun noch genau erkundigte, ob schon einmal ein Mensch von ihren Bekannten in der Serra an Tigern, Bugres oder Hinabstürzen umgekommen wäre, sagten die Anwesenden einstimmig nein.

So ließ ich denn am frühen Morgen (8. Juni) zum Ritt nach der verrufenen Serra aufbrechen. Wir zogen die Anpflanzung aufwärts und blickten noch einmal in das wunderschöne Thal des brausenden Tubarão und der letzten Cultur dort hinab. Dann nahm der dichte Wald uns auf und das tiefste Schweigen umgab uns bald nach allen Seiten.

Feucht war es und kühl. Die Orchideen dufteten wundervoll an manchen Stellen. Auf den Riesenstämmen alter Myrten blühten die Bromelien; einzelne Copaivabäume rochen stark nach ihrem eigenthümlichen Balsam; von schlanken Palmen fielen die Thautropfen rauschend. Manchmal hörten wir das Brausen eines fernen Wasserfalls, oder wir befanden uns über dem wilden Tubarão, ohne ihn zu sehen, obwol dann seine Tiefe eine wundervolle Waldschlucht darbot. In einer solchen Waldschlucht, wo ein kleiner freier Platz war und ein Strohdach stand, hielten wir eine Stunde Rast, um Menschen und Thiere zu stärken, denn der Weg war unter aller Kritik. Roda das Palmeiras heißt jene Stelle.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Maulthiere, daß sie immer in dieselben Hufenspuren eintreten, die sie schon getreten finden. So tritt sich denn der Weg nach und nach so aus, daß er aus lauter kleinen Lehmbänken, Caraneos, besteht, zwischen denen sich dann Vertiefungen von ein bis zwei Fuß Tiefe finden, in welchen meistens schmutziges Wasser sich angehäuft findet. In diese tritt nun das Thier hinein, sodaß es von einem Schmutzloch ins andere hineinstürzt, ohne jedoch auszugleiten, wenn es auch alle Augenblicke scheint, als müßte das keuchende Thier feststitzen bleiben. So geht

Digitized by Google

der Marsch auf und ab, während der Reiter noch die Annehmlichkeit hat sich fortwährend mit Zweigen und Schlingpflanzen herumzukämpfen, die ihn vom Thier reißen wollen.

Nicht viel besser, ja vielmehr noch gefährlicher ist der Weg auf nackten, feuchten Steinen. Hier gleiten die Thiere fortwährend hin und her, stürzen aber nur selten, wenn man ihnen die Zügel ganz frei läßt, was man auch nicht immer mit gutem Muthe zu thun wagt, zumal dann nicht, wenn das Thier auf den Steinen eines schroffen Abhanges, wie auf einer Treppe hinabsteigen muß, und bei der Gelegenheit mit den beiden Vorderfüßen zu gleicher Zeit hinunterspringt, sodaß man sehr leicht vorüberstürzt. Dann ist das Reiten eine Marter für Reiter und Thier.

Viel besser hat es ein Fußgänger. Ohne Schwierigkeit steigt er von Caranco zu Caranco, von Stein zu Stein, von Wurzel zu Wurzel, und kann sich frei umsehen selbst an Stellen, wo der Reiter mit Aengstlichkeit auf sein Reitthier Acht geben muß.

So kam es denn, daß ich einen großen Theil des Tags zu Fuß ging und mich mit der Jagd unterhielt, wenn auch mein Jagdergebniß nur klein war und nicht über einen Papagei und einen prachtvollen Graio, einen blauen Holzheher mit schwarzem Kopf und eben solchen Flügeln, den ich sehr hoch aus einer Araucarie herabschoß, hinausging.

Wir erreichten gegen Abend einen freien Platz, der nach allen Seiten von schroffem Hochwald umgeben war und eine leichte Schräglage hatte: Barro-Branco genannt, weil der dicke Lehm, durch den man dort reiten muß, weiß aussieht.

Hier stand ein Rancho, ein von Stangen getragenes Palmblätterdach, unter welchem der Kohlenmineur Johnson mit seinen Leuten campirt hatte, als sie das dort sich befin-

Digitized by Google

dende Steinkohlenlager untersuchten und eine Probe davon abstachen. Während meine beiden Begleiter die Thiere absattelten, besah ich mir das, was vom Kohlenlager zu Tage lag.

Das Kohlenlager bildet eine wie es scheint ganz horizontale Fläche, welche in einem kleinen Bache ganz bloß liegt und einerseits von dem hohen Waldgebirge, andererseits von der Wiese bedeckt wird. Von dort scheint es südöstlich zu streichen und soll bis zum Roda das Palmeiras, wo wir Mittagsrast gehalten hatten, fortgehen. Wie weit es sich nordwestlich erstreckt, ist nicht auszumachen. Doch scheint wirklich die ganze Gegend kohlenhaltig zu sein.

Vor der Hand aber sind diese Kohlenreichthümer nicht zu benutzen. Wenn auch ihre Zutageförderung sehr leicht sein mag, so ist doch ihr Transport, wie die Wege heutzutage sind, ganz unmöglich. Ob einmal eine Eisenbahn das Thal des Tubaraõ hinauflaufen wird, um sich einer guten Serrastraße anzuschließen, die den obern Theil der Provinz von Sta.-Catharina mit den Districten unterhalb der Serra zu verbinden hätte, muß der Zukunft überlassen bleiben. Aber nur in diesem Falle könnten die reichen Kohlenlager am Tubaraõ ausgebeutet werden.

Unterdeß brach die Nacht herein. Wir hatten unsern Thieren junges Taquara, oder Cara, grünes Bambusrohr, und Mais, das wir mitgebracht hatten, gegeben. Für uns selbst loderte ein helles Feuer hart neben dem Rancho; Carne secca ward auf einem Holzspieß geröstet und Kaffee gekocht. Ersteres ward aus freier Hand mit trockener Farinha gegessen, letzterer aus dem Trinkhorn getrunken. Dann legte jeder sein Sattelzeug zurecht; die Thiere wurden, um Unzen fern zu halten, dichter an den Rancho herangeholt, und neben uns legten wir geladene Pistolen, Flinte und Messer hin. Gewiß, hätten sich Unzen und Bugres an uns gewagt, es



Digitized by Google

wäre ihnen schlecht gegangen. Deswegen hielten sie sich auch möglichst fern von uns; unser Feuer ward wach gehalten, während wir nach der Reihe vortrefflich schliefen. Und als nun der Morgen des 9. Juni anbrach, war die ganze Reisegesellschaft, Pferde und Maulthiere einbegriffen, vollkommen munter. Aus den Resten des Abendessens ward Frühstück gemacht und wir gingen weiter.

Aber auch der schauderhafte Weg ging weiter. Während ich mit der Flinte unter dem Arm ziemlich ruhig am Walde langstrich, sah ich meine beiden Reiter oft im tiefsten Koth stecken bleiben, oder die Thiere im Schlamm zwischen hohen Caraucos auf und ab springen, an steilen Abhängen zurückgleiten, um von neuem sich wieder hinaufzuwerfen von einer schroffen Stelle zur andern. Am Rio-Bonito begann eine neue Picade, die aber so schroff bergauf führt, daß sie einen halben rechten Winkel bildet. Ebenso anmuthig, wie der rauschende Waldbach dort ist, ebenso böse ist der Weg; man macht sich keinen Begriff davon. Oben auf der nächsten Höhe hat man eine prächtige Aussicht über die Waldungen und blickt in den tiefen Schlund hinein, in dessen Tiefe man den Rio-Bonito brausen hört. Morro da Alegria haben die Leute den Berg genannt, welche die Picade geschlagen haben, und den Namen soll er auch behalten — Berg der Fröhlichkeit —, obwol man beim Hinaufklimmen eben keine Alegria spürt.

Aber damit ist auch der schlechteste Weg einigermaßen beendet. Man kommt an eine neue Waldschlucht, in die der Tubaraõ hinrauscht zwischen einer ungeheuern Menge von Geröllsteinen, größtentheils aus Grauwacke bestehend, und so wenig Wasser führt, daß man von Stein zu Stein schreitend über sein Bett hinschreiten kann. Man überschreitet ihn zwei mal, weil an seinen Ufern nicht Platz genug ist für den schmalen Reitweg, weswegen jene Stelle auch Passa-Dois —

Digitized by Google

Zweipaß — genannt wird. Auf dem linken Ufer liegt eine hübsche Wiese mit einem verfallenen Rancho und einigen verwilderten Orangenbäumen. Hier wohnte einige Zeit jener Franzose Carré, der sich von hier aus um die Auffindung und genauere Bestimmung des Steinkohlenlagers bemühte: eine tief einsame Stelle, die dennoch für die mit Maulthieren und Rindern von der Serra herabkommenden Treiber von Werth ist, weil die Stelle nur zwei Zugänge hat und nachts mit einem kleinen Verhack leicht geschlossen werden kann, sodaß sich eine mäßig zahlreiche Viehheerde für die Nacht mit Sicherheit darin unbewacht halten läßt.

Noch einmal verläßt die Picade den engen Flußpaß und dehnt sich breit aus in einem flachen Wald. Selten findet man Taquara, Bambusrohr, in so ungeheuerer Menge und von so großem Kaliber als dort. Die einzelnen Stämme sind durch das Laubdach der höchsten Waldbäume hindurchgewachsen und hängen mit der obern Spitze in einem eleganten Bogen wieder halb zur Erde herab. Die einzelnen Internodien messen 3—4 Fuß; man gebraucht ein Internodium zu einem Wassergefäß; wir fanden noch einige dieser Wassergefäße, deren sich die Arbeiter der Picade bedient hatten, am Wege stehen. Von vielen Taquarastämmen hatte man nur das untere Ende abgehauen, sodaß die Bambuse im Baum, durch dessen Krone sie hindurchgewachsen war, festhing. Behufs einer genauen Messung versuchte ich es, eine dieser großen Bambuse aus dem Baume herauszureißen; aber vergebens hing ich mit meinem Spahi an dem Riesengras: die Seitenäste der Bambuse trugen außer dem in der Luft schwebenden Rohrstamm noch ein Gewicht von fast 300 Pfund, ohne auch nur einen Zoll nachzugeben. Ja, als mein Wegweiser, der vor mir auftritt, unbedachterweise eine freihängende Bambuse mit sich fortzog, um sie schwanken zu



Digitized by Google

laſſen, traf ſie mich beim Zurückfliegen mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie mich faſt vom Reitthier warf.

Dicht unter dem ſchroffen Kamm der Serra iſt noch eine letzte einigermaßen ausgedehnte Abflachung, in der ſchon einmal eine Anpflanzung verſucht und wieder aufgegeben iſt. Ein Haus ſteht noch dort mit den Utenſilien zur Bereitung von Maniocmehl, denn der Boden iſt ſehr fruchtbar. Aber bei der troſtloſen Einſamkeit und der ſo nahe liegenden Gefahr, von den Wilden erſchlagen zu werden, iſt die Anpflanzung wieder aufgegeben worden und das Haus iſt großentheils ſchon wieder eingefallen. Dieſe Stelle heißt die Roſinha und könnte, wenn ſie wieder aufgenommen würde, einen ebenſo romantiſchen wie für einen fleißigen Beſitzer gewinnreichen Punkt bilden. Was würde man nicht darum geben, wenn man hier beim Bereiſen der Serra einen gaſtlichen Punkt träfe! Vielleicht ſollte hier von ſeiten der Regierung ein Häuschen unterhalten werden mit einer kleinen Beſatzung von zwei bis drei Mann zu Schutz und Trutz und Hülfe der Durchziehenden, da nun doch einmal keine andere Straße zwiſchen Lages und Laguna zur Herabſchaffung des Viehes ſich findet. Zwiſchen Porto Alegre und Torres iſt ſchon eine Reihe ſolcher kleiner Poſten hergeſtellt. Mittels derſelben wird unbedingt die Cultur weiter vorgeſchoben; ſo bildet man oft die erſten Punkte einer Colonie: faſt dürfte man an die Lager einzelner römiſcher Detachements denken, aus denen ſich ſpäter Städte entwickelten.

Nach einiger Mittagsraſt, während welcher ich mich an dem anmuthigen und ſo tief einſamen Thal ergötzte, über welchem höchſtens einmal ein ſchreiender Papagei hinſchweift, ſtiegen wir zu dem ganz kleinen Tubaraõ hinab, der uns jetzt in die letzte Schlucht führte, aus der wir dann die ſchroffe Gebirgswand, die eigentliche Serra, erklimmen ſollten.

Dieſe letzte Schlucht iſt wirklich mehr ein langer Riß des

Digitized by Google

Gebirges als ein Thal. Zu beiden Seiten thürmen sich in grotesken Massen die Sandsteinwände in Vorsprüngen aufeinander über 1000 Fuß Höhe, oft lothrecht ansteigend und ganz kahl, oder schräglaufende Grate bildend, die man nimmer erklimmen möchte. Kaum kann der kleine Fluß sich zwischendurch winden. Er stürzt über Grauwackenblöcke und kleinere Sandsteingerölle fort; alles ist Chaos, Brausen, Aufruhr in dieser Tiefe, während oben um die höchsten Gipfel, die immer 3000 Fuß hoch sein mögen, die lieblichste Stille und goldener Sonnenstrahl spielen. Im feuchten Schatten der Tiefe wuchert eine ganze Welt von Moosen, Flechten, Pilzen und Farrenkräutern: aber auch wunderhübsche Begonien blühen und purpurfarbene Fuchsienblüten hängen herab von hohen, meistens blattlosen Gebüschen. Hin und her irrt das suchende Maulthier im Flußbett nach einem Pfad; zwanzig mal passirt man den brausenden Bach, weswegen diese Stelle, die nach einigem Regen gar nicht zu passiren ist wegen des steigenden und dann höchst reißenden Wassers, von den Leuten Passa-Vinte genannt worden ist. Aber auch beim schönsten Wetter ist das Durchklettern der Steingerölle, sei man zu Fuß, sei man zu Maulthier, eine halsbrechende Passage, und der Paß von Passa-Vinte ist wirklich classisch in seiner Art. Fast zwei Stunden brauchten wir, um uns ohne Schaden hindurchzutransportiren.

Jetzt standen wir am Ende. Ringsher lothrechte Wände von Wald und Sandsteinmassen und nirgends ein Ausgang. Auf einigem Steingeröll klimmen die Thiere aufwärts; man klimmt ihnen nach, bis seitlich ein kleiner Pfad sich findet, der zu einem Vorsprung führt. Felso, Schluß, heißt diese Stelle. Fast möchte man ein kleines Rütli hier erkennen. Mitten auf einem freien Plätzchen liegt ein Sandsteinblock, viereckig wie ein Tisch; in der Nähe sproßt einiges Kraut, mehrere Waldbäume ragen hinaus in die Luft. Gerade

Digitized by Google

unten brauſt der Tubaraõ durch die hohle Gaſſe von Paſſa-Vinte, die Hinterwand bildet die ſteile Waldwand, welche in ſchroffem Sandſteingebirg endet. So bildet Feiro einen wundervollen Bivouakplatz. Mittels eines kleinen Verhacks ſchloſſen wir den Eingang, ließen die Thiere frei, ſchlugen unſer Zelt auf, falls es in der Nacht regnen würde, und nach einer halben Stunde loderte auf dem Feiro ein Feuer von gewaltigen Dimenſionen, an welchem wir unſer Fleiſch röſteten und unſern Abendkaffee kochten. Herrlich und gewaltig ragten die Wände über uns hinaus. So ſank der Abend herab. Wir lagerten uns bewaffnet um unſer Feuer außerhalb des Zeltes, um leichter bei jeglicher Eventualität zu erwachen.

Solch ein Bivouak — ich möchte es jedem einmal gönnen! Die völlige Einſamkeit und Verlaſſenheit von aller Welt, die tiefe, nur vom brauſenden Bach geſtörte Nachtruhe, die dunkeln Waldabhänge um uns, in welche nur ein kleines Stück Himmel gerade mit dem Südkreuz und dem glänzenden Sternenpaar des Centauren hineinblicken konnte, das lodernde Feuer, welches bis in den Hochwald hinauf leuchtete, das Herumwandeln unſerer Thiere dicht um uns auf dem hohen Vorſprung, und dabei immer die nicht ganz abzuweiſende Sorge, von unſerm Feuer verrathen und von Bugres oder Unzen überfallen zu werden: das alles gab unſerm Bivouak einen völlig romantiſchen Charakter, der dadurch noch gehoben ward, daß wir nur drei Menſchen, alſo wahrhaftig keine Uebermacht bildeten. Wer ſich in die Situation hineinverſetzen kann, wird ſie allerdings anziehend genug finden. Sie war ein Soldatenbivouak im Felde.

Nichts ſtörte uns die ganze Nacht. Am Morgen ward unſer Train beſonders angeordnet; beim Anordnen ſchoß der Wegweiſer einen ſchönen Jacotinga, einen Vogel ſo groß wie ein kleines welſches Huhn, ſchwarzglänzend, mit weißgeſprenkelter Bruſt und eben ſolchem Schopf, der Schnabel

Digitized by Google

graublau, ein rother Kehlsack unter demselben. Der Vogel ist das schönste Wild des Hochwaldes.

Wir gingen alle drei zu Fuß die Serra hinauf, denn ein Reiten ist bei solchem steilen Weg viel zu gefährlich. Einmal gerieth das Pferd des Wegweisers in Gefahr hinabzustürzen. Wir trafen auch die Stelle, wo die elf Rinder kurz vorher hinabgestürzt waren: der Weg macht dort eine Biegung und eine ganze Heerde könnte dort, wenn man sie übereilt, verunglücken. Wir stiegen etwa 2500 Fuß. Es ward kälter, etwas öder und die Fernsicht über die untern Gebirge immer herrlicher. Man konnte das ganze schroffe Thal von Passa-Vinte übersehen. Wie auf mächtigen Strebepfeilern ruht das Gebirge auf seinen scharfen Graten und Sandsteinmassen und vergebens sucht das Auge den Grund des tiefen Schlundes zu erreichen.

Unmittelbar unter dem letzten Rand der Serra ist ein kahler Abhang. Man nennt ihn den Esfriados, den Abkühler, weil man dort die kletternden Thiere ausruhen lassen muß, damit sie nicht zu plötzlich vom kalten Winde der Höhe getroffen werden. Es ist schon vorgekommen, daß aus Unvorsichtigkeit der Führer ganze Maulthiertropas, die man am Esfriados sich nicht abkühlen ließ, an den Folgen der jähen Erkältung gestorben sind.

Nichts aber ist überraschender als der Anblick, wenn man nun oben hinauf kommt. Man befindet sich nicht mehr auf dem Rand einer schroffen Serra, sondern auf einer Hügelebene, einem Weideland vom vollkommensten rio-grandenser Charakter; ein Cuchillo reiht sich an den andern; manche sind schroff genug, um ein kleines Gebirge zu bilden. Einige kleine Quellen rinnen hier zu einem Bächlein zusammen, welches nach einer halben Stunde Weges schon ganz hübsch zu rauschen anfängt. Weiter nach Westen treten noch mehrere Bäche zusammen: so entsteht der Uruguay, und ich

Digitized by Google

freute mich hier auf der Hochebene einen alten Reisegefährten zu treffen.

Nach einem Marsch von zwei Stunden lag zwischen den Cuchillos ein einsames Gehöft vor uns: wir hatten den Sertuõ, die Oede der Serra do Tubaraõ hinter uns; eine Horde bellender Hunde kam herausgestürzt; ich stieg vom Thier und begrüßte wieder Menschenwohnungen und bescheidene, freundliche Leute. Das war der verrufene Marsch über die Serra zu den Quellen des Uruguay, den, wenn ich nicht irre, noch kein europäischer Reisender eingeschlagen oder beschrieben hat, ein Marsch von vier Tagen, der mich ganz außerordentlich angezogen hat, wie abmattend und selbst gefährlich er auch gewesen sein mag.

Die Gegend, in der wir uns befanden, wird Tejuca genannt. Das einsame Gehöft, bestehend aus vier Gebäuden und einer Menge Verzäunungen, gehörte einem Herrn Joaquim Velho, genannt Juca Velho, welcher gerade nach Lages gereist war. Seine Tochter nahm einen Brief, den ich vom Kapitän Collasso mitgebracht hatte, entgegen und ging bereitwillig auf meine Bitte ein, mir drei Pferde bis Lages zu leihen, welches noch einundzwanzig Leguas von Tejuca entfernt lag. Bei der ungeheuern Ausdehnung der Besitzung aber war es für den Tag nicht mehr möglich die Pferde einfangen zu lassen, und so nahm ich denn das Anerbieten, mich vorläufig einzuquartieren, gern an, selbst auf die Gefahr hin, einen vollen Tag warten zu müssen. Um so weweniger hatte ich Eile, als eine erwachsene Nichte des Hauses heftige Mandelbräune hatte und man sich bei der Entfernung ärztlicher Hülfe und der Abwesenheit des Besitzers sehr viel Sorge machte. Ja nach einigen Stunden Anwesenheit ward ich gebeten noch den ganzen nächsten Tag zu bleiben, und ich versprach nicht eher abreisen zu wollen, als bis das Mädchen entschieden besser wäre. Da schien man denn voll-

Digitized by Google

kommen zufriedengestellt zu sein, und ich hatte Muße, mir Tejuca oder „as Tejucas" genauer anzusehen.

Ich befand mich in der einsamsten Grascuchillogegend, die man sich nur denken kann, oder vielmehr die ein europäischer Leser sich nimmer denken kann in ihrer endlosen Einöde. Ein Grashügel reiht sich an den andern an, eine Vertiefung mündet in die andere, eine kahle Sandsteinpartie schaut nach einer andern hinüber, wie die vereinzelten Denksteine eines Kirchhofs, auf dem alles Leben begraben erscheint. Und im Juni blüht dort keine Blume mehr, das Gras erstarrt unter dem Reif der Nacht und die Morgensonne trifft einen hartgefrorenen Boden. So war es am Morgen nach der ersten Nacht, die ich in den Tejucas zubrachte. Theils ganz vereinzelt, theils zu kleinen Partien und selbst zu dichten Waldungen zusammengedrängt stehen mächtige Araucarien überall umher; ja wohin man nur blicken mag, sieht man eine Araucarie sich an die andere anreihen, ganz als ob sie unsere Fichten wären. Und doch ist der Baum so viel mächtiger, als der Baum des Nordens, jene Fichte. Immer schnurgerade und vollkommen walzenrund sind die Stämme der Araucarie, über 4 Fuß im Durchmesser, astlos oft bis 70 Fuß hinauf, und dann mit Aesten dicht besetzt noch 40 bis 50 Fuß hinaus. Tief dunkelgrün ist das Colorit der Kronen; eine melancholische Färbung und Form hat der Baum bei der vollsten Majestät an sich; kaum wüßte ich einen andern Baum, in dessen ganzem Habitus ein so tiefer Ernst läge, eine solche Schwermuth. Und nun einen Wald davon, in dem der herbstliche Abendwind saust! Auf einsamem Hochland an den Quellen des Uruguay!

Ein Araucarienwald ist dicht bei der Estancia von Joze Joaquim Velho. Er steigt schroff von einem hohen Cuchillo hinab. Unten fließt ein rauschender Waldbach. Das Dickicht des Unterholzes besteht aus baumartigen Farrenkräutern,

Digitized by Google

die einen Wald unter dem Araucarienwald bilden. Ihre Dicke ist bedeutend und erinnert an die Formen der Urwelt. Die dicksten Stämme, die oben in zwei bis drei Aeste ausgehen, hatten genau gemessen 8 Fuß im Umkreis und über 12 Fuß Höhe; die einzelnen Wedel waren oft so mächtig wie Palmenkronen. In der unheimlichen Tiefe dieses Doppelwaldes trafen wir im Letten des Baches ganz frische Spuren von den Tatzen der Unzen, die in der Nacht fortwährend um die Estancia streifen und nach Gefallen dem weidenden Vieh den Hals brechen.

Aber auch Bugres, wilde Indianer, streifen fortwährend bis in die Nähe der Estancia, die in jenem Hochlande ebenso den letzten Vorposten bildet, wie unten in der Tiefe Vieira's Haus in Rapoza am Tubaraõ. Die Tochter des Besitzers erzählte mir mancherlei davon und meinte, sie lebte immer in Todesangst, wenn die Männer der Besitzung, die sehr groß ist und an 20000 Stück Vieh enthält, alle abwesend sind. Vor den Augen der Leute haben sie Thiere auf dem Felde weggefangen und getödtet, ja einmal einem nahen Besitzer aus Rache in einer einzigen Nacht dreihundert Stück geschlachtet. Bei einem andern überfielen sie am Tage die Besitzung, als nur ein einziger Neger dort Wache hielt, jagten ihn fort, plünderten das Haus und zogen davon. So findet man immer Spuren von ihnen und lebt in steter Sorge vor dem wilden Volk. Eine ganze Horde von Doggen bewacht nachts die Estancia, in der es an Waffen aller Art nicht fehlt. Dicke Palissaden bilden den Eingang; der Garten ist von einer Barrikade eigener Art umgeben. Man kann nämlich die dicken Farrenkrautbäume ohne Umstände über der Wurzel absägen und in die Erde pflanzen; sie wachsen ruhig weiter. Solch ein Zaun lebendiger Farrenbäume, so dicht, daß man nicht die Hand durchstecken kann, steht um den Garten herum; auf der kolossalen Einfassung wehen

Digitized by Google

die Wedel im Winde. Nicht ganz leicht mag es sein, diese lebendige Verschanzung zu nehmen.

Und was hat nun solch ein Mädchen von diesem Leben hinter Verschanzungen gegen Unzen und Wilde, die einzige Tochter eines sehr reichen Mannes? Seit zwölf Jahren wohnt der alte Vater auf der Estancia. Oft gehen Monate hin, ohne daß jemand zum Besuch kommt; Jahre gehen hin, ohne daß die Tochter nach Lages geht! Noch nie ist sie die Serra hinab ins Unterland mit seinem Leben gekommen. Vom Leben selbst kommt keine Spur hinauf in dieses Hochland. Keine Zeitung dringt in diesen Winkel hinein, keine Kunde eines Weltereignisses kommt bis hierher. Die Thaten der Menschen sind für die reiche Bewohnerin von Tejucas nicht vorgefallen; eine Weltgeschichte hat hier noch nicht ihren Vorhang aufgezogen, noch keine Rhapsode gesungen. Wann wird sie es? Vielleicht nie! Denn es kann gar wohl einmal sich ereignen, daß die Wilden nachts die Estancia stürmen und alles ermorden, was sich vorfindet. Und der Morgen würde nur einen dampfenden Schutthaufen und einige geröstete Menschenknochen finden. Bis hierher ist das noch nicht geschehen, obwol selbst im Unterland solche Unthaten vorgekommen sind. Bei Herrn Schüttel in Desterro sah ich Pfeile und Bogen und die Keule eines wilden Kaziken, aber auch seinen Schädel. Am 4. Februar 1847 hatten die Bugres in einer eben angelegten Colonie am Tejucasfluß — Tejucas genannt, wie die Estancia im Oberland von Lages —, einen Ueberfall gemacht und neun Colonisten erschossen. Aus den Leibern der Ermordeten waren jene Pfeile gezogen worden. Den Kaziken traf eine Kugel, er ließ als Spolia opima seine Waffen und seinen Kopf. Der Schädel ist ein vollendeter Mongolenschädel mit orthognathischer Bildung und starker Hinterkopfentwickelung. Die Keule ist ein langes, schweres, schief viereckig zugeschnittenes Holz mit einem Griff,

Digitized by Google

kaum mit Einer Hand zu führen. Dazu hatte er ein Zeichen seiner Würde auf dem Felde gelassen, ein aus einem länglichen, viereckigen Holz gemachtes Schnitzwerk von so künstlicher Arbeit, daß es einem chinesischen Fabrikanten alle Ehre gemacht hätte. Nimmer hätte ich den Chinesen des Westens, den südamerikanischen Wilden, so vielen Kunstfleiß zugetraut!

Dicht neben diesen Beutestücken im Cabinet des Herrn Schüttel hing ein vollendetes Bild aus Correggio's Schule: eine Nymphe, die ihre lieblichen Reize enthüllt hat, das treueste Ebenbild der Leda von Correggio im berliner Museum. Wie viele Jahrhunderte liegen doch zwischen den geschnitzten Waffen eines brasilianischen Kaziken und jenem Bilde! Zwischen Italiens uralter, classischer Schöne und den Cuchillos von Tejucas mit melancholischen Araurarien. Zwei wundervolle Pinaceen sind bei beiden Extremen die lebendigen Denksteine. Dort ist es die Pinie, die über den Gräbern einer großen Geschichte weint, hier die Araucarie, die vergebens nach dem Aufkeimen eines großen Geschlechts sich umschaut: die Bedeutung der einen so wehmüthig wie die der andern.

Ich streifte fleißig zwischen den Hügeln und Araucarienpartien von Tejucas umher. Im Felde finden sich hübsche Quarzkrystalle, in großer Menge, in ganzen Nestern zusammengelagert. Sandstein ragt überall heraus aus den schroffern Abhängen des trefflichen Weidelandes, welches wegen seiner Güte berühmt ist, aber auch berüchtigt wegen seiner Einsamkeit. In botanischer Hinsicht ist nichts zu sagen; alles ist im Winter abgestorben. In den weiten Feldern sieht man, wie in Rio-Grande, vereinzelte Rinderheerden weiden. Von Rehen und Straußen sah ich keine Spur. Auch wenig Vögel zeigten sich. Am meisten fielen mir die Urubus ins Auge, die schwarzen Geier, wenn sie an reinem Himmel ihre Kreise zogen oder einsam auf der hohen Spitze eines von

Digitized by Google

Flechten überzogenen Sandsteinblockes saßen: häufig in der Nähe des brasilianischen Circaëtus.

So habe ich mich denn auf meiner ganzen Reise bis dahin nirgends so vereinsamt, so weit getrennt von der cultivirten Welt gefühlt, als im Hochlande von Tejucas, wo der Uruguay in seinen ersten Anfängen zusammenrinnt, und es ist mir ein ernster Gedanke, wenn ich an seine Bewohner zurückdenke.

Digitized by Google

## Zweites Kapitel.

Das Hochland der Provinz. — Reiſe von Tejucas nach Lages und Aufenthalt daſelbſt. — Waſſerfall des Rio-das-Caveiras. — Abreiſe von Lages. — Die Eſtancia dos Indios. — Aufbruch. — Matto-dos-Indios. — Rio-Bonito. — Das Leben eines Tropeiro. — Lager am Rio-das-Canoas, — am Rio-do-João-Paulo. — Uebergang über die Serra do Trombudo. — Die Colonia-militar von Santa-Thereza am obern Itajahy. — Campo da Boa-Biſta. — Ankunft am Rio-dos-Bugres.

---

Der Capataz, Verwalter, der Eſtancia von Juca Velho, unſers abweſenden Hauswirths, war am Morgen früh fortgeritten, um uns die zur Weiterreiſe nöthigen Thiere zu beſorgen. Sämmtliche Reitthiere befanden ſich in der ſogenannten Invernada, einer Winterhürde, oder buſchigen Gegend der Eſtancia, wo ſie im Gebüſch, geſchützt vor kalten Winden, die kalten Monate zubringen. Am Abend ſpät erſt kam er wieder, und als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß jene Invernada der Eſtancia ſo weit entlegen wäre, ſagte er mir lachend, daß er, wenn er an das letzte Ende der Beſitzung gelangen wollte, volle drei Tage reiten

Digitized by Google

müßte. Er meinte, es möchten wol 30000 Stück Vieh auf den zwanzig Quadratmeilen der Familie Velho weiden. Jährlich werden 1500—2000 Sterken gemarkt, und ebenso viel Stück könnten geschlachtet werden, wenn man alles übersehen wollte. Aber eine Menge Vieh stirbt vor Altersschwäche; vieles wird von den Bugres geraubt. Eine besondere Branche auf der Besitzung ist die Maulthierzucht. Doch geschieht sie auf einer besondern Estancia. Sie ist die lucrativste von allen.

Und wenn man nun das Haus des Millionärs Juca Velho ansieht, so begreift man nicht, wie soviel Einfachheit und Nüchternheit, ja förmlich Spartanische Lebensweise in demselben herrschen kann. Nur die Ueberzeugung, daß bis zu den letzten Quellen des Uruguay europäische Lebensweise noch nicht habe dringen können, wirft einiges Licht auf die dortigen Zustände. So gern hätte ich den Alten selbst kennen gelernt. Jeden Tag wurde er erwartet; aber er blieb länger aus, als man glaubte. Doch meinte die Tochter, wir würden ihn gewiß unterwegs treffen. Und so ließ ich denn satteln und wir brachen auf.

Mein gelber Wegweiser aus Piedade war ein so guter Kerl, so unermüdlich und dienstfertig, daß ich auf seinen Wunsch, mich bis nach Lages, dem Hauptpunkt des Oberlandes von Sta.-Catharina, zu begleiten, gern einging, obgleich er in dieser Gegend eigentlich nicht vaqueano, wegekundig, war. Das war auch nicht nöthig. Man kommt schon durch. Die Thiere finden überall Weide, etwas Essen hat man bei sich, dazu sein Zelt, ein Feuer ist auch bald angemacht, Bugres und Unzen geniren auch nicht: wir ritten also zu dreien unverdrossen von der Estancia von Tejucas fort, ich nicht ohne den herzlichsten Dank den einfachen Bewohnern gesagt zu haben.

Kaum ist man nach einer halben Stunde Reitens aus

Digitized by Google

dem nächsten Bezirk des einsam gelegenen Gehöftes herausgekommen, so gelangt man in eine entschiedene Gebirgsgegend von der tiefsten Einsamkeit und höchst eigenthümlichen Reizen. Ein Hügel reiht sich an den andern an, eine Graswand überragt die andere, ein Höhenzug nimmt den andern auf: alles ein seltsam verworrenes Weideland, aus dessen schroffern Abhängen unzählige mit Flechten überzogene Sandsteinmassen herausragen. Oder alles ist bedeckt mit dichtem Araucarienwald. Zu Millionen ragen in diesem Oberlande diese mächtigen Pflanzensäulen aus den tiefsten Schluchten heraus und klimmen an den steilsten Abhängen empor bis zu den Gipfeln der schroffen Cuchillos, einen dunkeln, schweigenden, ernsten Wald bildend, den ich recht eigentlich einen Schwarzwald nennen möchte. Nur unten in den geheimnißvollen Schluchten rauscht es heraus. Da sprudelt eine Quelle nach der andern hervor aus dem dichten Tannenwald, ein Bach braust dem andern zu, ein Fluß schäumt im Sandsteingerölle einem andern nach: so entsteht der Pelotas, der wirkliche Uruguay, weiter unten schon Uruguay-Mirim genannt. Allerdings ist der Strom, der bei Uruguayana mir so mächtig erschien, hier im Oberland noch sehr mirim. Wir waren einige Stunden auf- und abgeritten, bei einem kleinen Gehöft, Capivari, vorbei, und über einige kleine Bäche mit klarem, köstlichem Wasser, als der schmale Steig, Estrada-Geral euphemistisch genannt, den wir verfolgten, uns tiefer als bisher hinabführte. Eine hübsche brausende Wasserfläche lag vor uns, wohl 80—100 Fuß breit und zwei bis drei Fuß tief, der Rio-Pelotas, dicht umbüstert vom Araucarienwald und mächtig rauschend im schwarzen Sandsteinbett. Vorsichtig und ängstlich suchten die Thiere die Furt im brausenden Wasser, mit den Hufen sorgsam tappend nach einem festen Punkt im Steingeröll unter dem vielfach bewegten Element. So gelangten wir ans jenseitige Ufer und befanden uns,

Digitized by Google

wenn wir einer strengen geographischen Eintheilung folgen wollten, erst jetzt im Municipium von Lages, d. h. im Oberland von Sta.-Catharina: denn der Pelotas, Uruguay, wird als Grenze zwischen Rio-Grande und Sta.-Catharina angegeben; Tejucas liegt entschieden südlich oder südwestlich vom Flusse, der, als wir ihn durchritten, uns von rechts nach links lief. Demnach würde genau genommen Juca Velho auf riograndenser Boden wohnen. Doch macht nicht sowol der Fluß als vielmehr das Flußgebiet die Grenze, oder bestimmter gesagt: die letzte rio-grandenser Serra, von welcher der Pelotas nördlich fließt, ist die Scheide zwischen Rio-Grande und dem Oberland von Sta.-Catharina.

Einen besondern Reiz aber hat eben der Wasserreichthum der einsamen Gebirgsgegend. Jenseits der verwirrten Höhenzüge und Araucarienschluchten, zwischen denen der Pelotas in nie versiegender Fülle hinbraust, trifft man nach wenigen Stunden noch einen Fluß, der eine Menge Bäche aufnimmt und mit ihnen später dem Uruguay-Mirim zufließt, den Lavatudo, d. h. Alles waschenden Fluß, weil er eben die ganze Gegend bespült und mit Wasser versorgt, oder vielmehr davon befreit. Freilich nehmen nur wenig Menschen an seiner Wasserversorgung theil; kaum trifft man ein einzelnes Gehöft, kaum sieht man hier und dort am Pelotas und Lavatudo den Rauch eines gastlichen Herdes aufsteigen. Den ganzen Tag des 12. Juni ritten wir im Gebirge dahin, ohne auch nur einen einzigen Menschen im Felde oder auf unserm Wege zu treffen. Um 1 Uhr trafen wir auf einem kleinen Weideplateau eine Hütte, wo Schafe weideten. Einige Minuten darauf kamen wir zu einem kleinen Gehöft, wo wir uns etwas aufhielten, weil jemand krank war. Dann stießen wir erst im Halbdunkel des hereinbrechenden Abends wieder auf ein Gehöft. In allen Stücken bekundet sich die Einsamkeit der Gegend. Während z. B. in Rio-Grande die wiederkäuenden



Digitized by Google

Rinder, die auf den Feldern gelagert ſind, ſich von den kommenden Reiſenden faſt überreiten laſſen, ehe ſie aufſtehen, und der trotzige Stier brummend kaum einen Schritt aus dem Wege geht, iſt am obern Urugnay die vollſte Scheuheit das Attribut der in ſehr kleinen Trupps weidenden Thiere. Sowie man von einem Hügel geritten kommt und von den im Grunde der Schlucht oder am Abhang ruhig graſenden Rindern erblickt wird, rennt alles im vollſten Laufe fort. Erhebt man gar einen Schrei, ſo ſtürzen ſich die ſcheuen Heerden im wildeſten Galop dahin und ins Dickicht des Araucarienwaldes hinein, und noch lange vernimmt man das Kniſtern der aufgeſtörten Thiere im tiefen Walde. So iſt ihnen die Erſcheinung eines einzelnen Reiters oder eines kleinen Reiſezugs eine ganz unerhörte Thatſache. Aber eben dieſe ſcheue Flüchtigkeit der ſonſt ſo friedlich weidenden Rinder gibt der Gegend das Colorit von Wildheit und Verlaſſenheit. Man möchte die davonſtürzenden Thiere im eigentlichſten Sinne des Worts für das Hochwild der Araucarienwaldungen halten und ſich im vollkommenſten Urzuſtand der Natur zu befinden glauben.

Kommt man aber nun zu einem kleinen Gehöft, ſo beurkundet ſich an den Menſchen und ihrer Lebenslage dieſe Vereinſamung noch viel mehr. Ich bemerkte oben, daß ich, nachdem ich im Gehöft von Capivari ſchon eine kranke Frau geſehen hatte, ich gleich nach Mittag auf einem andern kleinen Gehöft einen kranken Arbeiter traf. Ich verordnete ihm Schröpfköpfe in die Kreuzgegend. Aber die kannte man nicht und hätte auch erſt funfzehn Leguas weit her welche bekommen können. Ich wollte den verlaſſenen Leuten zeigen, wie ſie ſich ſchröpfen könnten mit dem oberſten Ende von Ochſenhörnern. Nun waren zwar Hörner genug da, ſie hingen an den Wänden umher, angefüllt mit köſtlicher Milch: aber man hatte die Säge, die ich zum Abſägen des obern Endes verlangte, an einen Nachbar einige Leguas weit verliehen. So mußte

Digitized by Google

denn ein großes Messer genommen werden und ich bekam so wirklich eine Spitze, in deren blindes Ende ich mit einem verrosteten Bohrer ein Loch machte. Diese Spitze wird auf die zu schröpfende Stelle gesetzt und die Luft mit dem Munde ausgesogen. Mit einer Lancette wird dann eine Scarification gemacht und die Hornspitze wieder aufgesetzt. Wenn man ein Stückchen Wachs in den Mund nimmt und dasselbe, nachdem man die Spitze möglichst luftleer gesogen hat, mit einigem Geschick mittels der Zunge auf die Saugöffnung schiebt, so hat man den Schröpfproceß zu seiner Vollendung gebracht. Die guten Leute waren mir herzlich dankbar für den Unterricht, der mich freilich eine volle Stunde aufhielt.

Die Frau vom Hause hatte unterdeß Maismehl mit Butter geröstet, was man Cuscus — eine afrikanische Benennung — nennt, und goß Milch darüber, das mußten wir erst noch essen, ehe wir weiter reiten durften. Solche improvisirte Mittagsscene ist für die cultivirte Europawelt ebenso sonderbar, wie die Schröpferei mit Hornspitzen für die medicinische Welt seltsam ist. Inmitten der Scheune ist ein Feuer auf der Erde gemacht. Daneben steht eine Bank aus Araucarienholz, auf ihr das Gefäß mit Cuscus und Milch. Um die Bank hockt das speisende Personal: ich, mein Spahi und mein gelber Wegweiser, jeder mit einem eisernen Löffel, und wir essen aus einem Napf. Man theilt Mühe, Entbehrung und Gefahr: so theilt man auch das frugale und doch so köstliche Mittagsessen aus einem und demselben Napfe. Wem das nicht gefällt, darf auch keine brasilianischen Gebirge hinaufklettern. Auch dieser Communismus hat seine Eigenthümlichkeit, sein Interesse.

Wirklich rührend ist oft die herzliche Einfalt und Güte der Leute im Oberlande von Sta.-Catharina! Ich wollte am 12. Juni gern bis zur Estancia des Obersten Souza reiten, an den ich einen Brief vom Präsidenten hatte. Doch waren



Digitized by Google

wir vom Mittagsraſten und einigen Irrwegen, in die mich mein der Gegend nicht kundiger Wegweiſer geführt hatte, aufgehalten worden. Es ward ſpät, halbdunkel ſchon und ein leichter Regen fing an ſich zu ergießen, wodurch das Reiten auf den ſteilen Wegen nicht nur erſchwert, ſondern ſelbſt gefährlich ward. Die Poſition war unangenehm. Da glaubte mein Führer im Thal ein Haus zu erkennen. Eine Viertelmeile noch trabten wir weiter. Es kam eine ganze Meute von Doggen auf uns losgeſtürzt; eine Thür öffnete ſich und ein Mann redete uns an. Wir fragten nach dem Hauſe des Oberſten Souza. Noch eine halbe Meile hatten wir bis dahin zu reiten. Aber der Mann vor uns bot mir ſo freundlich ſein Haus an, daß ich wenigſtens in daſſelbe hineintreten mußte. Da ich nun auf den erſten Blick ſah, daß ich nicht im geringſten zur Laſt fiel, ſo blieb ich mehr als gern: einmal, weil man im Dunkel und kalten Regen auf dem Oberlande von Sta.-Catharina ſelbſt noch während der letzten halben Meile Unangenehmes erleben kann, und dann auch, weil der Mann mir ganz beſonders gefiel.

So ward denn abgeſattelt, und bald war ich im lebhafteſten Geſpräch mit meinem grundbiedern Wirth Antuner. Und es iſt wirklich eine Freude, mit ſolchem guten, einfachen Volke zuſammenzukommen. Der Mann, der ſich offenbar in guten Glücksverhältniſſen befindet, hatte ſechzehn Kinder, von denen ſchon ſechs Söhne und Töchter verheirathet ſind. Dazu ſchien es mir, als ob ſeine ziemlich junge Frau in zweiter Ehe, der eben ſo viel Herzensgüte wie Lebensmuth aus dem geſunden Geſicht glänzte, ihn für die nächſten Jahre noch alljährlich mit einem Kindlein beſchenken würde, was dem ſiebenundfunfzigjährigen, wirklich ſeltſam rüſtigen Manne unbedingt ſehr lieb war, denn er redete mit ganz beſonderer Freude von ſeinem Kinderſegen und den zahlreichen Enkeln, die er ſchon hatte. Selbſt über manches kleine Ungemach, was ſolch

Digitized by Google

Kindervolk mit sich bringt, konnte er sehr heiter reden. Es wohnen diese Leute aber auch gar zu einsam in ihren Bergen! Die nächste Kirche ist die von Lages, etwa funfzehn Leguas weit. Kein Wagenrad hat je diese steilen Abhänge und Schluchten durchrollt; kaum kann man ordentlich auf einem Maulthier oder einem guten Pferde reiten. Und nun soll gar ein Kind getauft werden! Vermeiden läßt sich das nun einmal nicht, aber man weiß sich zu helfen. Man wartet häufig, bis man drei bis vier Kinder hat und nun mit einer ganzen Familiengruppe zur Taufe reisen kann. Häufig laufen die kleinen Täuflinge vor den Pathen vorauf zur Kirche und schlagen mit Händen und Füßen um sich, wenn man ihnen das geweihte Salz in den Mund thut und Wasser über den Kopf gießt. Manchmal kommt es bei solchen Taufen denn auch vor, daß sich die Aeltern bei derselben Gelegenheit erst trauen lassen. Die Einsamkeit des Wohnorts, die Unwegsamkeit des Gebirgs und die derbe Natur der Menschen selbst muß da vieles entschuldigen.

Und nun gar noch der Schulunterricht! So unendlich weit liegt der den Leuten aus dem Wege. Oder ärztliche Hülfe, wie selten man derselben auch benöthigt sein mag! Je mehr man an all diese Schwierigkeiten des Lebens denkt, desto mehr geht einem das Herz auf für diese guten, biedern, Hochländer, in deren einfachen Häusern man so wohl, so sicher, so treu bewacht ausruht.

So gern wäre ich am nächsten Morgen schon vor Tagesanbruch fortgeritten, aber man kommt gar nicht los von solch gutem Volk. Erst soll man Kaffee trinken und das darf man nicht ausschlagen. Mir scheint der Kaffee im Oberland von Sta.-Catharina dieselbe Bedeutung zu haben, wie die Mate in Rio-Grande. Beim Kommen wird man mittels einer Tasse Kaffee in Haus und Gastfreundschaft eingeweiht, mit Kaffee wieder daraus entlassen. Würde man die Empfangs-

Digitized by Google

taſſe ausſchlagen, ſo würde man für hochmüthig gelten: würde man beim Fortreiten nicht erſt den Morgenkaffee nehmen mit ſeinem Wirthe, ſo hieße das ſich unzufrieden erklären mit der Bewirthung. Daher muß man erſt Kaffee trinken, ſonſt zerſtört man den Frieden. Der Kaffee iſt demnach nicht ſowol ein Genuß, ſondern vielmehr ein Symbol, das Sacrament der Gaſtfreundſchaft, eine Art Dominus tecum.

Wir waren kaum eine gute halbe Stunde geritten, als wir vor der Eſtancia des Oberſten Souza hielten. Der Hausherr war abweſend. Ein Sohn deſſelben nahm meinen Brief vom Präſidenten entgegen und ſtellte mir freundlich alles zu Gebote, was ich möglicherweiſe nur gebrauchen konnte. Ich bat um drei friſche Pferde. Augenblicklich wurde danach gegeſchickt, währenddeſſen trat ich ins Haus.

Hier fand ich denn den vollendetſten Ausdruck des Oberlandes von Sta.-Catharina. Echt nationell war das ganze Haus inwendig von Araucarienholz ausgebaut. Fußboden, Thüren, Wände, Decken, Tiſche, Bänke und Fenſterluken, alles ſauber und reinlich und mannichfach verziert, aus Pinheirobretern und Pinheirobalken zuſammengefügt. Das Holz iſt feſter und dunkelgelber als die nordiſche Fichte und macht, einfach geglättet, einen ungemein guten Eindruck, zumal wenn es vor ſeiner Verarbeitung recht lange gelegen hat und wohl ausgetrocknet iſt.

Deswegen erſchien mir das Haus des Oberſten recht wie ein Idealhaus in einem Araucariengebirge, feſt, einfach und ſauber, mit dem Ausdruck einer gewiſſen Wohlhabenheit, welcher durch das Fehlen von Glasfenſtern nicht im geringſten geſtört wird.

Herrliche Erſcheinungen waren nun die anweſenden Söhne und ein Neffe des alten Souza. Anweſend waren ihrer drei, jeglicher einige Zoll länger als gewöhnliche Menſchen, kräftig gebaut, mit friſchen, rothwangigen Mannsgeſichtern und ſchwar-

Digitized by Google

zen Bärten, hinter denen beim Lachen der fröhlichen jungen Leute die schönsten Zähne herausblickten. Mir fielen beim Anblick der prächtigen Menschen die Hochländer hinter dem Felsen von Gibraltar ein, wenn ihr Typus auch etwas verschieden sein mochte. Trefflich stand ihnen der blaue Poncho und die saubere Reitertracht. Von den acht Kindern des Alten sind bereits fünf verheirathet und angesiedelt auf den weiten Besitzungen des Vaters. Ein prächtiger Botokuden-Reitknecht machte sich gut neben den jungen Männern.

Und als Schlußstein eines hübschen Charakterbildes traf ich im selben Hause noch den vielbesprochenen Juca Velho, den reichen, steinreichen Besitzer von Tejucas. Der einfachste deutsche Landmann kann nicht einfacher auftreten als jener. Dem vielgefurchten Gesicht des alten, ungemein heitern Mannes stand der weiße Bart vortrefflich. Er war eine wirklich classische Erscheinung.

Dem Alten war es schlecht gegangen. Sogar er, der im Gebirge geboren und groß geworden ist und bei seinen häufigen Reisen nach Lages jeden Winkel der Gegend kennen sollte, hatte sich, als er, vom Regen und Dunkel überrascht, einen Nichtweg zur Estancia des Obersten einschlug, verirrt und hatte die kalte Regennacht im Freien unter einem Araucarienbaume zubringen müssen. Doch hatte ihn das nicht im geringsten afficirt, er war in der allerbesten Laune.

Die Pferde waren gesattelt. Aber erst sollte gefrühstückt werden. In einem Hinterzimmer, ebenfalls einem originellen Araucariengemach, war ein kleiner, viereckiger Platz mit Steinen statt des Tannenholzes ausgelegt. Eine Negerin brachte von der Küche glühende Kohlen, die auf die Steine gelegt wurden. Ueber dieses seltsame Kamin stellte sie den Tisch mit reichlichem Frühstück, und bald saßen wir alle: Juca Velho, Neffe und Söhne des Obersten Souza, ich und mein Spahi in der frohsten Laune und mit dem besten Appetit um unser

Digitized by Google

Frühstück; dessen fubmenfarisches Kohlenfeuer unendlich erquickender für mich war, als der eleganteste pariser Kamin. Denn der Morgen war recht frisch und die Kohlenglut immer heftig genug, um mir meine Reiterstiefeln auf einige Stunden zu durchwärmen.

Dann schüttelten wir uns die Hände. Juca Velho, der jugendliche Graubart, ritt südöstlich, ich selbst nordwestlich. Ein Peão vom Obersten begleitete mich, um mir den Weg zu zeigen. Und lustig ritt meine kleine Karavane, vier Mann zu Roß und dazu mein Gepäckthier, in die Berge hinein, deren schöne Waldungen, reißende Bäche und sonderbare Grasplateaur mich mannichfach erfreuten.

Leider ward mir meine Freude recht empfindlich gestört. Ich kam, als wir einige Stunden geritten waren, meinem Packmaulthiere so nahe, daß ich es mit einem Schlage zum schnellern Trabe aufmuntern konnte. Plötzlich schlug es hinten aus und traf mein rechtes Knie mit solcher Heftigkeit, daß ich vor Schmerz fast die Besinnung verlor. Wie sehr ich den Unfall auch von der leichten Seite anzusehen mich bemühte, hatte ich dennoch eine sehr starke Kniecontusion, mit der ich mich immerhin eine halbe Stunde im Grase umherwälzen mußte. Freilich konnten wir langsam weiter reiten, aber mein Schmerz ward vom Reiten nicht besser. So ritten wir um 2 Uhr einen Berg hinunter zu einem hübschen, freundlich von der Sonne beschienenen Gehöft. Es war noch früh am Tage und ich wollte noch einige Meilen Wegs machen, obwol meine Begleiter meinten, es wäre besser zu bleiben. Im selben Augenblick aber, als ich auf dem glatten Boden der Fläche hinaufritt, glitt mein von mir schlecht geführter Gaul aus und schlug total auf die Seite, sodaß mein kaum verletztes Knie den vollen Druck und Stoß des Pferdes bekam.

Jetzt hatte ich vollkommen genug vom 13. Juni, — sub mala ave hatte er angefangen, und ich fürchtete den Hals zu

Digitized by Google

brechen, wenn ich die Weiterreise erzwingen wollte. Zudem kamen zwei Männer aus der Estancia, von denen der ältere mich so freundlich unter den Arm faßte und mich in sein Haus führte, daß ich es doch für besser hielt zu bleiben.

Ich befand mich beim alten Herrn Manoel Joaquim. Freundlicher konnte ich nicht aufgenommen werden als in seinem hübschen, freundlichen Araucarienhause, in welchem der Lebenslurus sich schon bis zu braunen Mobilien und feinerm Hausrath erhoben hatte. Im bestem Zimmer der netten Wohnung stand schon das saubere Fremdenbett für mich in Ordnung, und ich dankte Gott, daß ich bei meinem kleinen Unfall, dem ersten, der mir seit dem Beginn meiner Reise begegnet war, gerade in der Nähe eines so biedern alten Mannes, wie Herr Manoel Joaquim war, von demselben betroffen ward.

Meine äußerst heftigen Schmerzen verloren sich etwas, und mein Alter bemühte sich in freundlicher Weise sich mit mir zu unterhalten, bei welcher Gelegenheit ich erfuhr, daß der Tag meines Unfalls ein Sonntag wäre. Ich hatte den Tag noch nicht an den Sonntag gedacht, und wäre ohne den Schlag meines Maulthiers vielleicht nicht darauf gekommen, daß es Sonntag sei. Mein Maulthier kam mir jetzt vor wie Bileam's Esel. Und ich trug meine Schmerzen mit der größten Gelassenheit: möchte aber jedermann, der sich am Sonntag auf steilen Bergwegen reisend befindet, rathen, bei Zeiten sich an den Tag des Herrn zu erinnern. Und die im Unterland wohnen, sollen ebenfalls an den Tag denken.

Herzliche Freude machte es mir, beim alten Manoel Joaquim auf seinem Tische ein portugiesisches Neues Testament liegen zu sehen, welches ihm eine gewissenhafte Lectüre zu sein schien, — das erste mal, daß ich in einem Hause auf meiner Reise ein Neues Testament traf.

Dazu besaß er auch einige Rechtsbücher und bekam regel-

Digitized by Google

mäßig seine Zeitungen aus Desterro. In jeder Hinsicht zeigte er sich als einen unterrichteten, genauen Mann, der in gar vielen Fällen von seinen Nachbarn um Rath gefragt ward. So waren mir im Verlauf unsers Gesprächs besonders seine kleinen Notizen, die Oertlichkeit der Gegend betreffend, sehr bemerkenswerth. Er besaß die große Karte der Provinz von Sta.-Catharina, die der tüchtige belgische Ingenieur van Lede angefertigt hat, die aber dennoch, was eben das Oberland von Sta.-Catharina betrifft, manches Ungenaue enthält. Namentlich ist mir die Lage von Tejucas, wo Juca Velho wohnt, aus jener Karte nicht deutlich genug geworden. Nicht der Pelotas, sondern ein südlicher Nebenfluß desselben, der Rio-das-Contas, macht auf jener Karte dort die Grenze. Vielleicht hätte eben deswegen auch das dortige Gebirge anders verzeichnet werden müssen. Auch wohnt Souza südlich vom Lavatudo; ich hatte den Fluß schon passirt, als ich meinen Schlag bekam. Aber dennoch hat die Karte ein hohes Verdienst, wenigstens viel mehr als die kleinere vom Vicomte de l'Ile Adam fabricirte, die ich bei mir trug und die mir, als ich sie mit der Lede'schen verglich, weiter nichts als eine schlechte Nachahmung zu sein schien: eine Nachahmung, indem kleine, sehr minutiöse Oertlichkeiten angegeben werden, die van Lede zuerst angegeben hat, — eine schlechte, indem diese einzelnen Localitäten falsch ausgebeutet sind. So ist z. B. bei van Lede der Verlauf des obern Itajahy ziemlich richtig: der Fluß drängt sich weit westlich und südlich in die Serra do Trombudo hinein, sodaß man ihn, wenn man von Lages nach Desterro reist, ganz oben passirt. Der Vicomte aber hat ihn nachlässig abgezeichnet und auf halbem Wege liegen lassen.

Doch lassen wir das! Nach allem aber, was wir aus den existirenden Karten ersehen, geht hervor, daß eine recht genaue, in bestimmter Weise ausgefertigte Karte der Provinz Sta.-Catharina ein sehr großes Desideratum ist, für dessen Erfüllung

Digitized by Google

die Landesregierung ſchleunigſt ſorgen ſollte. Selbſt die Grenzbeſtimmungen gegen die Provinz Parana hinwärts ſcheinen noch gänzlich im argen zu liegen, ſodaß abſolut keine Größe von Sta.-Catharina angegeben werden kann.

Beim Manoel Joaquim im Hauſe traf ich denn wieder einmal einen Deutſchen an, einen Hamburger, der ſehr jung mit einem amerikaniſchen Schiffe nach Rio-Grande gekommen und von dort nach dem Oberlande von Sta.-Catharina gerathen war. Hier hatte er ſich durch fleißiges und mühſames Arbeiten ein Stück Feld erworben, beſaß eine Heerde von Kühen und Maulthieren, hatte ſich dann mit einer Braſilianerin verheirathet und war jetzt vollkommen heimiſch geworden im fremden Lande, von deſſen Einwohnern er mir nur Gutes zu ſagen wußte. Wie mir Herr Manoel Joaquim ſagte, hatte man den ſtillen, fleißigen Mann in der ganzen Gegend gern.

Am folgenden Morgen fühlte ich mich im Stande meinen Gaul zu beſteigen und ſo weit zu reiten, als das eben gehen würde. Aber erſt nach dem ſymboliſchen Kaffee und den damit verbundenen kleinen Gebäcken aus Weizenmehl, was im Oberlande ſelbſt gebaut wird, konnte ich von dem guten Alten und ſeiner Eſtancia loskommen, — an beide werde ich immer mit herzlicher Dankbarkeit und einiger Schmerzenserinnerung zurückdenken.

Ich bekam einen neuen Vaqueano mit, auch der Deutſche begleitete mich eine gute Strecke und die Reiſe ging recht leidlich. Da aber der Weg ziemlich hoch auf dem Rücken einzelner Berge hinführte und einiger Staubregen mit Wind uns entgegenkam: ſo litt ich etwas unangenehm von der Kälte, und nach einem Ritt von fünf Legnas hatte ich die heftigſten Schmerzen im Knie. Meine ganze Sehnſucht und Hoffnung auf Ruhe ging nach Lages hin, dem Hauptorte des Oberlandes, wo ich bei einem Deutſchen, Herrn Trüter, durch mehrere Briefe Eingang, und bei dem allgemein guten Rufe,

Digitized by Google

den der Mann in wirklich seltener Weise in der ganzen Provinz besitzt, freundliche Aufnahme und Obdach zu finden hoffte. Aber noch vier Leguas fehlten bis dorthin, und schon war es nach 2 Uhr. Ich ließ Gepäck und die beiden Wegweiser hinter mir, und im schmerzvollsten Galop, den ich in meinem Leben gemacht habe, jagte ich mit meinem Spahi davon, um die Zeit abzukürzen. Wir setzten durch den schönen, rauschenden Rio-das-Caveiras, kamen an prächtigen Sandsteinvorsprüngen vorbei, zu deren schroffer Höhe die dunkeln Araucarien aus der Tiefe vergebens emporzustreben suchten; eine Legua nach der andern ward so zurückgelegt auf einem recht guten Wege, aber immer wüthender wurde mein Schmerz. Endlich sahen wir von einem Hügel herab Lages vor uns liegen.

„Mais c'est un trou, Monsieur!" rief mein Spahi lebhaft aus, als wir den Ort erblickten. Und wirklich trug ich Bedenken, den vor uns liegenden Flecken für die Villa de Lages anzuerkennen.

Wir kamen an. Wie froh war ich, im kleinen Nest zu sein, wo ich vom biedersten Deutschen, den man sich nur denken kann, aufgenommen ward. Meine Briefe hatte ich beim Gepäck zurückgelassen. Aber auch ohne diese Briefe ward ich herzlich empfangen. Nach einigen Minuten freundlichen Gesprächs sagte ich meinen Namen. Der biedere Herr Trüter hatte die große Güte, sich desselben aus einigen Zeitungen zu erinnern, und nun war ich erst recht gut aufgenommen und aufgehoben. Ich fühlte den hohen Werth der Gastlichkeit bei meinem schmerzhaften Zustande im vollsten Maße und freute mich der Ruhe, bei welcher meine Contusion stündlich besser ward.

Mein Spahi aber schien recht gesehen zu haben. Lages ist ein recht kleines Nest und in hohem Grade unfreundlich. Freilich war Wetter und Jahreszeit ungünstig genug, um die Villa in schlechtem Licht erscheinen zu lassen. Den ersten Tag

Digitized by Google

goß es in Strömen vom Himmel. Dann fegte ein kalter Südwest über die nackte Hügelgegend, und das beim Eintritt des Winters. Denn allerdings muß man das Wort Winter von Lages gebrauchen. Es kommt bis zum Gefrieren von Eis, und man hat es schon erlebt, daß Schnee drei volle Tage liegen geblieben ist.

Gegen solche Unbilde der Witterung aber ist man auf 28 Grad südlicher Breite nicht eingerichtet. Mit wahrer Sehnsucht dachte ich oft an einen geheizten Ofen oder an das originelle Kaminfeuer auf dem Fußboden im Hause des Obersten Souza. Wenn man mit einem geschwollenen Knie der Ruhe pflegen muß, kann man sich nicht warm gehen. Mit stiller Resignation trug ich die Kälte auf der Schattenseite der Rua-Direita, in welcher Herr Trüter wohnte, sehnte mich aber oft nach einem warmen Sonneneckchen. Solche frostige Situationen kann man mitten in Brasilien erleben.

Die Rua-Direita von Lages! Allerdings muß man es der Villa zugestehen, daß sie Straßen hat, ihrer zwei oder drei, die selbst recht breit und regelmäßig sind. Nur fehlt ihnen großentheils eine hübsche Häusereinfassung. Fast alles, was man an Wohnungen sieht, ist casa terre (Erdgeschoß), meistentheils ohne Glasfenster, was ungemein wüst aussieht. Ich glaube nicht, daß 500 Menschen im Neste wohnen, in derselben Villa, deren Municipalterrain Hunderte von Quadratleguas ausmacht und 8—9000 Menschen enthält.

Und was könnte dieses Land nicht produciren! Zu welchen Reichthümern könnten nicht fleißige Anbauer in demselben gelangen!

Mir ist nirgends so wie in Lages die Indolenz, oder auf gut Deutsch die Faulheit der Landleute entgegengetreten. Ist es nicht z. B. höchst merkwürdig, daß in der Centralstadt eines Municipiums, in welchem so viele Hunderttausende von Rindern weiden, man nicht einmal ein Pfund Butter zu Kauf

Digitized by Google

bekommen kann? Man läßt die Thiere auf den Feldern sich groß fressen, dann schlachtet man sie, verkauft Felle und Hörner, macht Carne secca und exportirt es, aber kleinere Mühen und Vortheile will man sich nicht gefallen lassen. Käse kommt zur Stadt, Butter nicht. Und es würde mich gar nicht wundern, wenn einmal ein Speculant englische Butter nach Lages bringt, um sie dort zu verkaufen. Herrlich gedeiht Weizen im Oberland. Aber man baut nur für den Hausgebrauch, für den bellenden Magen. Hat man den einmal zum Schweigen gebracht, so schweigt auch alle weitere Thätigkeit. Bei Lages sind einige Mühlen. Statt aber einen wohleingefaßten Wasserstrahl aus den immerfließenden Bächen an die Räder zu leiten, läßt man lieber die Mühle bei niedrigem Wasserstande still stehen, Monate still stehen und wartet hohes Wasser ab. Wenn den indolenten Menschen einmal einige Tausende von deutschen Feldarbeitern als Concurrenten ins Land geschickt würden, es könnte eine förmliche Umwälzung vor sich gehen, mit der die größern Estancieros freilich nicht zufrieden sein würden und die kleinen Anbauer noch viel weniger.

Aber im Municipium von Lages liegt alles noch im weiten Felde. Was ist denn z. B. für den Wegbau geschehen? Wirklich skandalös ist das, was man eine Estrada-geral zu nennen beliebt, wirklich skandalös das, was man „Passo", Furt in einzelnen Flüssen nennt. Man kann die Naivetät wahrhaftig nicht weiter treiben, als mit solchen Ausdrücken. An den Flüssen findet man ein Loch im Gebüsch, das durchreitet man. Jenseits sieht man dann wieder solch Loch, auf das reitet man muthig los. Von einer Brücke ist nicht die Rede; aber ebenso wenig als für einen Steg über dem Wasser gesorgt ist, hat man für den Boden des Flusses gesorgt. Alles ist Steingerölle, unsicherer Grund, schlechte Passage. Schwillt der Fluß einen bis zwei Fuß an, so hört alles auf und man befindet sich im angenehmsten Belagerungszustand.

Digitized by Google

Noch anmuthiger wird die Geſchichte, wenn der Fluß von Natur ſchon etwas tiefer iſt. Nicht weit von Lages befindet ſich ſolch ein Fluß, der mitten durch eine Eſtrada geral läuft. Hier kann man nicht ohne Gefahr durchreiten. Da hat man denn ungemein vorſorglich ein Canot gemacht, was auf der rechten Seite des Fluſſes angebunden liegt, hat aber nicht daran gedacht, einen Fährmann zu etabliren. Wer von der linken Seite kommt, muß einen Mann durch den reißenden Fluß ſchwimmen laſſen, um das Canot zu holen und den Paſſagier überzufahren, während die Thiere durchſchwimmen. Wer von der rechten Seite kommt, findet das Canot zwar ſchon bereit, aber das Canot muß wieder zurückgebracht werden ans rechte Ufer und die Schwimmpartie iſt immer unerlaßlich. Bei hohem Waſſer wird das Canot ganz fortgeriſſen, und oft erſcheint erſt nach Wochen ein anderes. Wenn dann ein Reiſender kommt, ſo muß er ſich entweder ſelbſt aufs Schwimmen legen oder wieder umkehren, bis einmal beſſere Reiſegelegenheit kommt.

Mit allen Angriffswaffen des Spottes und Hohns ſollte man auf ſolche Zuſtände, die nur an der göttlichen Indolenz der Menſchheit liegen, losgeiſeln und immer wieder losgeiſeln, bis Menſchheit und Land ſich beſſert. Wo man unbefangen und offen das Gute anerkennt, was an dem einzelnen iſt: da darf man auch offen und unbefangen den Tadel ausſprechen, und den einmal ausgeſprochenen Tadel wiederholen, bis er entweder vernommen wird und zum Guten führt, oder zurückgewieſen wird.

Sowie mein Knie es mir geſtattete, machte ich einen kleinen Spaziergang um die Villa herum und auf eine benachbarte Höhe, wo ein ſehr loſer Sandſtein ſich findet. Wie man auch immer die Villa anſehen mag, es iſt nichts, auch nicht das allergeringſte an ihr zu ſehen. Eine neue Kirche wird gebaut, denn eine alte, ungemein kleine iſt ſo baufällig ge-

Digitized by Google

worden, daß sie dem Einsturz droht und mit einem Dutzend Stützen an den Seiten versehen ist, welche man im Orte scherzend die Zwölf Apostel nennt.

Die nächste Umgebung der Stadt trug das Colorit des Spätherbstes an sich und sah eben deswegen öde und verweht aus. In einiger Ferne ragen Hügel, Berge und Wälder heraus, aber Häuser entdeckt man nicht, auch keine Gegend, die das Colorit eines Ackerfeldes an sich trüge. Was nicht Wald ist, ist Weideland; den Vorwurf eines Anbaus kann man selbst der nächsten Umgegend der Villa nicht machen. Hinter den Häusern findet sich meistens ein von unordentlichen Pfählen eingepferchter Platz als Hofplatz oder kleiner Kohlgarten, wodurch das Haus vom freien Weidefelde getrennt ist. Dadurch vollends gewinnt das Städtchen den Ausdruck der größten Vernachlässigung und Indifferenz seiner Bewohner gegen alle Nettigkeit und Sauberkeit. Nur fünf bis sechs Tagereisen liegt Lages vom Meere entfernt. Wenn man nun bedenkt, wie nett und freundlich rio-grandenser Oerter aussehen, wie S.-Gabriel, Cachoeira, Alegrette und das so fern am Uruguay gelegene Uruguayana: so kann man wirklich nicht umhin einzugestehen, daß Lages, die Hauptvilla eines großen Municipiums, außerordentlich weit hinter Ortschaften von geringerer Bedeutung in Rio-Grande zurückgeblieben ist.

Unter der geringen Einwohnerzahl des Orts befinden sich denn nun auch einige Deutsche. Obenan steht mein biederer, wohlerzogener Herr Trüter, ein allgemein geachteter Hannoveraner aus Clausthal, der noch in der Schlacht von Waterloo mitgefochten hat und später mit deutschen Truppen nach Brasilien kam, wo er unter dem Marschall Barbacena, wie er sich selbst auszudrücken pflegt, „die Schlacht von Rosario verlieren half". In dieser fatalen Schlacht verlor Brasilien den Staat von Montevideo, mit ihm eine köstliche Perle aus dem Diadem seiner Provinzen. Ein anderer Deutscher war mein

Digitized by Google

nächster Landsmann, ein Herr Kelling, welcher, nachdem ihm im Landleben in Mecklenburg und Pommern das Glück mannichfachen Wechsel gezeigt hatte, mit Ernst, Fleiß und Ausdauer sich im einsam gelegenen Lages eine neue, gute Existenz erzwungen hat, und unter der Achtung der um ihn herumwohnenden Brasilianer dieselbe zu behaupten weiß.

Zu diesen kommen noch einige deutsche Handwerker. Einige Sattler sind von S.-Leopoldo gekommen und haben sich ihr Geschäft und ihre Familien im Oertchen gegründet. Aber die wenigen sind nicht im Stande, der kleinen Villa irgendwelchen Thätigkeitsimpuls zu geben. Ein solcher muß planmäßig eingeleitet und mit Energie durchgesetzt werden. Ein einziger guter Weg von der Küste nach Lages könnte schon etwas Bedeutendes ausrichten; die Anlegung eines Normalgestüts zur Verbesserung der Pferderasse oder Hervorbringung von tüchtigen Maulthieren auf Kosten der Regierung würde vielleicht ein Zweites sein, wodurch der Villa und der ganzen Landschaft mehr Leben und Bedeutung gegeben werden möchte. Am meisten aber müssen die guten Leute in Lages selbst sich zu helfen wissen. Hülfsquellen liegen ihnen nahe genug.

Eigenthümlich und höchst merkwürdig erschienen mir im Gespräch mit verschiedenen Personen des Orts manches Gerede und selbst bestimmte Erzählungen über das Vorkommen von Wilden und allerlei Gefahren, die daraus einzelnen Anwohnern waldiger Gegenden entstehen und für Reisende keineswegs leicht zu nehmen sind.

Allerdings scheinen hier die so Gott will letzten Aeußerungen einer untergehenden Brutalität den ersten Pflanzungen einer aufkeimenden Cultur sehr nahe zu treten. Zwei großentheils versprengte Stämme von Wilden scheinen noch heutigen Tages im Hochgebirge von Sta.-Catharina und an seinen Ausgängen Verderben und Vernichtung zu drohen, wenn das



Digitized by Google

letzte wachende Auge sich schließt und den Angreifern keine Gefahr irgendwelcher männlichen Gegenwehr droht.

Im Norden, gegen die Grenze der Provinz Parana hinwärts, bilden die Corvados-Indianer noch heutigen Tages einzelne herumstreifende Banditenscharen. Kaum ist es ein Jahr her, daß sie das Grenzzollhaus, in welchem ein kleiner Tribut bezahlt wird für die von einer Provinz in die andere hinüberziehenden Lastthiere, in einem Augenblicke überfielen, wo sie die Abwesenheit der Männer wohl ausgekundschaftet hatten. Eine Frau ward das Opfer ihrer Brutalität. Das Haus ward leer geplündert.

In den Waldwinkeln der Serren und Wälder, die das Oberland von Lages vom untern Theil der Provinz Sta.-Catharina trennen, leben noch Botokuden. Auch sie werden oft sehr gefährliche Räuber. Vor etwa vier Jahren überfielen sie ein Gehöft am Rio-Bonito, sieben Leguas von Lages entfernt an der Straße, die nach Sta.-Catharina führt. Es scheint, als ob dieser Ueberfall wochenlang mit Geduld und List einer guten Gelegenheit abgelauert ward. Es war mittags 12 Uhr. Die Männer der Besitzung waren abwesend. Der letzte war zur Jagd in den Wald gegangen, als die Botokuden hervorbrachen und Frauen und Kinder, neun an der Zahl, sowie sämmtliche Thiere, Schweine, Hühner u. s. w. schlachteten und in die Gluten des angezündeten Gehöfts warfen, nachdem sie dasselbe leer geplündert hatten. Als der Jäger aus dem Walde zurückkam, lief die Horde davon.

Der Vorfall war zu gräßlich, als daß man ihn nicht hätte rächen sollen. Gerade kurz darauf kam der bekannte Kazike Doble, der im nördlichen Rio-Grande sein Wesen treibt, mit seinen indianischen Zigeunern, Männern, Weibern und Kindern, über hundert an der Zahl, auf einem Streifzuge nach Lages, wo seine nackten, kümmerlichen Genossen durch Bettelei und unzählige heimliche Diebstähle sehr lästig fielen.

Digitized by Google

Man benutzte die Horde zu einem Angriff auf die Botokuden von Rio-Bonito. Doble schlug sie tiefer in die Wälder hinein und man brachte acht bis zehn Weiber und Kinder von ihnen gefangen nach Lages, nebst einigen Waffen, die im Orte deponirt sind.

Doble wollte zwei hübsche Indianerinnen für sich behalten. Als man ihm das verweigerte, zog er ärgerlich nach seiner Heimat zurück. Die Gefangenen wurden in einzelne Familien gethan, sind aber alle, bis auf einen einzigen Knaben, gestorben.

Kleinere Ueberfälle kommen noch genug vor, am meisten aber Viehdiebereien. Namentlich suchen diese wilden Waldbewohner gern Pferde zu stehlen, deren Fleisch ihnen eine Lieblingsspeise bildet. Selbst Doble's Horde bettelte in Lages vorzugsweise Pferdefleisch, andere Fleischarten waren ihnen fast gleichgültig.

Noch hier und da zeigen sich einzelne Bugres in der nächsten Nähe von Lages. Man zeigte mir verschiedene Stellen auf einzelnen Höhen, wo man sie bemerkt hatte, namentlich auf einigen Wiesen eines nahen Bergs „Do Tributo", welche vom Walde eingeschlossen sind und so am Abhange liegen, daß man in sie hineinsehen kann. Dort sollen sie noch manchmal zu treffen sein und in die Umgegend hinablauern.

In der nächsten Umgebung von Lages scheinen diese Botokudenhorden früher besondere Zusammenkünfte gehalten zu haben. Man findet im Felde, namentlich an höhern Stellen, runde Hügel mit einer ringsherum cirkelrund laufenden Arena, die wieder von einer niedrigen kreisrunden Erdeinfassung umgeben ist, höchst regelmäßig eingeschlossen, sodaß man aus dem ganzen Platze nach der Mitte des Hügels hinaufblicken konnte. Religiöse Zusammenkünfte können dort kaum gewesen sein, denn zu einem Gottesdienste haben sich diese vollkommen thierischen Menschen nie erhoben, ebenso wenig wie sie bei Zusammenkünften von solchem



Digitized by Google

Hügel herab irgendwelche Eloquenz geltend gemacht haben, denn sie können kaum untereinander sich verständlich machen. Mir scheinen diese Erhöhungen die Oerter gewesen zu sein, wo diese Wilden ihre Kriegsgefangenen schlachteten und auffraßen, eine Gewohnheit, die bei ihnen, ehe man ihnen warmblütige Schlachtthiere ins Land brachte, ganz allgemein gewesen zu sein scheint. Noch heute gibt es Stellen in Brasilien, wo Menschen gefressen werden. Notorisch ist es, daß z. B. am Amazonenstrom, gar nicht weit von der Provinzialhauptstadt am Rio-Negro, noch im Jahre 1857 die Arara-Indianer einige benachbarte Indianer überfielen, fingen und auffraßen.

Das sind Zustände, vor denen man nicht zurückfahren, vielmehr auf dieselben mit großem Ernst, großem Nachdruck losfahren und dieselben ausrotten muß. Wie weit das Evangelium da tragen mag, ist schwer zu sagen. Dem Herrn des Evangeliums ist alles möglich, und es wäre eine Sünde, daran zu zweifeln, daß seine Macht nicht auch einmal bei allen Wilden Brasiliens durchschlage. Wenn aber der forschende Arzt hineinzublicken versucht in solche Zustände der Wildniß und in die nach menschlicher Einsicht möglichen oder unmöglichen Entwickelungen einzelner Menschenrassen: da bleibt er oft achselzuckend stehen und glaubt nicht, daß hier oder dort eine gewisse Schranke überschritten werden könne. An allen Enden und Ecken versucht man die Indianer heranzuziehen an den Herd einer nach europäischer Gesittung strebenden Cultur. Mit einzelnen, einigen kleinen Gruppen scheint das manchmal gelingen zu wollen. Wo aber die Aufklärung des Christenthums, seine Freundlichkeit, sein Ernst, sein Zwang, seine Anforderung zur Arbeit und sein Bestrafen der Faulheit sich versuchsweise zurückzieht, um noch zu lauschen, ob der Indianer nun ein Mensch freien Willens, guten Willens, ernsten Willens geworden ist: da fällt das mühsam errichtete Gebäude schnell wieder zusammen, der Wilde zieht mit der Kleidung

Digitized by Google

auch die ihm angeflogene Cultur wieder aus und wickelt sich wieder Gras um Hüften und Knöchel. Und solche der Civilisation entronnene Indianer sind dann besonders heimtückisch gegen die, in deren Gehöft sie gewesen waren; sie werden deren Spione und Angreifer und Mörder ihrer Erzieher und Wohlthäter.

Wer mitten in Europas Gauen lebt, wo das milde Licht des Glaubens alle Herzen erwärmt, oder doch so leicht wärmend eindringen kann, wo dieses milde Licht zugleich ein aufklärendes wird: der hat schwerlich einen Begriff davon, wie das Leben sich dort gestaltet, wo noch schwere Gewitterstürme vor jenem leuchtenden Himmelsglanze vorbeiziehen. Noch lange, lange nicht ist der uralte Zwist ausgeglichen, den die Menschenrassen gegeneinander führen, wie gern und in wie edler Gesinnung auch einzelne sich über denselben stellen möchten. Wann werden Neger, Mongolen und Kaukasier zu einer Menschengleichheit zusammentreten? Oder wann wird das große Ausrottungshandwerk, vielleicht ihr Beruf, der letztern gegen die erstern beiden vollführt sein?

Wir brauchen übrigens nicht bis zu den letzten Wilden, den Botokuden an der Serra von Trombudo zu gehen, um mit Wehmuth den Kopf zu schütteln; wir finden die Ursache zu bittern Reflexionen oft viel näher. So traf mich auch in Lages ein Vorfall, der mich lachen machte und zu gleicher Zeit zu bitterm Unwillen anregte. Ein Doppelvorfall war es. Ich will nur einen erzählen.

In Piedade am Tuburão hatte ich, wie ich schon erzählt habe, einen jungen Pardo zum Wegweiser bekommen, einen starken, selbständigen Menschen von zwanzig Jahren, dessen ruhige Sicherheit und Bescheidenheit mir gerade beim Bereisen der Serra von Tubarão sehr zusagte. Wir hatten unter freiem Himmel campirt, bei einem Wachtfeuer gelegen, aus einem Geschirr gegessen und getrunken. Als wir nach Lages kamen,

Digitized by Google

gab ich ihm seinen reichlichen Lohn und noch ein hübsches Geldgeschenk. Am folgenden Abend kam er etwas bedrückt wieder und bat mich um ein Darlehen aus einem Grunde, den ich bei hundert andern Menschen für eine Lüge gehalten hätte. Ich gab ihm das Geld; der Bursche bedankte sich und versprach mir, er wollte mich dafür nach Desterro hinunterbegleiten, was mir recht war, da er sich bei allen schwierigen Gelegenheiten zwischen Felsen, Flüssen und Wäldern ungemein praktisch bewiesen hatte. So hatte er von mir 58 Mrs., ungefähr 46 Thlr. preuß. bekommen.

Schon am nächsten Morgen erzählte man mir, der Bursche hätte alles verspielt und, nachdem er die drei mir vom Gehöft des Obersten Souza geliehenen Pferde hatte laufen lassen, statt sie nach einer nahen Pferdehürde zu bringen, sogar noch den Maulesel von Juca Velho aus Tejucas, den ich zum Packthier bis Lages genommen hatte, dazu auf die Karten gesetzt und verloren. Für so leichtsinnig hatte ich den Burschen doch nicht gehalten.

Ich hatte den Major Saturnino, den Bruder der beiden in der brasilianischen Politik so rühmlich bekannten Staatsmänner Aureliano und Saturnino de Souza e Oliveira Boutinho, kennen gelernt, und mich vielfach gefreut ihn in Lages zu wissen. Wir besprachen den Vorfall und der Major traf Maßregeln, das Maulthier, worauf der Gewinner desselben schon aus Lages fortgetrabt war, wieder zu bekommen, was auch gelang.

Am Abend spät kam mein liederlicher Pardo zu mir, legte sich aufs Bett meines Spahi und meldete sich krank. Herr Trüter, der ewig Gute und Unermüdliche, gab ihm ein Quartier und Speise. Am nächsten Tage vor Tagesanbruch war er schon verschwunden; doch kam er um Mittag noch einmal zu mir. Ich hielt ihm seine Sünden vor und sagte, daß ich nichts weiter von ihm wissen wollte. Er ging niedergeschlagen fort.

Digitized by Google

Keine Stunde verging, so kam der Major Saturnino in großer Bewegung zu uns. Er hatte meinen Taugenichts vor den Delegaten des Orts gebracht und dort hatte dieser all seine Sünden eingestanden. Als nun der Delegat ihn weiter fragte, warum er aus seiner Geburtsgegend (Nord-Riogrande in der Gegend der Vaccaria) fort und über die Serra gekommen wäre, gestand er, von all seinem Spielunglück gebeugt, ein, er hätte einen Mann ermordet. Er ward in die Cadea des Orts gebracht und fest geschlossen.

So hatte mich denn ein Mörder durch die Wildnisse des Tubaraõ gebracht. Ganz arglos hatte ich mich schlafen gelegt neben ihm an unserm Waldfeuer; nur an einen möglichen Ueberfall von Bugres oder einen Besuch von Unzen hatte ich gedacht, nimmermehr daran, daß ein Mörder neben mir lagerte, dem ich selbst eine geladene Flinte für den Fall eines nächtlichen Tumults gegeben hatte, ehe ich einschlief.

Meine lieben, theilnehmenden Freunde in Lages, Herr Trüter, Kelling, Major Saturnino meinten, ich wäre einer sehr ernsten Lebenslage entronnen. Ich mußte wirklich lachen, daß ich, eine Art Salvator Rosa, mit solchem Banditen in der Wildniß campirt hätte. Aber bald darauf machte mich der Vorfall tief erbittert, um so mehr, da ich am selben Tage einen ernsten Grund hatte, meinem französischen Begleiter den Kauf aufzukündigen und ihn, wenn wir nach Desterro gekommen sein würden, fortzuschicken.

Am Nachmittag besuchten wir den Delegaten. Er erzählte mir das Bekenntniß des Mörders, der ganz freiwillig den Mord eingestanden, da der Ermordete ja, wie der Mörder selbst begütigend meinte, „vor dem Sterben ihm den Mord verziehen hätte". Der Kerl wird nach S.-Antonio da Patrulha geschickt werden, wo er den Mord beging, und in sieben Monaten vor der dortigen Jury sein Urtheil empfangen

„Ich selbst reise nie von hier bis Desterro, ohne meinen

Digitized by Google

Camarada genau zu kennen", ſagte mir der Delegat. Und er mag ſehr recht haben. Was konnte ich aber in vorliegendem Falle thun? Man hatte mir den Wegweiſer mitgegeben. Wer weiß, warum er mich noch durch die Serra de Trombudo nach Deſterro zurückbegleiten wollte? Mir fiel meine Tour längs des Uruguay und auf demſelben ein, und meine Rückkehr vom alten Bonpland, wo ich ganz allein, ohne Weg und Steg, nur vom Kompaß geleitet, vier Leguas durch die menſchenleeren Campos galopirte, in einem Lande, wo man einen einzelnen Reiter, geſchweige gar einen Ausländer wegen eines guten Ponchos, eines Sattelzeugs vom Gaul herunterſchießt und nach der Plünderung den Urubus überläßt.

Eine kleine Modification brachte die Arreſtation meines Wegweiſers und der Umſtand, daß ich meinem Spahi ebenfalls den Kauf aufkündigen mußte, allerdings in meinem Reiſeplane hervor. Man rieth mir dringend, mit gemietheten Thieren nach Deſterro zurückzukehren, wodurch ich beſſere Thiere, als bei jetziger Jahreszeit gekaufte wären, bekommen würde, und zugleich dann einen im höchſten Grade wegekundigen und gewiſſenhaften Führer und Begleiter in dem Camarada meiner gemietheten Thiere beſäße, der für alles einſtehen müßte.

Das war mir denn ſehr recht und mit herzlicher Dankbarkeit überließ ich dem wackern Herrn Trüter die Anordnung meiner Anabaſis.

Freilich verſprach das Wetter nicht viel Gutes. Trotz der Kälte des Morgens, unter welcher die Felder mehr als einen Morgen weißgereift dalagen, kamen einige Gewitter mit ſtarkem Regen. Da ſind denn gleich die Flüſſe geſchwollen und manche Furt, die bei gutem Wetter keine Schwierigkeit bietet, kann gar nicht paſſirt werden.

Aber auch ſolche Hinderniſſe haben ihr Gutes. Mir wenigſtens verſchafften ſie während meines Aufenthalts in Lages einen prachtvollen Anblick.

Digitized by Google

Herr Kelling ſchlug mir vor, mit ihm einen Ritt nach dem Salto do Rio das Caveiras zu machen, einem Waſſerfall deſſelben Fluſſes, durch den ich kurz vor meiner Ankunft in Lages geritten war. Der Salto oder Waſſerfall des Fluſſes iſt aber drei Leguas unterwärts Lages, wo der Fluß ſchon mehrere kleine Confluenten aufgenommen und bedeutend an Größe gewonnen hat. Eines ſchönen Morgens ſattelten wir alſo und ritten fort.

Wir waren kaum eine Stunde unterwegs, als wir beim Reiten über eine etwas bedeutendere Höhe ſchon das Brauſen der Cascade vernehmen konnten, ja in ziemlicher Entfernung konnten wir ſchon über dem Walde den weißen Waſſerdunſt ſchweben ſehen, der aus dem Waſſerfall aufſteigt, als ein Beweis, daß eine große Waſſermaſſe dort zerſchlagen wird.

Wir erreichten bald den vom Regen ziemlich geſchwollenen Fluß, deſſen ſchmuziggraues Waſſer in vielen Wirbeln dahinrollte zwiſchen dunkeln Araucarienwaldungen. Von den ihn einſchließenden Höhen wird er in einem großen Bogen abgelenkt. Mächtig erweitert ſich plötzlich ſein Bett, aber eine Sandſteinmauer von etwa 50 Fuß Höhe bildet in demſelben einen vollkommenen Abſchnitt. Ehe der Strom an dieſen Abſturz kommt, rauſcht er ſchon gewaltig auf. Ein Schaumſtreifen ſchließt ſich dem andern an, eine Welle brandet nach der andern am vielfach zerwaſchenen Geſtein, zwiſchen welchem große Baumſtämme hängen geblieben ſind und auf hohen Waſſerſtand warten, um donnernd in die jähe Tiefe zu ſtürzen. So tobt der Waldſtrom gegen den Rand des Sandſteinwehres, welches in einer Breite von 3—400 Fuß den ganzen Fluß durchſetzt, vorwärts, und ſtürzt hinab mit donnerndem Getöſe.

Was dem Salto vom Rio das Caveiras einen ſo beſondern Reiz verleiht, iſt bei ſeiner außerordentlichen Breite die Waſſermenge, die hinabſtürzt und die vom Anſchlagen an die Felſen zerſtäubt. Die ganze Schlucht iſt faſt unkenntlich we-

Digitized by Google

gen des dichten Wassernebels, der wie ein Gewitterregen sich ergießt. Die breite, stürzende Wassermasse reißt einen sehr heftigen Luftstrom mit sich hinab. Im Grunde am Wasserfall tobt der Wind ebenso heftig wie das Wasser, ein Sturm zerzaust die Gebüsche, alles trieft vom Regen des Unwetters, während die oben am Rande der Tiefe stehenden Araucarien sich nicht regen, und man über dem Aufruhr der Elemente den blauen Himmel und die heitern Färbungen eines klaren Tags sich hinerstrecken sieht. Während oben über dem Thal der lieblichste Naturfriede liegt, braust, siedet und kocht es in der Tiefe und der Boden bebt unter den Füßen des vor Staunen verstummenden Reisenden. Während oben am Himmel kaum eine Wolke schwimmt, braust ein Regensturm unten im Walde und hunderte von Fuß wird der zerschlagene Wasserschaum emporgerissen und weit hingetragen, sodaß man ihn schon in weiter Ferne sieht.

Vom Regen der vergangenen Tage geschwollen, bot der Fluß in seinem Sturze ein seltsames Colorit. Während einzelne mächtige Partien der Cascade schneeweiß aussahen, boten andere einen grauen Farbenton dar; andere waren gelb, einige fast purpurroth. Diese Farbengegensätze und das ungeheure Toben des Wassers gaben dem Fall einen seltsamen Reiz, von dem ich mich, wie sehr ich auch vom Unwetter seiner Nähe durchnäßt und durchstürmt war, kaum trennen konnte.

Ich weiß nicht, ob es viele Wasserfälle gibt, die eine so außerordentliche Breite haben wie der von Caveiras. Auf jeden Fall gibt es nur wenige, die eine so bedeutende Wassermenge, wie er, lothrecht in eine Waldtiefe hinabstürzen lassen. Auch läßt sich der merkwürdige Wasserfall sehr gut übersehen in verschiedenen Distanzen. Unmittelbar vor ihm liegt im untern Bett eine kleine Waldinsel. Es würde, wenn die Gegend erst einmal zugänglich ist, nicht schwer sein, eine Brücke

Digitized by Google

zu dieser Insel hinüberzuführen, wo man dann in der dichtesten Nähe der breiten Cascade und recht eigentlich quer vor ihr in der Entfernung weniger Klafter, freilich auch mitten im argen Unwetter, das großartige Naturschauspiel in seiner vollen Majestät genießen könnte.

So mächtig ist der Salto von Caveiras, daß man in stillen Nächten seinen Donner in Lages, drei Leguas fern, deutlich vernehmen und schon aus weiter Ferne her am Wassernebel über dem dunkeln Araucarienwald die Gegend des Sturzes deutlich erkennen kann.

Wir machten uns oben am Waldesrand ein tüchtiges Feuer an, um unsere nassen Kleider zu trocknen, und verzehrten vergnügt unser bescheidenes Mittagsmahl. Zum Nachtisch gab es geröstete Pinhoës, Früchte der Araucarienzapfen, die im Walde umherlagen, eine kastanienähnliche, für Papageien, Affen, Bugres und zahme Menschen gleich angenehme und wohlschmeckende Speise.

Auf dem Wege nach dem Salto das Caveiras liegt ein Waldberg, in welchem Kalk vorkommen soll, ein Baumaterial, was sonst durchaus im Oberland fehlt und sehr theuer ist. Ich besuchte die Stelle. In einer wilden, von Taquara, Araucarien und Baumfarren verwachsenen Gegend findet sich in einer Schlucht eine Sandsteinwand, welche unter ihrem Fuße eine Grotte bildet. Eine kleine Quelle rieselt herab und hat an der obern Wand der Grotte einige höchst unbedeutende Kalkstalaktiten abgelagert. So ist allerdings Kalk dort, aber von weiter keiner Bedeutung und materiellen Verwendung. Sonst habe ich von seinem Vorkommen weiter nichts erfahren können. Der Sandstein, der sich in allen möglichen Verfassungen überall findet, scheint ganz allein die geologische Formation des Landes zu bezeichnen.

Nach vielen Bemühungen war es denn dem Herrn Trüter gelungen, für mich die zur Rückkehr nach Desterro nöthi-

Digitized by Google

gen Thiere und sonstige Begleitung anzuordnen. Man sollte solche Schwierigkeit gar nicht für möglich halten. Aber dieselbe Nachlässigkeit und Unbarmherzigkeit, die man gegen die Rinderheerden ausübt, läßt man auch über Pferde und Maulthiere ergehen. Wenn ich morgens erwachte, waren meine Fensterscheiben dicht gefroren und die Pfützen mit Eis, die Felder mit schneeartigem Reif bedeckt. Nichtsdestoweniger läßt man alles Vieh im freien Felde. Zur kühnen Culturidee eines Viehstalles und einer Winterfütterung hat man sich im Oberlande von Sta.-Catharina noch nicht erhoben. Keinen Schutz im Felde, kein frisches Hälmchen auf den Weiden finden die armen Thiere. Sie ziehen sich tiefer ins Gebüsch und den Wald zurück und verbringen dort in halber Wintererstarrung die kalte Zeit, bis der Frühling wiederkommt und die skelettartigen Creaturen sich wieder unter wärmerm Sonnenstrahl satt und dick fressen können. Daher ist denn mitten im Lande der Kühe im Winter keine Milch, keine Butter zu bekommen. Freilich kann ein Reisender das alles vollkommen entbehren. Aber zum Reisen gebraucht man Maulthiere, und diese stecken auch tief im wärmern Wald. Niemand reist hier im Winter: die Morgen sind zu kalt, die Tage zu kurz, die Wege zu schlecht, die Thiere zu mager, oder vielmehr man ist zu faul, viel, viel zu faul, um sich irgendwelcher Mühe und Gefahr zu unterwerfen.

Kamine und Oefen hat man in Lages nicht. Ueberhaupt kennt man keine Lebensbequemlichkeiten. Nur in vier Häusern hat man ordentliche Stühle. Bei weitem die meisten Häuser haben auch keine Glasscheiben, sondern statt der Fenster nur Luken. Am Tage geht das noch an. Aber so wie gegen Sonnenuntergang der Frost kommt, mummt sich alles in Mäntel ein, alles ist dicht verschlossen, still und todt, die Villa scheint ausgestorben. Vor Kälte legen sich die Leute, die nimmermehr an einen regelmäßigen Heizungsapparat den-

Digitized by Google

ken, früh zu Bett. Hoch muß schon die Sonne am Himmel stehen und mit unabweisbarem Schein durch die Fugen der Fensterluken blitzen, ehe man sich zum Aufstehen entschließt. Vor 8 Uhr öffnet sich keine Thür und kein Mensch steckt die Nase eher zum Fenster hinaus, als bis alles weggethaut ist, was während der Nacht gefroren war. Niemand hat etwas zu thun, niemand macht sich etwas zu thun: besonders denkt niemand daran, sich das Leben — im eigentlichsten Sinne des Worts ein Hundeleben — etwas angenehm zu machen. Man macht es wie die Thiere des Feldes. Man zieht sich zwischen Ponchos und wollene Decken zurück und magert ab und friert durch die kalten Monate hindurch. Dann kommt das Vieh wieder zum Vorschein, man bekommt wieder Milch, Butter, besseres Fleisch und der Mästungsproceß der Menschheit kann auch wieder anfangen.

Solch ein Leben in Lages ist entsetzlich. Dazu kommt noch etwas, was freilich natürlich genug ist und eben auch an das Vieh des Feldes erinnert. Wenn man glaubwürdigen Personen zuhört, so erfährt man, daß in diesem Bergnest Lages eine scheußliche Sittenlosigkeit herrscht. Falsches Spiel um enormen Gewinn und furchtbar häßliche, liederliche Weiber um Spottpreise verschönen das Leben der Viehzüchter und Pferdehändler, die in der Umgegend und der Villa selbst wohnen, und mit Widerwillen vernimmt man eine gemeine Geschichte nach der andern bei der absoluten Schamlosigkeit derer, die im trüben Schlamm dieser Unsittlichkeit fortschwimmen. Da aber die meisten Unsittlichkeitsgeschichten keinen Anstoß erregen, sondern höchstens als ein Vorfall, eine Anekdote ihre Hilarität haben, so ist an eine Verbesserung in Lages fürs erste gar nicht zu denken. Das Ganze hat noch etwas Rohes, Gemeines an sich; derb, offen und gastlich auf der einen Seite, sittenlos und brutal auf der andern. Weder zum Guten noch zum Schlechten hat hier die Civilisation irgendetwas beigetragen.

Digitized by Google

Doch will ich nichts weiter gegen die Villa von Lages gesagt haben. Wie klein das Nest auch ist, und wie leicht auch seine Zustände zu übersehen sind, so darf doch der Reisende immer nur mit großer Vorsicht sein Urtheil über Land und Leute fällen. Zudem war ich in der beginnenden Winterzeit im Orte, wo das Leben und Treiben fast ganz aufhört und jeder aus der thätigen Außenwelt sich zurückzieht und somit der ganze Ort den Anschein einer bedeutenden Unthätigkeit, Faulheit und Abspannung gewinnt. Die Verödung in der Natur aber wirkt auch hemmend auf das freie Urtheil des Betrachtenden ein und kann es bis zur Ungerechtigkeit befangen. Und in solcher durch die Verödung in der Natur hervorgerufenen Ungerechtigkeit behaupte ich, daß, je mehr ich Lages kennen lernte, und leider lernte ich es länger kennen, als anfangs meine Absicht und später mein Wunsch war, ich desto mehr den Ort abschreckend fand und mir keinen schlimmern Verbannungsort denken kann als diesen. Herr Kelling, dessen Interessen nun einmal an Lages geknüpft sind, gestand mir selbst ein, daß wenn er nicht am biedern Herrn Trüter einen so treuen Freund besäße, er den Aufenthalt in Lages nicht ertragen würde, und falls dieser einmal den Ort verlassen sollte, er selbst nimmermehr dort zurückbliebe: eine Aeußerung, die ich mir sehr gut klar machen kann.

Wenn so der einzelstehende Mann, der seine Umgebung nahe und fern bereits genau kennen gelernt hat, sich ganz offen ausdrückt: was müßte nicht ein Familienvater denken und erleben, wenn es ihm ernst ist mit dem Wohlergehen seiner Kinder! Was kann er seinen Söhnen an Erziehung bieten, wodurch kann er seine Töchter gegen alle Gemeinheiten der Außenwelt schützen? Welche Lebensreize kann er ihnen bieten? So drängen sich mir Fragen auf Fragen auf und keine einzige wüßte ich zu beantworten, wenn ich jemand rathen sollte seinen Familiensitz nach Lages zu verlegen. Ein-

Digitized by Google

ſam und verlaſſen iſt das Leben der Coloniſten im Urwald, aber keine Menſchenverwilderung ſtört ihn hier, nicht einmal der Kampf mit den Wilden, weil dieſe Wilden, wenn ſie einmal kommen ſollten, mit der Kugelbüchſe zurückgewieſen werden. Aber die Nähe einer ausgearteten Halbcultur aushalten zu müſſen iſt viel furchtbarer als ein offener Krieg gegen Kannibalen. Und ſo geſtehe ich ganz offen, daß ich noch viel lieber auf der einſamſten Eſtancia an den letzten Quellen des Uruguay leben möchte als in der Villa von Lages.

Am 21. Juni kam ein Senhor Juca Coelho zu Herrn Trüter, um meine Rückreiſe nach Deſterro anzuordnen, für die er alles übernahm für die Summe von 100 Mrs. Ich war herzlich froh, endlich in einigen Tagen abreiſen zu können und in das Unterland von Sta.-Catharina zurückkehren zu dürfen, wie lieb mir auch einige Menſchen in Lages geworden waren.

In den letzten Tagen meines Aufenthalts war auch mein Knie wiederhergeſtellt, ſodaß ich täglich einen Spaziergang machen konnte. Wenn das Eis der Nacht und der Reif weggethaut war, hatten wir manchmal herrliche Tage, wo ich denn wol mit meiner Flinte durch die Campos ſtreifte, ohne eben große Beute zu erjagen. Oefter begleitete mich Herr Kelling. Allerdings iſt für einen Jäger von Profeſſion die Umgegend von Lages ein gutes Revier. Wer die Schlupfwinkel der einzelnen Beſtien mit guten Hunden kunſtgerecht durchſtöbert, hat alle möglichen Chancen auf gute Beute.

In den einſamen Waldungen leben neben den Bugres, aus denen man hier und dort einen wirklichen Jagdartikel macht, noch viele Unzen, deren Jagd nicht ohne Gefahr iſt. Man trifft ſie manchmal oben in den Bäumen, wo ſie ſich, als in einem fremden Element, ungemein furchtſam benehmen und leicht herabzuſchießen ſind. Auf feſtem Erdboden iſt das Raubthier aber ſchon viel ſchlimmer und niemand geht gern

Digitized by Google

allein einer Unze auf den Leib. Sehr ſelten ſind die Fälle, wo die Unze den Jäger tödtete, aber ſchon mancher ward von ihr verwundet, und die Rißwunden einer Unzenklaue ſind ſehr gefährlich. Sie rufen meiſtens Brand hervor und haben oft den Tod oder doch Amputation der verletzten Extremität zur Folge. Ohne herausgefordert zu ſein, geht aber die Unze nie einem Menſchen zu Leibe, ſie vertheidigt ſich oder rächt ſich, aber zuerſt greift ſie nie an.

In tiefen Araucarienſchluchten, wo ein Bach rinnt, oder noch mehr, wo ſich einiges Waſſer lachenartig anſammelt, hauſt um Lages herum die Ante oder Tapir, ein Jagdartikel, den man wegen ſeines Fleiſches ſchätzt. Ich hatte in Lages keine Gelegenheit, ſolch Fleiſch zu eſſen. Das Thier ſelbſt iſt in ſeinen Schlupfwinkeln nicht ſelten, doch bedarf man zu ſeiner Jagd tüchtiger Doggen. Bei Lages lebt ein Antenjäger, der einmal in vier Tagen acht Tapire erlegte.

Affen kommen ebenfalls vor, und viele Rehe! Doch lebt alles Gethier zur Winterzeit tiefer in den wärmern Waldungen. Wer nur bis an den Rand des Forſtes gelangt, vernimmt im Juni kaum eine Lebensſpur daſelbſt, und wer kein leidenſchaftlicher Jäger iſt, kommt ſicher ohne große Beute heim. Selbſt die Papageien ſcheinen ſpurlos verſchwunden zu ſein. Wie viel Papageien ſahen wir nicht auf dem Wege von Juca Velho auf Tejucas nach Lages! Eine halbe Legua weit hörten wir oft ihr ohrzerreißendes Geſchrei und Gezänk im Araucarienwald! Zu Tauſenden ſchwärmten ſie hoch in der Luft umher, für jeden Schuß unerreichbar und ganze Wolken bildend. Noch am Paſſo vom Rio-das-Caveiras trafen wir ungeheuere Maſſen. Sowie aber der heftige Nachtfroſt eintrat, waren die Myriaden geflügelter Schreier verſchwunden, und wie weit ich auch umherſtreifte mit meiner Flinte, ich traf keinen einzigen Papagei. Der Queroquero dagegen ſchreit auch bei Lages an allen Pfützen, iſt aber viel

Digitized by Google

ſcheuer als überall anders, wo ich ihn ſonſt traf. Hier und dort ſchwirrt ein fettes Rebhuhn auf; an einzelnen Bäumen pickt ein Specht ſeine monotone Melodie. Ueber dem welken gelben Gras, welches die Braſilianer nicht erfroren, ſondern verbrannt, queimado, nennen, denn ihnen fehlt eine genaue Winter-Terminologie, ſtreifen die Schatten der höher als ſonſt am Himmel hinſchwebenden Geier einher; höher als ſonſt wol fliegen die ſtarken Vögel, denn die größere Seltenheit von Beute zwingt ſie ihren Geſichtskreis zu erweitern und ferner umherzuſpähen aus bedeutenderer Höhe.

So tritt denn die Verödung um Lages im Juni bei jedem Schritt dem entgegen, der die Umgegend durchſtreift. Einmal hatten wir einen wirklich humoriſtiſchen Jagdartikel. Das Bellen eines kleinen Dachshundes und noch vielmehr ein horrender Geſtank brachte uns vor den Bau eines Sorilho oder Stinkthiers (Mephitis ſuffocans, wie ich glaube). Vergebens hetzten wir den Hund hinein; ſowie er in die Nähe des Thieres kam, brauchte dieſes ſeinen ſtinkenden Urin gegen den Hund, und im Nu kam er heulend zum Vorſchein und wälzte ſich verzweifelt im Graſe umher. Ein vor dem Bau angeſtecktes Feuer, welches wir dann hineinſchoben, brachte den Feind ebenſo wenig zum Vorſchein; dagegen vertrieb er uns auf Minuten durch ſeinen Geſtank von dem Eingang zur Höhle. Jetzt verrammelten wir dieſen und gruben den Gang der Höhle auf, bis wir mit einem ſpitzen Stock das Thier fühlen konnten und es durch eine kleine Oeffnung erblickten. Nach einem Schuß war es todt. Es war ein ausgewachſenes, feiſtes Thier, mit ſehr ſpitzer Schnauze, $\frac{6}{6}$ Schneidezähnen, wodurch es ſich als Raubthier charakteriſirt, rauhem, groben Fell von ſchwarzer Farbe mit zwei weißen Streifen an der Seite vom Rücken und einem kurzen Schwanz. Aber ſeine Nähe ward unleidlich. Mir ward ſo übel, daß ich mich faſt erbrechen mußte.



Digitized by Google

Kaum hatten wir das Thier verlaſſen, als auch ſchon drei Urubus dichter und ſchneller ihre Kreiſe um den Platz zogen. Dieſe Aasgeier ſcheinen wirklich nichts zu verſchmähen, nicht einmal ein todtes Stinkthier, zumal zur Winterzeit.

Glücklicherweiſe waren wir ſelbſt vom Geſtank nicht inficirt worden, deſto mehr aber unſer Hund, und er durfte ſich nirgends mehr ſehen oder vielmehr riechen laſſen, ohne Hiebe zu bekommen. Man kennt nur ein Mittel, um den penetranten Wanzengeruch — denn dieſem gleicht der eines Stinkthiers wohl am meiſten — loszuwerden. Man ſteckt Gras an und ſetzt nun den Hund, das Kleid, die Hand u. ſ. w. der Hitze und dem Qualm deſſelben aus. Nach wenig Minuten iſt der Geſtank verſchwunden. Aber die Erinnerung daran und die leiſeſte Spur davon iſt ſo widerlich, daß ich den ganzen Tag Kopfſchmerz und Uebelkeiten hatte und ſelbſt noch den folgenden Tag nur mit Widerwillen an die Sorilhojagd dachte. Welch ein koſtbares Mittel mag die Stinkthier-Evaporation nicht ſein gegen alle hyſteriſchen Ohnmachten und fingirte Nervenzufälle unſerer Salons! Nur einmal möchte ich das Experiment mit anſehen; es muß eine furchtbare Wirkung haben.

Der Vorabend des St.-Johannistages ward ſogar in Lages mit Feuerwerk gefeiert. Trotz des klaren Mondſcheins ließ man Raketen in die kalte Nacht hinaufſteigen und eine Menge von Flinten wurde losgefeuert. Ganz landesgemäß zogen einige Muſiker oder vielmehr Dilettanten mit Violinen und Guitarren durch den Ort; viele junge Leute, dicht in Ponchos eingehüllt, zogen ihnen nach und hielten vor einigen Häuſern ſtill. So kamen ſie auch vor das Haus des Herrn Trüter, welcher ſie hineinnöthigen wollte, um ſie zu bewirthen. Jedoch meinte einer der Kunſtjünger, Herr Trüter möchte das lieber nicht thun. Und das mit Grund, denn mehrere von den Herumziehern wankten hin und her und waren

Digitized by Google

offenbar betrunken, sodaß wir froh waren, als die Gruppe sich weiter bewegte und sich ohne Gezänk und Hader am Ende der Straße auflöste. Ich selbst habe immer eine Art von Sorge, wenn ich diese messerführenden jungen Leute zusammen sehe bei einem Feste, einem Vergnügen, und nun geistige Getränke, Branntwein oder Wein die Gemüther in Bewegung setzen. Schon in Rio-Grande, am Uruguay von S.-Nicoláo bis Uruguayana, machte ich meine Betrachtungen darüber. Jeder trägt sein breites, scharfspitzes Messer, meistens in silberner Scheide, im Gürtel. Tief wurzelt bei den jungen Leuten die Spielwuth; Spiel, Wein und Weiber ist das Trifolium des Lebens und ein Messerstich so häufig das Ende vom Hader um einen Gewinn oder eine Helena. Eine Scenerie aus dem Kampf der Lapithen und Centauren kann man oft genug erleben.

Am Johannistage selbst kamen einige Centauren mehr als wol sonst zur Villa getrabt. Denn wirklich Centauren möchte ich diese Menschen nennen, die keinen Schritt zu Fuß thun und eben nur ihr Reitthier, ihre andere Hälfte kennen, wenn sie sich von einer Stelle zur andern bewegen wollen. Buntgestreifte Ponchos, die im Winde flattern, riesige Silbersporen, die bei jedem Tritt des Reitthiers laut rasseln, und eine unsinnige Menge Silbergeschirrs am Reitzeug sind auch in dieser kleinen halbwilden Bergwelt von Lages die Koketteriestücke eines Reiters von Stande und Reichthum. Und am Johannistage konnte man einige Prachtexemplare von solchen Standespersonen im kleinen Ort umhertraben sehen.

Aber noch seltsamer kamen mir manche Frauenerscheinungen vor. Ich stand oft im Laden bei Herrn Kelling und ergötzte mich an den Käufern und ihren Anforderungen. Da kommt ein Mensch, in dessen Gesicht man ein Stück Botokude, Neger und Europäer zusammengeschmolzen sieht. Die Erscheinung ist von oben bis unten schmuzig, lotterig und lie-



Digitized by Google

derlich. So ein Menſch, der ſelbſt barfuß geht und an einem Fuß einen ungeheuern eiſernen Sporn ſchleppt, kauft für vier Thaler ein Paar pariſer Schuhe für ſeinen Schatz. Oder er kauft künſtliche Blumen für einen Wollkopf, der ſich die ganze Woche hindurch Talg ins krauſe Haar ſchmiert, um es am Sonntag möglichſt ſchlicht zerren zu können und die letzten verrätheriſchen Wellen mit künſtlichen Blumen zu bedecken, wenn es zur Meſſe geht. Koſtbare Kleiderſtoffe und wollene Shawls von Werth werden von Weibern bezahlt, vor deren Häßlichkeit man erſtarrt ſtehen bleiben möchte. Doch habe ich unter allen Oreaden von Lages und der Umgegend keine einzige bemerkt, die ich im Verdacht eines heimlichen „Ballons" gehabt hätte. Sie ſind durchweg von der Natur ſo verſorgt, daß ſie ihre Peripherie keineswegs auszudehnen nöthig hätten. Auffallend ſelten ſollen dieſe Oberländerinnen, ſelbſt wenn ſie ſich in vollen Putz werfen, Strümpfe tragen, und die Geſchäftsleute in Lages, die den Modeconſum der Damen vollkommen gut kennen, behaupten, daß die meiſten pariſer Schnürſtiefel auf dem bloßen Fuß getragen werden.

Am 25. Juni kam denn endlich Herr Juca Coelho zur Villa, um mich nach ſeiner Eſtancia abzuholen und mich von dort aus zur Provinzialhauptſtadt escortiren zu laſſen. Gleich nach dem Mittagseſſen war unſer Zug geordnet. Vorauf ging die Madrinha, zu deutſch die Gevatterin, von der die Leitung einer echten, wohlgeordneten Tropa abhängt. Die Madrinha iſt meiſtens eine alte Stute, welche allen Pferden und Maulthieren der Eſtancia genau bekannt iſt. Mit einer Glocke um den Hals geht ſie dem Zug voraus und in unverbrüchlicher Treue folgen ihr die einzelnen Thiere nach, ſodaß meiſtens nur die Madrinha geführt zu werden braucht. Und das iſt ein außerordentlich großer Vortheil, zumal auf ſchlechten Wegen. Ja, im Gebüſch und Wald würden die meiſten Tropas ſich zerſtreuen und verlieren, wenn nicht die

Digitized by Google

Madrinha mit ihrer Glocke alle Thiere zusammenhielte. Ein berittener Neger und mein Spahi folgten mit dem Packthier. Die Herren Trüter und Kelling begleiteten mich mit Herrn Juca Coelho, und gar bald lag das öde Lages hinter uns.

Außer den lieben Freunden zog auch ein graues, unfreundliches Wetter mit uns; ein feuchter, kalter Wind pfiff über die dürren Grashügel, und die Araucarien rauschten unheimliche Melodien. Wir trennten uns nach einer kleinen Meile gemeinsamen Rittes; die beiden wackern Landsleute kehrten nach Lages zurück. Meine herzliche Dankbarkeit wird ihr Andenken treu bei mir bewahren.

Mein Begleiter und ich schlugen einen Seitenweg ein. Ein Kreuz stand am Wald. Hier ward die Frau und Schwägerin eines Deutschen, den ich in Lages öfter sprach, von den Bugres erschlagen am hellen Tage. Der Mann hatte kurz vorher das Bein gebrochen und konnte den Frauen nicht helfen. Als er versuchte sich auf Krücken heranzuschleppen an den Ort, wo die brutale Scene vorfiel, flohen die Botokuden in den Wald zurück. Der Mann, Andreas Gooß, lebt seitdem in Lages und hat sich wieder verheirathet.

Durch eine einsame Schlucht ritten wir und kamen zu einer hübschen Estancia, wo der Bruder meines Begleiters wohnte. Der Mann war abwesend; eine hübsche, junge Frau mit sechs Kindern empfing uns. Doch blieben wir nur so lange als nöthig war, um der Frau einen ärztlichen Rath zu geben. Dann ging unser Weg weiter, auf und ab: immer öde Grashügel, immer Araucarienwaldung und ungeheuere Papageienschwärme. Man empfindet von allen Seiten her die tiefe Vereinsamung der Gegend und die unabsehbare Ferne, die zwischen ihr und einer vollständigen Civilisation liegt. In einer breiten Schlucht lag ein freundliches Gehöft,

Digitized by Google

die Wohnung von Juca Coelho. Vorher passirten wir noch ein Kreuz, wo ein Mensch erschossen war.

Ein wohlgezimmertes Araucarienhaus nahm uns auf. Nach wenigen Minuten konnten wir uns an einem wohlthuenden Kohlenfeuer erwärmen und bald darauf am reichlich besetzten Tisch erbauen, dem der duftende Kaffee selbst in der Abendstunde nicht fehlen darf.

Mehr aber als Abendtisch und Kaffee-Arom erbaute mich das Gespräch des Hausherrn. Wer in einem wohlgeordneten Lande lebt, hat schwerlich einen Begriff von solchem Estancieiroleben! Wilde Menschen und wilde Thiere sind hier die Losung, von der die Augen wach, die Gemüther gespannt gehalten werden. Die geladene Kugelbüchse ist der Glaubensartikel des Estancieiro, Messer und Piken sein nothwendiges Spielzeug; seine Leute bilden die Besatzung seines Forts; er lebt immer auf einer Art von Kriegsfuß.

Vor vielen Jahren kam der Vater von Juca Coelho in diese Gegend und kaufte sich für einen Spottpreis weite Landstrecken, die man ihm gern gönnte, denn niemand hatte Muth zwischen Bugres und Unzen sich anzusiedeln. Um den muthigen Mann wuchsen muthige Söhne auf. Am 2. Jan. 1837 aber ward er, als er eine Unze in die Enge trieb, von ihr an der Schulter hart verwundet, und er starb nach sieben Tagen am Brand des Armes. Juca Coelho aber hat seitdem den Kampf gegen die Wildniß fortgesetzt und rühmlich, als ein unverwüstlicher Vorkämpfer einer beginnenden Cultur, das Feld behauptet. Ob immer? Die Waldbotokuden hassen und fürchten ihn und er ist ihr bitterster Feind. Noch voriges Jahr traf er einige Bugres auf dem Felde, als sie ihm einige Maulthiere abschlachteten, und es kam zu einem feindlichen Begegnen, worin Juca Coelho sich genöthigt sah einen Wilden niederzuschießen. Nachher stellte er mit einigen Leuten den Flüchtigen nach und traf ihr

Digitized by Google

eben verlaſſenes Alojamento, eine ärmliche Niederlaſſung, im Walde, deren Kümmerlichkeit und ſtinkender Schmuz von der Stufe einer vollkommenen Brutalität zeugten, worauf jene Bugres ſtehen. Eine Menge Pfeile, Lanzen und Keulen fielen den Eroberern zu und die Horde zog ſich weiter zurück. Ob und wann ſie nun einmal ihren Beſuch wiederholen, iſt gar nicht abzuſehen. Aber ſicher iſt man niemals auf der Eſtancia, und das letzte Vertrauen liegt immer in der Kugelbüchſe, welche inzwiſchen fleißig zur Tapirjagd gebraucht wird, einem mühevollen Vergnügen, welchem ſich manche Gefahr hinzugeſellt. Bis auf eine halbe Legua kommen die Tapirs der Eſtancia nahe, und Juca Coelho bedauerte es ſehr, daß wir nicht zuſammen auf die Antenjagd gehen könnten. Unzen halten ſich ſchon viel ferner vom Gehöft auf. Doch kommen oft giftige Schlangen um daſſelbe und in ſeiner Mitte vor, und erſcheinen ſogar unmittelbar vor der Thür des Wohnhauſes.

Nach einer Menge von Geſchichten, in denen immer die augenſcheinlichſte Gefahr im Leben auf der Eſtancia von Juca Coelho, die recht charakteriſtiſch „os Indios" heißt, mir vor Augen trat, ging der Mann lachend zu ſeiner Familie und begab ſich zur Ruhe. Und ich konnte nicht umhin den kräftigen und muthigen Mann zu bewundern, der vielleicht doch noch einmal von den Bugres erſchlagen wird, wie ſein Vater von einer Unze getödtet worden iſt. In meine Bewunderung miſchte ſich eine eigene Sehnſucht aus dieſen Gegenden hinaus. Draußen pfiff der Nachtwind ſchaurig um das Haus, dieſen letzten Vorpoſten der Cultur gegen die allerrohſte Barbarei, und knurrende Doggen ſchlugen draußen zuweilen an, als ob ſie ſich und die Bewohner der Eſtancia wach halten wollten.

Aber meine Sehnſucht aus dieſen Gegenden hinaus ſollte nicht ſo ſchnell erfüllt werden, wie ich es wünſchte. Als ich

Digitized by Google

am 26. Juni erwachte, rollte der Donner in langen Schlägen über die Cuchillos hinweg und ein dichter Regen rauſchte monoton vom grauen, dunkeln Himmel, ſodaß man vom Anbrechen eines Tages kaum reden konnte. Alles durfte vorkommen, nur kein Regen. Denn ſowie der Himmel nur etwas ſeine Schleuſen öffnet, werden aus all den kleinen Arroios oder Zuſtrömungen angeſchwollene Gießbäche, aus den Flüſſen Canoas und João Paulo reißende Ströme, die in keiner Weiſe zu paſſiren ſind, und denen das Leben rauben können, die dem Element trotzen wollen, wie das noch vor wenigen Jahren einem Neger von Indios begegnet iſt. Er glaubte noch durch den João Paulo mit ſeinem Pferd durchſetzen zu können, als es vorher geregnet hatte, bezahlte aber ſammt ſeinem Pferd den Verſuch mit dem Leben, woran, beiläufig geſagt, Juca Coelho, der Beſitzer von Roß und Mann, 2000 Thlr. einbüßte. Vorgebaut durch Brücken, Fähren oder große Kähne mit kundigen Fährleuten iſt ſolchem Unheil in keiner Weiſe an dieſer ſogenannten Eſtrada geral oder großen Straße, die zur Hauptſtadt der Provinz führt, und die Klagen und Beſchwerden einzelner über den Zuſtand der Dinge, wie ſolche Klagen täglich geführt werden, helfen da nichts. Soweit geht die Nachläſſigkeit gegen das ſo bedeutend ausgedehnte Municipium von Lages, daß der jetzige Präſident — und ich kann ihm dieſe öffentliche Aeußerung einer Wahrheit nicht erſparen — in ſeiner achtjährigen Amtsführung noch nicht ein einziges mal hier oben geweſen iſt, um ſich von dem erbärmlichen Zuſtand der Dinge zu überzeugen. Man muß wirklich die Geduld der Leute bewundern, die ſich ſolche gänzliche Vernachläſſigung gefallen läßt, und außer den Gefahren von Wilden, Unzen und Schlangen auch noch die, mitten im Wege zu ertrinken, ruhig hinnimmt.

Ein beſonderes Glück iſt es auf ſolchen Eſtancias, daß man auf Belagerungszuſtände, wie ſie nur zu häufig in der

Digitized by Google

Natur der Sachen liegen, vollkommen eingerichtet ist. Alle zum materiellen Leben dringend nothwendigen Gegenstände werden auf der Estancia selbst producirt. Rinder weiden in Menge auf den weiten Feldern; Milchkühe werden näher am Hause gehalten. So fehlt es nie an Rindfleisch, Milch und Käse, wenn auch Butter öfter ausgeht und man die Mühe des Butterns bedeutend scheut. Schweine gibt es in Menge. Zur Zeit der reifen Pinhaões laufen sie in den Araucarienwald hinein und bleiben daselbst ganze Wochen lang ohne alle Aufsicht, bis sie gemästet entweder von selbst heimkehren oder aus dem Dickicht hervorgetrieben werden. Die Art der Schweine ist nicht groß; ein gutes Schwein liefert bis 100 Pfund Speck. Aus dem Fleisch macht man eine grobe Fleischwurst, die sich lange hält und wohlschmeckend ist.

Dazu wimmelt es von Hühnern und Putern im Gehöft und man schlachtet täglich davon. Enten dagegen und Gänse kommen nicht vor.

An Vegetabilien wurden in os Indios reichlich Mais, Bohnen und Kartoffeln gebaut; Maniocmehl gedeiht schon weniger. Eine besondere Speise bilden nun noch die Pinhaões, die Kerne der Araucarienzapfen, die ganz wie Kastanien schmecken und in ungeheuerer Menge vorkommen.

Mancherlei Wild, Tapire mit sehr wohlschmeckendem Fleisch, Pacas, und unter den Vögeln die den Putern nahe verwandten Jacutingas und Rebhühner lassen sich in der nächsten Nähe des Hauses jagen; das Geschrei der Tausende von Papageien ist stundenlang wirklich unerträglich; ein eifriger Jäger könnte in wenigen Stunden Hunderte von den fetten wohlschmeckenden Thieren erlegen: kurz im materiellen Leben wird bei einem Belagerungszustand von os Indios nichts Wesentliches vermißt. Dafür ist aber auch alles dem dort Lebenden abgeschnitten, und vergebens sehnt er sich nach cultivirten Menschen und den sittlichen Genüssen der gebildeten Welt.

Digitized by Google

Und kommt nun noch gar Regenwetter dazu! Da tritt dieſes Abgeſchnittenſein jedem Menſchen, der unglücklicherweiſe von ſolchem Regen überfallen wird, erſt recht in ſeiner bittern Ironie vor Augen. Es hatte am 26. Juni ziemlich den ganzen Tag bis gegen 4 Uhr geregnet. Dann ward der Himmel etwas klarer, und ich ging hinaus aufs Feld, um die nächſte Umgegend etwas zu beſchauen. Unten um die Anhöhen herum ſchien alles verſumpft und überſchwemmt zu ſein. Auf demſelben Wege, den wir geſtern gekommen waren, mußte ein Negerburſche zu Pferde, der einen Brief zum ſchon oben erwähnten Bruder meines Juca Coelho zu beſorgen hatte, eine Strecke mit ſeinem Thier ſchwimmen, was den kleinen ſchwarzen Kerl königlich ergötzte, zumal als ich mich über ſeinen Muth wunderte. Da finden ſich nirgends Abzugskanäle, Gräben, Siele u. ſ. w. Alles iſt Naturzuſtand, Mangel an Sorgſamkeit und Abwendung von Gefahr, alles die tadelnswertheſte Rückſichtsloſigkeit gegen Straßenbau und Verkehrsmöglichkeit. Man lebt mitten im Hochlande auf einer Inſel, die, ſolange es regnet, uneinnehmbar iſt, aber auch nicht verlaſſen werden kann, bevor nicht der Regen abgelaufen iſt. Mein Wirth Juca Coelho erzählte mir eine Menge von Leidensgeſchichten, um mich zu überzeugen, welch ein Glück es wäre, daß mich der Regen in ſeinem Gehöft und nicht auf ſeinem Felde überfallen hätte. Weiterhin gegen die Serra von Trombudo iſt kein ſchickliches Aſyl mehr. Man bleibt in ſeinem Zelt mit ſeinem zur Reiſe mitgebrachten Vorrath. Iſt die Verzögerung durch ſchlechtes Wetter länger, als man gedacht hat, ſo kann man im ſchlechten Fall verhungern, auf jeden Fall aber die allerſchlimmſten Privationen erdulden. Man denkt in Europa, wenn von Reiſebeſchwerden die Rede iſt, faſt nur an Sahara-Wüſtenqualen und Nordpolerpeditions-Gefahren. Gewiß mit Recht! Aber zwiſchen den letzten Zuſtrömungen des Uruguay weſtlich von der

Digitized by Google

Serra von Trombudo habe ich mich vollkommen davon überzeugen müssen, daß es auch hier höchst unangenehme, höchst gefährliche Situationen gibt, die dem besonnensten, dem kräftigsten Reisenden das Leben kosten können. Man braucht gar nicht im Rio-das-Canoas mit dem Canot umzuschlagen, oder im Rio-de-João-Paulo umzukommen, jene beiden Flüsse, welche die Reise von Lages bis zur Serra von Trombudo in Regenzeiten besonders gefährlich machen. Man braucht nur in eine Niederung hinabzureiten, um in dem weichen Boden hineinzugerathen, in welchem selbst bei trockenem Wetter kaum ein Pfad für das Reitthier sich findet. Ehe selbst der vorsichtigste Reiter sich dessen versieht, sinkt sein Thier ein, das Morastwasser schlägt über Roß und Mann zusammen, und oft kommt von beiden keiner wieder zum Vorschein. Jegliche Menschenhülfe liegt dann wol meilenweit fern, und erst nach Wochen vermuthet man aus dem Ausbleiben eines Fortgereisten, daß er wol irgendwo im Morast stecken geblieben und vom abfließenden Wasser langsam fortgespült ist.

Gerade von einer brasilianischen Reise denkt man sich das am allerwenigsten. In der Nähe der Küsten und in Gegenden, wo eine Cultur, Wegepolizei u. s. w. bereits Wurzel geschlagen hat, mag auch solche Reise, außer einigen Beschwerden, keine augenscheinliche Gefahr bieten. Kommt man aber über solche Gegenden hinaus, so mag wenig Unterschied zwischen Afrika und Amerika herrschen. Und so hatte ich allerdings, als ich vom Oberland von Sta.-Catharina wieder in die Culturgegenden der Küste hinabklettern wollte, lebhaften Grund, mich zu freuen und mir Glück zu wünschen, daß ich noch auf der Estancia dos Indios vom Regenwetter überfallen ward, wie sehr sich mir auch die mehr als entsetzliche Vereinsamung des Orts bei jedem Tritt und Schritt entgegenstellte. Man wird wirklich an manche Ammenmärchen und Robinsoniaden erinnert und begreift nicht, daß nicht

Digitized by Google

jeden Augenblick eine Botokudenhorde aus dem nahen Mattodos-Indios herabkommt und sengend, brennend und mordend über die Estancia herfällt.

Der 27. Juni war ein Sonntag. An solchem Sonntag ist es nun gar erst recht öde und todt. Keine Spur eines Gottesdienstes, einer Messe, irgendwelcher kirchlichen Sammlung und Erbauung! Der Hausherr sieht die Cangalhas nach, die Packsattel der Esel, woran die fortzuschaffende Fracht aufgeladen wird. Mitten im Hofe sitzt der kräftige Mann auf einer Ochsenhaut und füttert meisterhaft den Holzbock der Cangalha mit einer Art von Schilf aus; aus der saubern und festen Arbeit sieht man, daß er seine Sache vollkommen versteht und dabei groß geworden ist. Eine Reihe von Negern ist um ihn beschäftigt. Einer legt das Schilf zurecht, ein anderer schneidet Lederstreifen aus einer rohen Haut, ein dritter klopft Felle aus, ein vierter weicht alte Riemen ein, um ihnen, wenn sie weich geworden sind, wieder eine gute Form zu geben. Dabei hielt der Hausherr ihnen ermahnende Reden in vollkommen patriarchalischer Weise, bei der man unwillkürlich an das alte Kanaan und die Philister denken muß. Er schilt sie, daß sie den Abend vorher bis über Mitternacht hinaus Guitarre gespielt und Fandango getanzt hätten und deswegen spät aufgestanden wären, daß sie ihr Zeug nicht ordentlich hielten, ihren Dienst ungeschickt thäten u. s. w. Ueber solche Ermahnungen aber geht der Sonntagssermon nicht hinaus. Doch kommt dabei auch keine Strenge vor, die sich am Sonntag nicht ziemte, und die Neger scheinen ebenso viel Liebe als Respect für den Hausherrn zu haben.

Dann sieht dieser in der Scheune nach. Wie aus Backsteinen gemauert steht hier eine dichte Wand von Maiskolben; der Bau sieht wirklich sauber und hübsch aus. Dicht daneben stehen ungeheuere Körbe aus Bambusrohr, 5—6 Fuß hoch und 3 Fuß im Durchmesser. Sie enthalten Bohnen, Ma-

Digitized by Google

niocmehl, Reis und andere trockene Victualien. Ueber den Balken hängt eine Menge Riemenwerk, Fangseile (Laços), Zaumzeuge und Bindfäden: aber alles aus rohem Leder einfach oder höchst kunstvoll geflochten je nach Bedarf und Bedeutung. Da werden denn bei der Durchsicht eine Menge Befehle gegeben; auch hier sieht man, wie das Auge des Herrn überall hinblicken muß, um Ordnung und die nöthige Sauberkeit zu erhalten. Während die ältern Neger verdrießlich aussehen, wenn ihnen einmal ein Wort nicht recht ist, ergötzt sich eine Reihe von Negerburschen lebhaft an dem Umkramen und Aufräumen. Ihrer sechs sind die Söhne einer einzigen Negersklavin vom Hause, die, obwol erst dreißig Jahre alt, ihrem Herrn bereits acht Kinder geboren hat, oder ebenso viel Sklaven geschenkt, die bei dem bedeutenden Werth von Negersklaven in dermaligen Zeiten einen rechten Schatz bilden, da sie im Dienst und allen Hausgewohnheiten aufwachsen und jegliche Arbeit bereits kennen, ehe sie dieselbe zu verrichten nöthig haben. Der einzige Sohn des Hauses, eben zweiundzwanzig Jahre alt und bereits verheirathet, thut mit ihnen ganz gleiche Arbeiten, und scheinbar herrscht eine Art Gleichstellung zwischen ihnen. Doch mögen immer einzelne Scenen aus „Onkel Tom's Hütte", diesem seltsamen Repertorium von gesteigerter Sentimentalität und grausiger, bitterer Wahrheit, auf solchen einsam liegenden Estancias vorfallen können, und immer wieder den Fluch der Sklaverei um so entsetzlicher nachweisen, je mehr man das Sklavenleben an das Familienleben heranzieht und beide gleichgültig miteinander sich verschmelzen läßt. Das letztere wird vom erstern vergiftet, ja so sehr vergiftet, daß ich geradezu behaupte, ein Familienleben im eigentlichen Sinne des Worts ist bei einem gleichzeitigen Sklavenleben gar nicht denkbar, und Brasilien wird erst dann seinen *ersten* namhaften Athemzug gethan haben, wenn es seinen *letzten* Sklaven begraben haben wird.

Digitized by Google

Meine möglichſt ſichere Hinuntergeleitung ins Unterland von Sta.-Catharina, wie Juca Coelho ſie übernommen hatte, machte ein beſonderes Perſonal nöthig und eine größere Reihe von Mauleſeln, weil auf ſolchen Bergzügen leicht das eine oder andere Thier verunglückt. Die Karavane mußte auf ſechzehn Tage mit Lebensmitteln verſehen werden; der dunkelbraune Capataz der Eſtancia und einige Neger ſollten mit mir gehen, und nachdem Probe über alles gehalten war, ſchien ein Auszugsverſuch auf den 28. Juni feſtgeſetzt werden zu dürfen.

Aber der Auszug zog ſich gewaltig in die Länge. Gegen alle Verabredung nahm ſich der Herr Juca Coelho die Freiheit, mit meinem Reiſezuge zugleich eine Reihe von Packthieren für ſeine Zwecke mitzuſchicken, wodurch nicht nur beim erſten Aufbrechen viele Zeit verloren ging, ſondern auch auf der ganzen Reiſe täglich ein Verluſt von einigen Stunden zu fürchten war, da das Abſatteln abends und noch mehr das Beladen am Morgen eine höchſt complicirte Arbeit iſt. Doch wollte ich, entfernt von aller Möglichkeit einer Reclamation ernſterer Art — denn auf freundliche Vorſtellungen hört ein Viehzüchter auf ſeinem eigenen Grund und Boden nicht —, weiter keine Störung in meiner Reiſe hervorrufen, und ließ ruhig geſchehen, was ich nicht hindern und verändern konnte.

Eine ganze Heerde von Mauleſeln und Pferden ward vom Felde in den eingeſchloſſenen Hofplatz, die ſogenannte Manga, hineingetrieben, um eingefangen und geſattelt zu werden. Das würde außerordentlich viel Zeit weggenommen haben, wenn nicht die Thiere eine höchſt wunderliche Gewohnheit hätten, die ich ſchon früher einmal angeführt habe. Wenn junge Pferde und Mauleſel noch ganz ungebändigt ſind, fängt man ſie mit dem ſogenannten Laço ein, einem aus rohen Leder geflochtenen Strick, deſſen Schlinge durch

Digitized by Google

einen eisernen Ring läuft und, mit Geschick einem Thier um den Hals geworfen, dasselbe förmlich strangulirt. Wenn ein wildes Pferd, ein Maulesel u. s. w. zwei bis drei mal herzhaft vom Laço strangulirt worden ist, so hat es solche Furcht vor der Lection, daß man ihm nur einen losen Riemen auf den Hals oder den Rücken zu werfen braucht, um es zum Stillstehen zu bringen. Wie toll rennen nun die Thiere in der Manga umher; kaum scheint es möglich, auch nur eins zu fangen; sowie aber nur ein Riemen, ein Zaum, ein Strick auf den Rücken des Thiers fällt, steht es, wie vom Schlag getroffen, still, und läßt sich wie ein Lamm zäumen und satteln.

So war denn um 11 Uhr der Zug von siebenundzwanzig Thieren vollkommen gerüstet. Wir wurden mit Kaffee, Zucker, Brot, Farinha, schwarzen Bohnen, Wurst, Carne secca und allem nöthigen Geschirr zum Kochen versehen, und nach einer Viertelstunde lag die Estancia dos Indios hinter uns; kaum waren wir eine halbe Meile über welke Grashügel und einzelne Araucarienpartien fortgeritten, als der große Matto dos Indios, ein Wald von drei Meilen Ausdehnung, uns aufnahm. Es war mir, als ob ich in See ginge.

Ungemein freundlich gestaltete sich das Wetter: der heiterste Mittag strahlte über den dunkelgrünen Fichtenwaldungen und deren einzelnen Höhenzügen, von denen aus man beim langsamen Fortmarschiren oft ein ganzes Meer von Araucariengipfeln unter sich schwimmen sieht. In den Tiefen fließen viele kleine Bäche dem Uruguay zu, und an solchen kleinen Zuflüssen oder deren nächsten Abhängen sieht man hie und dort, aber selten genug, den Beginn einer kleinen Anpflanzung. In der Mitte eines welken Maisfeldes liegt ein armseliges, mit Stroh bedecktes Lehmhäuschen, in welchem der eine oder andere Neger oder zahme Indianer sein einsames Leben hinspinnt, in steter Gefahr, von den Bugres

Digitized by Google

überfallen und erſchlagen zu werden; denn gerade Neger oder zahme Indianer ſind den Wilden am meiſten verhaßt.

Durch eine etwas größere Klärung einer Waldtiefe fließt der Rio-dos-Pecigueiros, ein ſchmales, aber tiefes Flüßchen, welches nach einigem Regen ſo anſchwillt, daß die Paſſage mit beladenen Thieren nicht möglich iſt, ſondern das Abſatteln des ganzen Reiſetrains verlangt, wo denn die Thiere durchſchwimmen und die Reiſenden ihr Gepäck auf dem Rücken über einen Baumſtamm tragen, den man ſtatt einer Brücke über den Fluß gelegt hat.

Dann kommt wieder tiefer Wald; Araucarien, Farrenbäume, hohe Syngeneſiſten und an vielen Stellen Laubholzung bilden die Decke, die über Höhe und Tiefe ſich hinlagert und bei dem tiefen Schweigen im Walde einen großen, ernſten Eindruck macht.

So endete der Matto dos Indios, ein übelberüchtigtes Waldgebirge, beſonders übel berüchtigt wegen ſeines Endes, wo der klare Rio-Bonito hinrauſcht und wir unſere erſte Station machten. Gerade hier war es, wo vor einigen Jahren neun Frauen und Kinder aufs ſchauderhafteſte von den Bugres erſchlagen wurden, gerade da, wo wir auf einem kleinen grünen Platz unſere beiden Zelte aufſchlugen. Die Erinnerung an jene Mordgeſchichte, die tiefe Waldeinſamkeit um mich und meine Reiſegefährten, ja meine ganze Lage inmitten einer Tropa machten einen ſeltſamen Eindruck auf mich, in dem ich mir wirklich etwas abenteuerlich vorkam. Ich machte das volle Leben eines Tropeiro mit.

Zuerſt wird der Weg, den man gekommen iſt, möglichſt verrammelt, damit nicht die Thiere zurücklaufen in der eben getretenen Spur. Dann werden ſämmtliche Maulеſel abgeſattelt und mit der Madrinha in den Wald gejagt, wo ſie ſich Nahrung ſuchen. Sattel und Gepäck wird dicht zuſammengeſtellt und ein großes Zelt aufgeſpannt, neben welches

Digitized by Google

mein kleineres aufgeschlagen wurde. Sodann denkt man an die Küche, und macht vor allem ein Feuer an, welches man bald zu riesigen Dimensionen ausdehnt. Dann wird im eisernen Gefäß die Carne secca mit schwarzen Bohnen und Speck gekocht, in einem kleinern Kessel aber der vor allen andern Sachen erquickende Kaffee bereitet. Auf Ochsenhäuten lagert man sich um das gewöhnliche Bivouakfeuer, und freut sich am Essen, der Ruhe, der Wärme und dem aufgehenden Mond.

Unterdeß werden die Stimmen der Nacht im dunkeln Araucarienwald wach. Tief im Gebüsch knistert es. Ist's ein schleichender Indianer, ein Tapir, eine Unze? Der Hund knurrt und schlägt an, legt sich aber gleich wieder nieder, denn das Knistern hört auf. Dann erhebt eine Eule ihren Klageruf oder ein aufgescheuchter Jacutinga flattert vorüber und erschreckt einzelne schon schlummernde Papageien. Doch legt sich auch diese kleine Revolution bald wieder und man hört nichts weiter als das Knistern des hochauflodernden Feuers.

Am meisten ergötzten mich meine Reisegenossen. Unser Capataz, der Führer der Tropa, war ein Indianer aus den Missionen, ein stiller, fast melancholischer Mensch, der mir ein eigenthümliches Interesse erregte, weil ich auch in ihm das volle Gepräge eines zum Untergange bestimmten Menschenstammes wiederfand. Er hatte fast ein Mädchengesicht, kleinen Wuchs, zierliche Proportionen, ungemein kleine Hände und Füße: der ganze Mensch war zu keiner harten Arbeit gebaut, und aufs lebhafteste erinnerte er mich an eine Indianerin in S.-Miguel, die ich am Stillen Freitag neben den gewaltigen Ruinen jener Priesterburg traf, wie denn all diese blassen Guaranigesichter wie Geschwister nebeneinander aussehen.

Der zweite war ein dunkler freier Mulatte, groß, kräf-



Digitized by Google

tig, rüstig, ungemein dienstfertig und immer guter Laune, ein Mensch, der sich schon ein gutes Stück Weges in Rio-Grande und Sta.-Catharina umhergetrieben hatte und bei hinreichender Bescheidenheit dennoch eine große Unabhängigkeit entwickelte. In all seinem Thun und Treiben sah man ihm den gewandten Tropeiro an. Im Nu sattelt er ab; in wenig Minuten lodert sein Feuer hell auf, und sowie er den Kochtopf ans Feuer gesetzt hat, so ist er auch schon beschäftigt, dicke Stöcke in die Erde fest hineinzustecken, um am nächsten Morgen die Maulthiere beim Aufpacken daran festzubinden. Kaum hat er das gethan, so bringt er mir in meinem Trinkhorn den heißen Kaffee, verschlingt sein Essen, pfeift sich ein Lied, und streckt sich behaglich hart neben dem Feuer aus, jeder Zoll ein Tropeiro im Urwald.

Ein Negerbursche aus der Estancia dos Indios war der dritte, ein ausgelassener Bursche, der mit übertriebenem Eifer und großer Ostentation bei allen Arbeiten mithalf und sich besonders gern über meinen graubärtigen Spahi moquirte, weil derselbe noch immer kein Wort Portugiesisch verstand und deswegen fast immer das Gegentheil von dem that, was man ihm sagte, und dann auf Französisch zu schimpfen anfing.

So lagen diese sonderbar vom Schicksal zusammengewürfelten Menschen in der Mondnacht am Feuer und erzählten sich ihre Abenteuer. Fast jede Erzählung drehte sich um eine Bugresgeschichte, um ein Unzenabenteuer, um eine Tapirjagd, oder das Umkommen eines Maulthiers im Schlamm oder im Strom eines Flusses. Oder der sanguine Mulatte sang in Molltönen ein Lied von unerträglicher Tyrannei und Empörung gegen das Unerträgliche derselben; und wenn man hinhorchte, ob der dunkelbraune Mensch etwa ein Toussaint Louverture werden möchte, so entdeckte man, daß die ganze Tyrannei auf eine Mariquinha oder Chiquinha hinausläuft,

Digitized by Google

die der Sinnenliebe des Tropeiro nicht Gehör geben will, sondern sich einem weißen Nebenbuhler in die Arme geworfen hat. Dann schweigt er, und eine Todtenstille herrscht im Kreise der farbigen Leute. Plötzlich springt der Indianer auf und schleicht mit seiner langen Pistole in den Wald hinein; er hat etwas gesehen oder gehört, wovon ein gewöhnlicher Mensch nichts hört noch sieht. Nach einer halben Stunde kommt er wieder, ohne ein Wort zu sagen, oder zu antworten. Er ist ärgerlich, daß ihm etwas entgangen ist, und verdrießlich legt er sich am Eingang des Zeltes auf eine Ochsenhaut und schläft im Nu ein. Der Negerbursche schnarcht schon lange. Der Gelbe bereitet das Frühstück für morgen vor und macht sich im Grunde des Zeltes ein bequemes Lager. Der graue Spahi liegt neben dem Feuer, und starrt gedankenlos in die Bivouaksflamme, wie er sie am Atlas wol hundert male hat brennen sehen, bis auch er sich niederlegt. Neben jedem Schläfer liegt eine scharfgeladene Schießwaffe. Mitternacht sinkt herab, mit ihr ein dichter Schaumnebel und kalte Feuchtigkeit. Zuletzt schliefen wir alle tief und fest, und über dem Indianer, Neger und Europäer im Araucarienwalde wachte Gottes Vaterauge.

Einige Mühe machte am folgenden Morgen das Aufsuchen der Thiere. Sowie aber die Madrinha gefunden war und mit ihrer Glocke angetrabt kam, sprangen auch sämmtliche Thiere aus dem Dickicht hervor und ihrer Führerin nach. Wir sattelten und brachen auf.

Nach wenigen Augenblicken kamen wir an ein kleines ärmliches Gehöft. Links von uns auf einem Hügel sahen wir eine Kirchhofsverzäunung mit hölzernen Kreuzen, unter denen die von den Wilden erschlagenen Frauen und Kinder ruhen. Der Besitzer des Gehöftes ist aber ganz ruhig an derselben Stelle wohnen geblieben und hat sogar für seine



Digitized by Google

erſchlagene Frau eine andere bekommen, die uns, als wir vorbeiritten, ſehr vergnügt einen Guten Morgen zurief. Iſt das Beweis von Muth oder Indifferenz? Ich glaube unbedingt von letzterer, denn die Frau war ſelbſt eine Indianerin.

Immer Campos, immer Araucarien! Zwiſchen den Grashügeln rinnen überall kleine Bäche zuſammen, in deren Schlammgründen wir häufig verweſende Maulthiere oder Rinder fanden mit einigen unvermeidlichen Geiern daneben: aber nirgends eine Menſchenwohnung, nirgends ein Anbau, ein Feld! Die Piura und der Rio-do-Capitaõ-Mõr, zwei Flüſſe, die nach Regentagen häufig nicht zu paſſiren ſind, wurden von uns mit Leichtigkeit durchritten. Nicht ſo gut ging es uns an den Dois-Irmaões, zwei dicht nebeneinander verlaufenden Nebenflüſſen des Rio-das-Canoas. Während wir den erſten kaum noch durchreiten konnten, mußten wir an dem zweiten alle Thiere abſatteln. Zwar lag über dem Fluß eine Art von Steg aus einzelnen Baumſtämmen zuſammengelegt, aber ſo morſch, ſo unſicher, daß man nur mit der allergrößten Vorſicht hinübergehen konnte und zwar auch das nur mit bloßen Füßen, damit man nicht ausgleitet. Mit vielem Zeitverluſt trugen die Leute alles Gepäck hinüber, mit noch mehr Zeitverluſt wurden die Thiere, die mit Leichtigkeit durch den Fluß ſchwammen, am andern Ufer wieder geſattelt. Aber kaum waren wir fünf Minuten geritten, als wir zum Rio-das-Canoas kamen, und von neuem mußte die ganze Packgeſchichte vorgenommen werden.

Der Rio-das-Canoas iſt der nördlichſte Hauptarm des ſogenannten Kleinen Urugnay, welcher in der Serra do Trombudo entſpringt und nach Weſten laufend ſich mit dem Rio-das-Caveiras und Pelotas verbindet. Dort, wo die Straße von Lages nach Deſterro ihn ſchneidet, iſt er ſo tief und breit, daß es eines Canots bedarf, um ihn zu paſſiren,

Digitized by Google

während die Thiere ihn durchschwimmen. Ein Anwohner des Flusses hat sich freiwillig zum Fährmann aufgeworfen und schafft mittels eines Araucariencanots Reisende und ihr Gepäck von einem Ufer zum andern, wofür er eine mäßige Taxe festgesetzt hat. Er hat aber keine Verpflichtung zu dem Geschäft, und man könnte sich mit Erfolg nicht über ihn beklagen, wenn er einmal aus irgendeinem Grunde sein Fährmannsamt nicht ausüben wollte. Ob das vorkommt, weiß ich nicht; aber es kann vorkommen, und somit hängt die Möglichkeit, die Hauptstraße von Lages nach Desterro über den Canoas zu passiren, von der Laune und dem guten Willen eines Privatmannes ab.

Als wir zum Fluß kamen, erschien denn auch sogleich der Fährmann in der besten Laune und mit gutem Willen. Aber der Rand am Wasser ist so verschlammt, daß man sich förmlich erst einen Boden zum Auftreten und Einsteigen in das Canot stampfen muß. Als ich nach einem guten Einsteigeplatz suchte, wurde der alte Fährmann, dessen langer, weißer Bart mich an den alten Nereus erinnerte, ärgerlich und wollte nicht warten. So gerieth ich denn vom Schlamm ins Boot, und der alte Süßwasser-Nereus brachte uns alle glücklich hinüber. Die siebenundzwanzig Thiere schwammen in einer dichten Reihenfolge hintereinander durch den Strom, was recht hübsch aussah, und gewannen ebenfalls das Ufer. Damit war aber auch der Tag zu Ende; kaum drei Leguas hatten wir mit diesen complicirten Flußübergängen machen können. Wir lagerten uns am Ufer und brachten die Nacht ruhig zu, obwol in dieser Gegend sehr viel Unzen hausen sollten: so sehr, daß einmal eine Unze bei einer frühern Gelegenheit unserm Mulatten, als er neben einem Feuer auf seinem Gepäck schlief, eine lederne Gepäcktasche unter dem Kopf fortriß und damit fortsprang. Unser Indianer warnte uns, bei Nacht allein dicht beim Feuer zu bleiben, weil die

Digitized by Google

Unzen häufig im nächsten Gebüsch beim Feuer lauern und einen einzeln erscheinenden Menschen anfallen sollen. Kurz vor dem Einschlafen feuerte er seinen Pistolencarabiner los, um den nahen Wald und dessen Bewohner zu erschrecken, was ihm auch vollkommen gelang; eine Menge Vögel der Nachbarschaft flatterte unter lautem Schreien auf und davon, und es dauerte eine Viertelstunde, bis alles wieder eingeschlafen war.

Wir erwachten aber alle unverletzt am nächsten Morgen; auch unsere Thiere fanden sich sehr bald, und schon um 8 Uhr morgens trabten wir längs des Canoas und bald aus seinem Waldufer hinaus über Camposhügel und unter Araucarien hin.

Mitten in der seltsam monotonen Gegend trafen wir einmal einen Neger sitzen am Wege, der auf seiner Fußwanderung zur nahen Estancia plötzlich von einer schmerzhaften Pleuritis befallen worden war, sodaß er nicht weitergehen konnte, sondern sich hinsetzen mußte. Bald darauf erreichten wir die Estancia, deren Besitzer den Neger holen ließ und sich von mir Raths erholte, was er bei seinem Sklaven am zweckmäßigsten thun könnte.

Keine Besitzung führt ihren Namen mit solchem Recht, wie jene zwischen dem Rio-das-Canoas und dem drei Leguas darauf folgenden Rio-do-Jaão-Paulo; sie heißt Sepultura. Wahrlich, wie begraben liegt das Gehöft zwischen den gelben Grashügeln und den ungeheuern Araucarienwaldungen, welche, von einem Hügel aus übersehen, einen tief ernsten melancholischen Eindruck machen. Eine Sepultura ist und heißt die Estancia des Padre Camillo, wie sehr er sich auch bemühen mag, sie unter dem Namen von Sta.-Cruz plausibler zu machen. Mit gewaltiger Anstrengung rührt der alte Priester, der sich von seinem Vicariat von Lages ganz zurückgezogen zu haben scheint, im Boden umher und bemüht

Digitized by Google

ſich, der Gegend außer einem andern Namen auch ein anderes Anſehen zu geben. Sein neues Häuschen war eben fertig, aus grauem Lehm gebaut und mit Araucarienrinnen bedeckt, die wie lange Dachziegel ineinander greifen. Statt einer Holzthür dient ein Vorhang von Taquarageflecht, ſtatt der Mobilien ſtehen einige Bänke umher und manche wunderliche kleine Schemel, die aus den Kronen der Araucarien herausgeſägt ſind ohne weitere Mühe. Durch den ſeltſam geformten Hausrath, der an die ländlichen Zeiten eines Decius Mus erinnert, wird die Freundlichkeit des Padre Camillo (mit der er auch mich empfing) nur noch erhöht, und ſein Morgenkaffee, den wir aus wirklichen Taſſen tranken, ſchmeckte mir ſo gut wie ſelten irgendwo.

Eine Menge Einfaſſungen von Araucarienſtämmen um das Haus für verſchiedene Thiere, Mangas zum Einfangen der Eſel u. ſ. w. geben dem Gehöft das Anſehen eines von hölzernen Wällen umgebenen Blockhauſes von ganz neuem Urſprung. Dazu iſt ein hübſcher Anfang für Landbau gemacht. In der Sepultura wird Weizen und etwas Hafer gebaut; eine Theepflanzung von ſechshundert Stöcken verſpricht guten Fortgang; alles gedeiht, und dennoch hat der Padre Camillo ſeine Sepultúra zum Verkauf ausgeboten für 24—30 Contos da Reis (etwa 20—24000 Thlr. preuß.), nachdem er ſie ſelbſt für 3 Contos angekauft hat. Aber niemand hat Muth zum Unternehmen. Zu einſam liegt die Beſitzung, zu ungeheuer ſind die Waldungen, zu bedeutend iſt der Verluſt an Vieh, was von den Unzen zerriſſen wird, als daß ein einzelner ſich an die Ausbeutung der Gegend zwiſchen dem Canoas und Jaão-Paulo wagen ſollte. Ja wenn man mit großen Geldkräften eine größere Anzahl von Familien hierher verpflanzen wollte, das könnte vielleicht zu einem Reſultat führen. Keine einzelne Anpflanzung, ſondern gleich ein ganzer Marktflecken muß in ſolche Einſamkeit hinein

Digitized by Google

angelegt werden. Der Boden und Wald ernährt alle, und unter den vielen Anbauern würden sich bald verschiedene Unzenjäger heranbilden. Sind erst einige Bestien erschossen, so zieht sich der Rest schon zurück vor dem Getümmel der Jagd und dem emsigen Anbau.

Und doch möchte ich selbst nicht zu solchem Unternehmen rathen. Im Unterlande gibt es noch so viele liebliche Gegenden, welche des Anbaues von fleißigen Händen harren und in allen Beziehungen den europäischen Einwanderern eine friedliche und gesegnete Existenz sichern.

Nach einer Stunde in der Sepultura verließen wir den einsamen Ort, um unserer monotonen Wanderung weiter zu folgen.

In diesen zwischen Araucarien und Hügeln kaum erkennbaren Wegen beschäftigt alles den Geist. In einer großen Ferne erkannten wir auf einem welken Hügel die Umrisse von zwei Menschen. Ob das Bugres oder sonst zahme Menschen wären, war eine wichtige Discussionsfrage in meiner Truppe, bis die Gestalten im Araucarientännicht verschwanden. Dann ward mein Indianer sehr erpicht auf eine ganz frische (dreizehige) Tapirspur; er schickte den Hund hin und her, selbst suchend, längs des Baches reitend und durch das Gebüsch schleichend; aber es war nichts zu finden. Dann folgten Indianer und Mulatte schweigend und ernst einer Menschenspur, die ich im Leben nicht bemerkt hätte. Es war die Spur eines nackten Fußes, den meine Genossen für den Fuß eines Botokuden erklärten. Nach einer halben Stunde war der Fuß wieder umgekehrt und verlor sich seitlich gegen die Hügel.

Ich erwähne solcher Kleinigkeiten, weil sie das einzige sind, was in meilenweiten Distanzen ganz allein den Geist beschäftigt und die gegenseitige Unterhaltung bildet.

Wir kamen um Mittag an den berüchtigten Rio-do-João-

Digitized by Google

Paulo, um deswillen man einen tüchtigen Schwimmer bei sich haben muß.

Der João-Paulo ist ein Nebenfluß des Canoas, der eben wie jener von der Serra do Trombudo herab westlich fließt; anfangs besteht er aus kleinen Bächlein, die sich vereinigen und ein sehr breites, reißendes, aber nicht tiefes Gewässer bilden, den Rio-da-Santa-Clara, durch den man auf der Reise von Lages nach Desterro drei bis vier mal hindurchreitet. Dann läuft das Wasser in ein schmales, aber sehr tiefes Bett, und heißt João-Paulo. Demnach ist der João-Paulo und der Rio-da-Santa-Clara ein und derselbe Fluß.

Wo der Weg nun den João-Paulo trifft, ist der Fluß kaum 30 Fuß breit, aber tief und reißend. Sein Ufer ist auf beiden Seiten lothrecht und nur mittels eines schmalen Zuganges kann man an das Wasser gelangen, mittels eines noch schmalern auf der andern Seite vom Wasser auf das Ufer drüben hinaufklimmen. Zur allgemeinen Benutzung liegt ein Canot dort angebunden. Trifft man es auf der entgegengesetzten Seite liegen, so muß ein Schwimmer hinüber und es holen. Er muß aber ein sehr starker Schwimmer sein, denn wenn er im schnellfließenden Wasser nicht rasch hinüberschwimmt, so verfehlt er die Ausgangsbresche am andern Ufer, und in diesem Falle kann er Gott weiß wie lange im Fluß forttreiben, bis er an einem hineingestürzten Waldbaum hängen bleibt. Auf den ersten Blick übersieht man die Gefahr dieser Passage. Und wer sie nicht gleich übersieht, dem diene zur Nachricht, daß die beiden auf dem rechten Ufer des Flusses errichteten Kreuze Todesmonumente sind für Leute, die das Unternehmen des Ueberschwimmens vom João-Paulo mit dem Leben bezahlten.

Als wir ans Ufer kamen, fanden wir gar kein Canot. Das Ruder stand am Strand, das Boot war fortgetrieben. Ich konnte nicht umhin ein kleines Hohngelächter aufzu-

Digitized by Google

ſchlagen, denn ſolch einen Skandal auf einer Hauptſtraße einer Provinz hatte ich noch nie erlebt. Ich wünſchte mich in dieſem Augenblick in die Geſellſchaft des Provinzialpräſidenten.

Ganz muthig wollten wir uns ſchon daran machen, aus Taquarabündeln ein Floß zuſammenzubinden, was bei ſolchen Gelegenheiten recht gut geht, aber immer einen ganzen Tag wegnimmt, als unſer Pardo, der immer Rath wußte, durch den Wald hindurch dem Fluß nachging in der feſten Ueberzeugung, das Canot irgendwo hängen geblieben zu finden. Nach einer kleinen Stunde hörten wir ihn rufen. Der Indianer verſtand ihn auf dem Fleck und ging ihm mit dem Ruder nach, während deſſen wir die Thiere abſattelten. Nach einer Stunde kamen die beiden Waldläufer auf dem Araucariencanot angekeucht gegen den Strom. Das Fahrzeug war halb voll Waſſer. Mit unſern Eßnäpfen ſchöpften wir es leer und hatten nun ein treffliches Uebergangsfahrzeug. Damit es uns aber nicht forttriebe und wir einen möglichſt leichten Uebergang hätten, erfand ich eine kleine Fährmodification, worüber ſich meine Leute ſehr freuten, denn ſie war ungemein praktiſch.

Ich ließ, wie man das wol pflegt, einen Laço über den Fluß ſpannen, was der Mulatte, ein tüchtiger Ruderer, mit dem leeren Canot leicht und ſchnell vollbrachte. Am Vordertheil des Canot war ein lederner Strick. Aus dieſem machte ich eine Schlinge, ſodaß der über den Fluß geſpannte Laço leicht durch die Schlinge lief. Dadurch erlangten wir den Vortheil, daß das Canot immer nur die ſcharfe Vorderſeite dem Strom bot, ſodaß es weder in Gefahr war, fortgeriſſen zu werden, noch umzuſchlagen. So konnte eine einzige Perſon ganz leicht das ſchwerbeladene Canot am Laço von einer Seite zur andern leiten, indem daſſelbe immer parallel mit dem Strom blieb: unbedingt die beſte Manier auf einem

Digitized by Google

reißenden Fluſſe, zumal, wenn Stämme u. ſ. w. auf ihm forttreiben ſollten, zwiſchen denen das Boot dann leichter ſeinen Durchgang findet, als wenn es dem Strom und dem Treibholz ſeine Länge bietet.

So kamen wir leicht hinüber. Mehr hatten ſchon unſere ſiebenundzwanzig Thiere zu kämpfen. Sie wurden, da ſie in gerader Richtung hinüberzuſchwimmen ſuchten, vom Strom abwärts getrieben. Die klugen Thiere aber ſchienen ganz genau die Gefahr zu kennen, die ihrer harrte, wenn ſie nicht die kleine Breſche am jenſeitigen Ufer gewönnen. Schnaubend ſtrebten ſie alle dorthin, und die aufgeregten vierfüßigen Schwimmer ſahen köſtlich im Waſſer aus. Leicht und glücklich kamen auch ſie hinüber, und mit einem Zeitverluſt von etwa vier Stunden hatten wir einen 30 Fuß breiten Fluß hinter uns liegen.

Mit drei Araucarienſtämmen iſt am João-Paulo eine Brücke gemacht, auf der, falls auch die Thiere durchſchwimmen müßten, doch wenigſtens ein ſicherer Uebergang für Menſchen und Gepäck möglich iſt. Ja, ein einziger dicker Araucarienſtamm iſt hinreichend, wenn man ein kleines Geländer an ihm feſtnageln wollte. Oder man ſollte doch wenigſtens einen Fährmann dorthin ſetzen, der beim Uebergang hilft und das Canot am Ufer beaufſichtigt. Aber nein! „Es iſt dort zu gefährlich, zu wohnen, wegen der Bugres", ſagt man. Das iſt ein Unſinn! Wenn im Hauſe vier Männer wohnen, ſo würde eine ganze Botokudenhorde ſich zu ſchwach fühlen, ſolch Haus anzugreifen. Ja, man brauchte nur abends, wie unſer Indianer es am Canoas that, eine Flinte loszufeuern, und alles Waldungeziefer, ſei es Menſch, ſei es Thier, hält ſich für die Nacht ſchon fern. Aber die menſchliche Indifferenz findet immer eine Ausrede, und wegen einer möglichen Gefahr vor den Wilden am João-Paulo ſetzt man dort kein Fährhaus hin, ſondern begnügt ſich da-

Digitized by Google

mit, denen, die beim Uebergang über den ſchlimmen Fluß ertrinken, ein Kreuz am Ufer zu ſetzen und die Vorüberreiſenden ein Vaterunſer beten zu laſſen für die Seelen der durch die Nachläſſigkeit der öffentlichen Verwaltung Umgekommenen.

Am Ufer des João-Paulo ſchlugen wir unſer kleines Lager auf. Wir konnten keine anmuthigere, einſamere Stelle finden. Eine Art von leicht-ſchräger Wieſe bot einen vortrefflichen Platz: unter uns der Fluß, um uns der ziemlich lichte Wald mit reichlichem Futter für die Pferde und Eſel, eine Menge Holz zum Feuer, dazu ein wundervoller Nachmittag und Abend! Da war denn auch in kurzer Zeit das Lager fertig, und haushoch wirbelte bald die Flamme unſers Bivouakfeuers, zu dem wir eine Maſſe Holz herzuſchleppten. Ein Waldfeuer kann nie groß genug ſein; ganze Stämme müſſen brennen.

Spät lagen wir noch wachend um unſern brennenden Holzſtoß. Im Walde hörten wir unſere Thiere freſſen; ſchreiend flog ein Waldvogel auf; Fröſche und Grillen ließen ſich hören; zuweilen ſang einer der braunen Begleiter einige Strophen eines Lundum oder Fado, wie man ſolche Volksgeſänge wol nennt. Dann trat wieder Todesſtille ein, bis das vom Negerburſchen muthwillig ins Feuer geworfene Bambusrohr unter lautem Geknalle, wie ein Flintenſchuß, zerſprang und belacht ward. Aber dennoch waren meine Kerle alle ſtiller als ſonſt.

„Ich kann an dieſer Stelle, wie oft ich auch ſchon hier lagerte, nie ruhig ſchlafen", ſagte endlich der Pardo. Ich mußte lachen. „Ja, Herr Doctor, es iſt doch ſchrecklich, im Schlaf von den Bugres überfallen und ermordet zu werden", ſetzte er hinzu, und der Indianer ſtimmte ihm bei; beide meinten, daß hier am rechten Ufer des Fluſſes noch Bugres wären. Aber ſo ſind dieſe Naturmenſchen! Sie können am

Digitized by Google

Tage leichtsinnig ihr Leben in Gefahr setzen, aber die Nacht macht sie befangen, und die Nähe eines Kreuzes, wie deren zwei neben uns standen als Andenken an Verunglückte, macht sie zittern und beben. Sie können alles ertragen, nur keinen Todesgedanken. Sie sind feige Naturen, und unwillkürlich drängt sich dem Europäer, dem Weißen, dem Hauptmenschen mehr und mehr die Ueberzeugung auf, daß diese farbigen Naturen nicht so ganz fertig sind nach allen Richtungen. Mir fiel das an jenem Abend vielfach auf. Sind sie in Wuth gesetzt, diese dunklern Menschen, so kennt ihre Tollkühnheit keine Grenzen. Aber den besonnenen, ruhigen, vom Willen abhängigen Muth kennen sie nicht, und die blasse Furcht packt sie doppelt, wenn der Wuthrausch verraucht ist.

Am meisten Furcht vor den Bugres an solchen einsamen Stellen haben die Tropeiros gegen Morgen vor Tagesanbruch. Gerade als ich, eben erwacht gegen 3 Uhr, Holz auf das Feuer warf, erwachte auch der Indianer und schoß seine lange Pistole los, um etwaige Bugres von unserer Wachsamkeit zu überzeugen. Ich fragte ihn: „Bist denn, solange du Tropeiro bist, du oder Gravina (so hieß der Mulatte), oder irgendeiner deiner Bekannten, schon einmal von Bugres nachts im Wald überfallen?" Er sagte: „Nein, noch nie! Aber es könnte doch sein", meinte er hinterher, „und man könnte doch nie wissen, was die Nacht brächte."

Komischerweise war der Negerbursche vom Schuß nicht erwacht. Nach einer Stunde sollte er — denn es war schneidend kalt — Kaffee kochen; es hielt aber schwer, ihn zu wecken, ja ich glaubte wirklich, dem Jungen wäre etwas passirt. Das gab eine komische Scene. Er fuhr auf wie ein Besessener, als er uns alle am Feuer stehend fand; fast schien es, als dächte er an einen Ueberfall von Botokuden.

Allmählich bleichte der Morgen herauf. Wir hielten, freilich vor Kälte schlotternd trotz des nahen Feuers, unser ge-

Digitized by Google

müthliches Frühmahl und brachen dann auf. Ein liebliches Stilleben ging in der Morgendämmerung vor sich. Der Nachtthau triefte wie ein milder Regen von den Bäumen; still rauschte der João-Paulo unter uns; einige wilde Enten schwammen auf ihm abwärts, während eine Fischotter durch denselben hindurchsetzte. Ein Eisvogel begann seine Jagd. Auf einem dürren Ast über dem Wasser unbeweglich sitzend lauerte er auf seine Beute. Wie ein Stück Blei stürzte er dann ins Wasser, fing aber nichts und flog eilig fort, als ob er sich seiner Ungeschicklichkeit schämte.

Wir kamen bald in eine Waldebene. Brausend schoß hier der ungemein breite Rio-da-Santa-Clara über Rollsteine und Felsen hinweg, sodaß man fast Bedenken tragen möchte, in ihn hineinzureiten. Aber nirgends ist er tief, wie befangend auch sein Brausen sein mag, und bei gewöhnlichem Wasserstande kann man immer durch ihn hindurchpassiren, wie wir es drei bis vier mal thun mußten.

Dann kam eine offene Hügelgegend, rings eingeschlossen vom schroffen Gebirge des Trombudo. Der Trombudo ist eigentlich ein rund hervorspringender Berg, dessen Abhang einem Rüssel gleichen soll, weswegen er Morro-do-Trombudo oder Rüsselberg heißt. Die Gegend selbst wird Bom-Retiro genannt. Freilich ist sie ein Retiro; ob sie aber so besonders gut ist, weiß ich nicht, denn das mitten in diesen Hügeln liegende Gehöft liegt furchtbar einsam.

Und doch hat es seinen eigenthümlichen Reiz. Man blickt von hier neben dem Morro-do-Trombudo vorbei in ein wahres Meer von Waldgebirgen hinaus. Auf den ersten Blick erkennt man es, daß hier das Oberland sein Ende erreiche und jene langhin sich streckenden, dunkeln Gebirgsketten aus dem Unterland heraus ragen müßten, wenn man auch noch in keine Tiefen hinab, sondern nur über dieselben, wie über tiefe Einrisse, hinwegblickt. Nur an einer einzigen Stelle

Digitized by Google

erblickt man am Horizont in den tiefdunkeln Höhenzügen einen gelben Strich, als letzte Wiederholung eines für das Oberland so ganz charakteristischen welken Grasfeldes oder Campos.

Am Bom-Retiro war einiges Leben. Eine Tropa war dort gelagert; einige Reiter galopirten im Felde, um verlaufene Esel zu suchen; andere lagerten vor den Zelten und frühstückten in gemächlicher Ruhe. Solch Begegnen hat das Originelle an sich, daß jedermann sich kennt, denn nur Bewohner der anliegenden Gegend durchreisen die Straße von Trombudo. Ein Fremder ist demnach eine höchst frappante Erscheinung und das räthselhafteste Phänomen, was man sich nur denken kann.

Jetzt passirten wir die letzten kleinen Bäche, die dem Netz des Uruguay zuströmen, und ritten in den Matto von Trombudo hinein. Der Berg selbst bleibt rechts liegen; nach links ragt eine kühne Gebirgsspitze hoch hinaus; zwischen beiden zieht sich der Wald langsam in die Höhe.

Aber wie reizend auch der Matto-do-Trombudo ist, schauderhaft ist der Weg. Oft kann man wirklich zwischen den Barancos, den Lehmschichten und den Löchern zwischen den Baumwurzeln kaum noch durchfinden und man muß die Maulthiere bewundern, die ebenso klug und bedächtig wie energisch und elastisch sich hindurcharbeiten.

Gerade im Hohlwege zwischen den Bergen, in dem zwei beladene Thiere sich nicht ausweichen können, stießen wir auf eine Truppe. Da gab es denn von fern schon eine Menge des Zurufens und Auffordens zur Vorsicht und zum Ausweichen, bis wir an einer etwas weitern Stelle halten konnten und die Truppe vorbeiließen.

Bald darauf kamen wir zu Menschen, die am Wege arbeiten und sich ihre provisorischen Hütten dort aufgeschlagen hatten. Der Punkt heißt die Guarda-velha, weil man hier früher ein Soldatendepot zu Schutz und Trutz unterhielt.

Digitized by Google

Aber die Einſamkeit war zu groß und die Guarda velha ſtarb im Beginnen ſchon an Altersſchwäche. Der Weg aber, wie er dort angelegt wird, iſt ſtellenweiſe ganz ausgezeichnet gut und beweiſt eben, daß, wenn man nur energiſch wollte, man einen recht guten Weg im Matto-do-Trombudo haben könnte.

Gegen Sonnenuntergang hatten wir denn den Gebirgspaß hinter uns liegen. Um den ſchon oben angedeuteten ſchroffen Berg nach links herum ritten wir etwas abwärts und trafen einen offenen Rancho, ein auf Balken ruhendes Strohdach, unter welchem wir einen geräumigen Platz für uns, das Gepäck und ſelbſt unſer Kochfeuer fanden, ſodaß wir keine Zelte auszuſpannen brauchten.

Kaum hatten wir uns daſelbſt häuslich niedergelaſſen, und den Wegbauern, die ſich dies Dach früher erbaut hatten, im ſtillen für deſſen Wohlthat und gaſtliche Aufnahme gedankt, als es anfing ſtark zu regnen, ein höchſt fataler Umſtand, der unſern Reiſemuth etwas dämpfte. Denn wenn wir auch im Trocknen waren und unter dem Strohdache ſo lange wohnen konnten als wir wollten, ſo konnten wir doch nicht mit Sicherheit weiter reiſen, wenn der Regen heftig werden ſollte.

Mit Unterbrechung regnete es gelinde während der Nacht. Am folgenden Morgen lag ein ſtarker Nebel im Walde, aber ich vermuthete gutes Wetter. Unſer Indianer, als erſter Tropeiro, meinte, wir könnten mit dem ganzen Train nicht reiſen. Das verdroß mich, da eben nur die Laſtthiere von Juca Coelho nicht reiſen konnten, mein kleinerer Reiſezug dagegen vollkommen gut ſeinen Weg zu machen im Stande war. So leid mir nun eine Trennung zwiſchen den Leuten war, ſo nahm ich dennoch meinen Spahi und den Gravina mit den nöthigen mir zukommenden Thieren und ließ den Indianer mit dem Negerburſchen mit Coelho's Truppe allein zurück, was die beiden Zurückbleibenden nicht nur betrübte, ſondern auch mit doppelter Arbeit belud. Ich hatte genug vom Leben eines

Digitized by Google

Tropeiro im Walde gehabt, und zog um so fröhlicher meine Straße, als der Nebel tiefer sank und das Wetter heller wurde. Freilich hatten wir manche Rutschpartie durchzumachen. Aber auch beim Hinabrutschen eines Lehmabhanges zeigen die Maulthiere ein seltsames Geschick: oft gleitet solch ein Thier sechs bis acht Fuß schräg hinab mit merkwürdiger Ruhe und Fassung und steht dann wieder so fest, als ob es nie den harten Boden verlassen hätte.

Plötzlich hielten wir an einer großartigen Waldschlucht. Der schneeweiße Nebel ließ uns nicht bis auf den Grund hinabblicken, aber tief unten rauschte ein starkes Gewässer hin. Wir versuchten die Rutschpartie hinunter, die auch prächtig gelang, während der Nebel sich verzog.

Wer da!

Wirklich, ich kann nicht kürzer und schärfer den Eindruck bezeichnen, den mir die im tiefen Grunde am brausenden Itajahy liegende Militärcolonie von Sta.-Thereza machte, als indem ich die ganze Colonie mit einem Werda-Ruf vergleiche. Seit Lages wieder die erste, kleine, bescheidene Kirche, seit Lages wieder der erste dorfähnliche Punkt, eine Colonie, eine größere Menschengruppe zu Schutz und Trutz vereinigt tief im Grunde des ersten auf directerm Wege zum Atlantischen Ocean hinbrausenden Waldstroms!

Gegen Bugres und Unzen bis auf den äußersten Punkt im wilden Gebirge vorgeschoben, steht Kirche und Dorf da wie eine einsame Schildwache, die eben weil sie so isolirt, so ganz allein und verlassen steht, keinen Paradeschmuck anhat, sondern mit dem einfachen Kittel eines Pionneers bekleidet ist und nun frisch und muthig dem aus der Wildniß Herabsteigenden ihr Werda zuruft.

Gut Freund! rief ich von Herzen der kleinen Kirche und dem armseligen Dorfe zu, denn armselig sahen die Lehmhäuschen der Militärcolonie am obern Itajahy durchweg aus,



Digitized by Google

armſelig und klein, wie aller Anfang von Cultur zu ſein pflegt.

Aber neben der Armſeligkeit der kleinen Wohnungen ſpringt wohlthuend die Fruchtbarkeit des Bodens in die Augen des von Lages herabkletternden Reiſenden. Zu beiden Seiten des brauſenden Itajahy mitten im Chaos gefällter und halbverkohlter Waldbäume gedeihen aufs trefflichſte Mais (ſoyão), Kartoffeln und eßbare Kürbisarten. Dazu gedeihen Schweine, Hühner, Gänſe, Enten aufs allerbeſte; kurz alles, was zum Leben nothwendig iſt, kommt ſchon jetzt dort zum Vorſchein und wird noch immermehr dort vorkommen, wenn die Colonie erſt mehr entwickelt und naturgemäß geworden iſt.

Denn unbedingt iſt die Militärcolonie eine künſtliche Anlage. Man hielt ſich von der Nothwendigkeit eines Schutz- und Trutzplatzes bis zum Trombudogebirge hin ſeit langer Zeit überzeugt, und gründete am 1. Jan. 1848 die Militärcolonie von Sta.-Thereza. Aber man hatte die erſte Anlage zu weit hinausgeſchoben bis zum Matto do Trombudo, wo die Guarda-Velha iſt. Es fehlte an allem Nothwendigen, ſogar an Trinkwaſſer; außer dem Straßenbau war gar keine Beſchäftigung für die Militärcoloniſten, am allerwenigſten war an einen geregelten Landbau zu denken.

Da ſtieg man denn im Juni 1855 bis zum Itajahy hinab. Hier war ein brauſender, nie verſiegender Fluß mit köſtlichem Trinkwaſſer, hier prächtiges Land zum Ackerbau und reichlich Platz zu Wohnungen in geſelligem Zuſammenhange. Hier konnte die künſtliche Militärcolonie, eine aufmarſchirte Schildwache, eine angeſiedelte, anbauende und natürliche Anpflanzung werden, wie ſchwierig auch ihr raſches Gedeihen ſein mochte.

Dermalen wohnen ſiebenundvierzig Familienväter in Sta.-Thereza. Die Coloniſten, die einer Art von bewaffneter Macht bilden, ſind in drei Klaſſen getheilt, welche, je nachdem ſie

Digitized by Google

im Dienste der Regierung arbeiten wollen, mehr oder minder Besoldung erhalten. Der Herr Kapitän J. Xavier de Souza, seit zwei Jahren Commandant des Orts, setzte mir das ganze Verhältniß auseinander, welches ich, da es für meine deutschen Leser kein besonderes Interesse haben kann, hier nicht wiederholen will.

Die Militärcolonisten sind größtentheils Brasilianer. Einer von ihnen ist ein mit einer Deutschen verheiratheter Deutscher. Der Doctor der Colonie, den ich beim Commandanten traf, brachte mich an das Häuschen der Familie. Die Aeltern waren auf der andern Seite des Itajahy, um Mais zu pflücken. Dagegen traf ich ein kleines Kindergewimmel unter Anführung eines reizenden kleinen Mädchens von sieben Jahren, dem der reinste germanische Typus vollkommen aufgeprägt war. Die kleine Katharine war ganz erstaunt, daß ein Deutscher sie hier anredete; ich war aber noch erstaunter, daß das reizende Kind mir so hübsch antwortete in reinem deutschen Dialekt, und mit so anmuthiger Sorge auf das Haus und jüngere Geschwister Achtung gab. Im Hause lagen viel Feldfrüchte, namentlich ein Berg Mais. Ich nahm den ersten besten Maiskolben; er kam mir, wie alle übrigen, bedeutend groß vor, sodaß ich die Körnerreihen zählte, und am Kolben über fünfhundert Körner herausbrachte. Beim Commandanten sah ich mehrere Kürbisgurken von enormer Größe, wie mir denn auch das Federvieh außerordentlich erschien. Der Commandant selbst meinte, man könne keinen fruchtbarern Boden finden.

Solange aber die Verkehrswege in der Provinz Sta.-Catharina so sind, wie ich sie traf, wird die Militärcolonie von Sta.-Thereza keinen bedeutenden Aufschwung nehmen und immer noch von außen her unterstützt werden müssen.

Das Richtige dieser Ansicht ist die Ursache, daß einzelne Stimmen gegen die Militärcolonie sich erhoben haben und sie



Digitized by Google

ihrem eigenen Schickſal, ihrer eigenen Kraft oder Schwäche überlaſſen wiſſen wollen. Das iſt aber ſehr unrecht. Wer in jenen Gegenden reiſt und die Sicherheit ſeiner Reiſe auch zum Theil durch jene künſtliche Anlage garantirt findet, indem ſie unbedingt viel mit dazu beigetragen hat, daß ſich wilde Thiere und Menſchen ferner zurückgezogen haben von der Straße: der wird ganz gewiß der Militärcolonie von Sta.-Thereza Dank wiſſen und ihr alles mögliche Gedeihen wünſchen, und ſich jedes mal freuen, wenn er, aus dem dunkeln Hochwald herabſteigend, das kleine Kirchlein auf dem Hügel in der Tiefe am brauſenden Itajahy zu Geſicht bekommt, und er wird gern das kleine Weggeld bezahlen, welches für die Wegeverbeſſerung, mag ſie nun gut oder ſchlecht ſein, in der Militärcolonie entrichtet wird.

Nach dem kurzen Beſuche der eigenthümlichen Anlage ritten wir eine Strecke den Itajahy aufwärts in öſtlicher Richtung. Denn dieſer Fluß, der aus der tiefſten Gebirgsverknotung von Sta.-Catharina, der Serra-Geral hervorkommt, fließt eine kleine Strecke oſtweſtlich und dann ziemlich nördlich. Es iſt aber derſelbe Itajahy, der bei der Colonie des Dr. Blumenau vorbeifließt, und keineswegs jener Arm, der unter dem Namen Itajahy-Mirim faſt aus derſelben Gegend kommt und ſich mit dem Itajahy-Grande erſt kurz vor deſſen Mündung ins Meer vereint. Ich habe die genaueſten Erkundigungen eingezogen bei Leuten, die an einer Expedition von Sta.-Thereza aus den Fluß hinunter theilgenommen haben und nach vielen Beſchwerden in Blumenau angekommen ſind. Das iſt für alle Kartenanfertigungen wohl zu bemerken. Selbſt die Karte des Belgiers van Lede, die das Unterland von Sta.-Catharina ziemlich gut behandelt, hat den Itajahy ganz falſch dargeſtellt, wenn auch der Anfang zu einer richtigen Darſtellung des Flußlaufs in gewiſſer Hinſicht in jenem nur durch Punkte angedeuteten Nebenarm des obern Itajahy gemacht

Digitized by Google

ist, welcher der wirkliche von der Militärcolonie kommende Fluß ist.

Außerordentlich schroff ist der Weg, der vom Itajahy aufwärts weiter führt. Kaum ist er von den Maulthieren zu erklimmen, und wenn man ihnen das Klettern dadurch erleichtern will, daß man absteigt und zu Fuß geht, so geräth man selbst außer Athem und in vollen Schweiß trotz des frischen Tages. Auf dem hohen, schroffen Gebirge aber ist es desto prächtiger. Dichter Nebel wechselte hier mit scharfer Mittagshelle, Araucarienforste mit belebtern Laubwaldungen, in denen Fuchsien, Orchideen, Bromelien, ein reizendes Abutylon und verschiedene Solanen blühten und jegliche Winterjahreszeit vergessen machten. Nur sind die Wege gar zu schlecht. Oft sind die Pfade von Sandsteinwällen förmlich barrikadirt. Oft bildet der zu Tage liegende Schiefer des Gebirges förmliche Treppengänge, die eher noch für Menschen als für Thiere gemacht sind, meistens aber bleibt der Weg mitsammt dem Maulthier und seinem Reiter im zähen Lehmboden stecken, oder man muß sich einen Seitenweg gefallen lassen, auf dem man von scharfem Bambuslaub und anderm Gebüsch verletzt und zerfetzt wird. Man kann sich keiner Betrachtung, keiner innern Beschauung hingeben; jeder Tritt, jeder Schritt verlangt eine gespannte Aufmerksamkeit und genaue Fürsorge, zumal da, wo das kluge Maulthier still steht, den aufgeweichten Lehmboden beriecht, sich etwas zusammenkrümmt und dann in einem Nu statt eines Schritts einen Sprung thut, bei welcher Gelegenheit ein nachlässiger Reiter gar leicht einige Fuß hinter seinem Reitthier am Boden zurückbleibt und sich noch freuen muß, wenn er im Dreck stecken bleibt und nicht in eine Tiefe hinabrollt.

Das ist mir ein höchst merkwürdiges und unerklärbares Phänomen geblieben, mit welcher Genauigkeit die Maulthiere die Tiefe eines Lehmpfuhls riechen können. In die größte

Digitized by Google

Lehmlache gehen sie oft scheinbar blindlings hinein. Der graue, halbdicke Schmuz fliegt dem Thiere und dem Reiter um die Ohren: aber man kann fest darauf rechnen, sicher und bestimmt kommt das Thier hindurch. Und nun kommt dasselbe Thier an eine scheinbar ganz kleine, ganz unbedeutende Lehmstelle. Es steht still und riecht auf den Boden, es geht einen Schritt seitwärts und riecht wieder, dann geht es oft nach einer ganz andern Seite, wo der Reiter gar kein Durchkommen sieht, und geht mit Bestimmtheit vorwärts. Untersucht man nun die vom Thiere eben berochenen und vermiedenen Stellen mit einem Stock — denn sichtbar ist nichts oder vielmehr scheinbar alles gut —, so findet man ein tiefes, von zähem Letten ausgefülltes Loch, einen Atoleiro, worin ein Thier vollkommen stecken bleiben kann. Das Maulthier macht die Untersuchung solcher Stellen nie mit dem Huf, sondern immer mit der Schnauze, das leidet keinen Zweifel. Wie aber der Geruchsinn oder das feine Gefühl der Schnauze die Tiefe eines zähen Lehmpfuhls messen kann, ist mir unbegreiflich. Je gefährlicher aber die Stellen sind, desto ruhiger und sicherer geht das Thier, und ein verständiger Reiter kann nichts Besseres thun, als sich ganz auf sein Maulthier zu verlassen.

Offenbar marschirten unsere Thiere den Tag nicht so gut als früher, wo sie mit den vielen andern, angeführt von der Madrinha und deren Glocke, fortschritten. Gegen Abend indeß fingen sie alle plötzlich ein lautes Wiehern an und ließen sich kaum zurückhalten. Sehr bald kamen wir an ein Verhack des Wegs, ein Zeichen, daß sich jenseits desselben eine Tropa gelagert hätte.

Und so war es auch. Eine Reihe von Mauleseln kam angetrabt, um die ankommenden Thiere förmlich zu begrüßen. Gravina öffnete das Verhack, wir ritten durch und schlossen es sorgfältig wieder und befanden uns bald vor einem Zelt, vor dem bereits ein lustig Feuer flackerte und zwei Männer

Digitized by Google

nebſt einem ſtämmigen Jungen ihren Kaffee ſchlürften. Einer von ihnen kam uns entgegen und begrüßte cordial den Gravina.

Der junge Mann von achtzehn Jahren, Führer der Truppe, war ſonderbar genug der Sohn eines Deutſchen bei Lages, ein ſchöner, kräftiger, junger Mann, der, obwol er ſelbſt keine Silbe Deutſch verſtand, dennoch ſich freute, mir alle nur möglichen Dienſte zu leiſten. So war denn auch unſer kleines Zelt bald ausgeſpannt und Kaffee und Abendeſſen vollkommen in Ordnung. Wir aßen alle aus einer Schüſſel und gaben uns wechſelſeitig die zwei Löffel, die wir hatten, und die dennoch für ſechs Perſonen vollkommen ausreichten. Und ich, weit entfernt, mich im geringſten an ſolchem Communismus zu ſtoßen, freute mich wirklich an der herzlichen Gaſtlichkeit, die dieſe einfachen Naturmenſchen vor und in ihrem Zelte, ganz wie die nomadiſirenden Araber, ſo freudig ausübten.

Die Stelle heißt Coqueiros, weil früher dort einige Palmen ſtanden. Alle dieſe kleinen grünen Plätze, die man manchmal am Wege trifft, haben als Lagerplätze ihre ganz beſtimmten Namen, nach denen ſich die Tropeiros ebenſo orientiren, wie wir uns nach Dörfern und Städten unſerer Landkarte richten. Da heißt ein Platz die Jararaca, vielleicht weil jemand, der dort zuerſt lagerte, eine große Schlange traf; ein anderer heißt das Guati; ſo ſind auch alle Bäche und Flüſſe benannt, beſonders nach Thieren, die ſich dort aufhalten. Daher trifft man denn in der braſilianiſchen Geographie wol hundert Rio-dos-Antas und Capivaris, denn Tapire und Capivaris ſind recht eigentlich diejenigen Säugethiere von einiger Größe, die ſich gern an Flüſſen aufhalten.

Schon um 5 Uhr den folgenden Morgen, den 3. Juli, beim ſchönſten Mondenſchein, ward aufgebrochen. Die Thiere wurden leicht aus dem Walde hervorgeholt und das Packen ging raſch und leicht vor ſich: einer half dem andern, und wir

Digitized by Google

gaben uns, als wir unsere gemeinsame Lagerstätte verließen, zum Abschied die Hand und wünschten uns herzlich glückliche Heimkehr, wobei ich zugleich viele Grüße an die Freunde in Lages mitschickte.

Aber bitterkalt war der Mondscheinmorgen. Es hatte gereift und einzelne Stellen waren noch weiß gefroren. Rein, wie ich ihn wirklich nur selten gesehen, war der Himmel, sodaß die Sonne gleich bei ihrem Aufgehen uns einige wohlthuende Wärmestrahlen zukommen lassen konnte, wofür ich ihr ganz besonders dankbar war. Aber auf die Güte des Wegs hatte das keinen Einfluß. Wir ritten eine Strecke Wegs hinunter, die eher einem Sandsteinbruche als einer Landstraße glich. Sie heißt auch deswegen Quebradente, der Zahnbrecher. Wir gingen zu Fuß hinunter, die Maulthiere mußten förmlich hinunterspringen. Solch Springen und Voltigiren übt Auge, Fuß und Hand des Reisenden und ist dennoch ein rechter Skandal für einen öffentlichen Weg, der hier die Stelle eines Turnplatzes vertritt. Engländer würden im Quebradente ein herrliches Wettrennen mit Hindernissen halten können.

Auf der nächsten Waldhöhe lagerte wieder eine Tropa. Das war die Tropa sogar eines Bekannten, des mir von Rio her bekannten Apothekers Robert Sanford, der sein Geschäft nach Lages verlegen wollte. Unser Begegnen in jenen Waldöden war seltsam genug. Zunächst beschrieben wir uns unsere Wege. Ich bereitete den guten Apotheker auf den „Zahnbrecher" vor, und er vertröstete mich auf den Weg am Morro-Chato, der nach seiner Beschreibung entsetzlich sein mußte. So schieden denn Doctor und Apotheker gar heiter voneinander, um sich im Leben vielleicht nie wieder zu begegnen.

Sehr hoch zog sich der Weg hinauf und führte längs eines schroffen Gebirgskammes. „Sehen Sie einmal hierher", sagte Gravina, und wies mit seiner Peitsche auf den Boden. Ich sah hin und blickte in einen von Gebüsch fast versteckten Ab-

Digitized by Google

grund, in welchem ein Waſſer floß. Auf der andern Seite war eben ſolcher Schlund: wir befanden uns auf einer ſchmalen Gebirgsverbindung, einer Art von Teufelsbrücke, die kaum einige Fuß breit war. Wer die Stelle nicht kennt und ein unvorſichtiges Thier hat, der kann, da das Gebüſch den Schlund verdeckt, leicht hinabſtürzen, um nicht wieder zu den Lebenden zurückzukehren. Kein Geländer, kein Warnungszeichen iſt angegeben. Rinder ſind ſchon oft hinuntergeſtürzt, gerade wie wir das über dem Feiro am Tubarão ſchon in ähnlicher Weiſe angegeben haben.

Von dort ſind es nur noch wenige Minuten bis zu jenem offenen Campo, welches man ſchon von Bom-Retiro aus als gelbe Fläche am Horizonte auf den dunkeln Waldgebirgen geſehen hat. Es iſt das Campo da Boa-Viſta, der letzte Punkt, der an das Hochland von Lages und Sta.-Catharina überhaupt erinnert, der letzte Punkt, aber auch zugleich der ſchönſte Punkt auf der ganzen Reiſe.

Im Weſten glänzt, ſcharf von der Sonne beſtrahlt, die Serra von Trombudo. Hoch heraus treten einzelne ſchroffe Waldhöhen. Viel gewaltiger erſcheint etwas ſüdlicher der Hauptknoten der ganzen Serra von Sta.-Catharina, der ſogenannten Serra-Geral, von der aus nach verſchiedenen Seiten hin die Hauptflüſſe der Provinz entſpringen. Im feſteſten Zuſammenhang ſteht hier ein zum Theil ganz kahler Felſenwall von cyklopiſchen Ausdehnungen, offenbar Sandſteinbildung, welcher über alle Gebirge weit hinausragt, ohne einzelne beſonders hervorragende Spitzen zu zeigen, wodurch der ganze Gebirgsſtock noch mehr den Ausdruck von Gewalt und Feſtigkeit gewinnt. Nach allen andern Richtungen hin bietet das Campo da Boa-Viſta den vollen Anblick der lieblichſten Gebirgszüge mit vielen dunkelgrünen Schluchten; ganz fern im Oſten erſcheint am blauen Himmel ein hellblauer Streif; weit über Feſtland und Inſel hinaus blickt man hinein

Digitized by Google

in den zehn Leguas fernen und doch so deutlich sichtbaren Ocean.

In südlicher, ja selbst südwestlicher Richtung durchtrabten wir das öde Grasfeld, auf welchem ein heftiger schneidend-kalter Südwestwind uns halb erstarren machte.

Der Weg von Boa-Vista abwärts ist zum Theil wieder ein Meisterstück von Wegbau. Sandstein und Schieferthon bilden hier wieder große Stufen, die lebhaft an die alten Pyramiden erinnern. An manchen Stellen ist solche Pyramidenstufe aber sehr hoch und lebensgefährlich. Da hat denn die mitleidige Wegbaukunst der heiligen Catharina als Warnungszeichen eine kleine Mauer errichtet, sodaß man nicht durch kann. So sieht man zwar hier, wo man nicht reiten muß, kann aber auf der andern Seite keine Spur eines Wegs finden, wo man reiten kann. Man thut demnach am besten, bei diesem Quebradente Nr. 2 abzusteigen und sich zu Fuß in die Tiefe zu begeben.

Unten ist ein kleines Gehöft und ein Flüßchen, Rio-de-Garcia, welches nach vielen Krümmungen später nördlich fließt und in den Rio-das-Tijucas fällt, welcher nördlich von S.-Miguel, dem Nordende der Insel Sta.-Catharina gegenüber, das Meer erreicht, wo wir ihn wieder antreffen werden.

Und damit war denn das Schlimmste der Rücktour von Lages nach Desterro überstanden, wenigstens kommen keine so hohe und schroffe Gebirgszüge mehr vor. Vom Uebergang über den Morro-Chato will ich schweigen und den Weg mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken. Wir kamen lebendig davon, auch die Maulthiere sind nicht stecken geblieben, was will man am Ende mehr?

Noch einen Rio-do-Capivari und einen Rio-das-Antas passirten wir, auch einige bessere Pflege des Weges that sich kund. Die Araucarien wurden seltener, Palmen wetteiferten mit ihnen um den Preis der Höhe und Schönheit. Ein brau-

Digitized by Google

fender Bach, Rio-dos-Bugres, schoß dahin im Gebüsch; wir entdeckten Spuren von Anbau links und rechts an den Höhen, von frischem, lebenslustigem Anbau! Häuser schimmerten durch die Abenddämmerung: wir waren im Unterland von Sta.-Catharina, wo der Ackerbau sein bescheidenes und ehrenvolles Gewerbe treibt und friedliche Landleute sich zu einer Colonie zusammengeschart haben.

Digitized by Google

# Drittes Kapitel.

Die Deutschen in Sta.-Catharina. — Sta.-Izabel. — Nossa Senhora das Dores. — Die Vargem-Grande am Cubatão. — Caldas. — Sta.-Amaro und der Salto do Cubatão. — Rückkehr nach S.-Jozé und die Praya-Comprida. — Letzter Besuch von Desterro und Rückkehr nach dem Festland. — S.-Pedro de Alcantara. — Die Ansiedlungen am Maruim und Biquassu. — Besuch des Tejucasflusses. — Ritt nach dem Itajahy. — Die Colonie Blumenau. — Reise nach S.-Francisco.

---

Im December des Jahres 1846 kamen auf dem Schiffe Eridano siebzig bis achtzig deutsche Auswanderer nach Rio-de-Janeiro. Niemand hatte sie kommen heißen, niemand wußte etwas mit ihnen anzufangen; sie standen am Ufer einsam und verlassen und wären ohne Obdach geblieben, wenn man ihnen nicht das kümmerliche Dach erlaubt hätte, unter welchem das Holz der nach Praya-Grande stündlich fahrenden Dampfboote gelagert ist.

Dort sah ich die Leute in ihrer Bedrängniß; einige von ihnen waren krank; ich that für sie, was ich konnte, ja ich mußte sogar einer Frau beistehen, die dort an offener Straße in die Wochen kam.

Digitized by Google

Aber der Holzschuppen wurde gebraucht. Und nun mußten die Leute achtundvierzig Stunden auf dem Palastplatz unter freiem Himmel bleiben, dort bekamen sie ein furchtbares Decembergewitter und blieben ohne Obdach, wenn nicht die Anwohner, namentlich der Wirth des Hotels Pharour, ihnen zu Hülfe gekommen wäre. Nach elf Tagen dieses traurigen Aufenthalts wurden die meisten von ihnen auf einem brasilianischen Kriegsschiffe nach den Südprovinzen gebracht, und ich erfuhr nichts mehr von ihnen.

Ich ritt am 3. Juli den Rio-dos-Bugres hinab und gelangte zu einem wohlgezimmerten Hause, vor dem ein Mann stand. An denselben Mann hatte ich einen Brief vom Präsidenten der Provinz abzugeben, und trat ins Haus.

Da tanzten nach einem Leierkasten einige schlanke Bursche und Mädchen und alles war seelenvergnügt, just als ob's Kirchweih werden sollte. Der Hausbesitzer Scheid aus Rheinbaiern vom Donnersberg her setzte sich zu mir und erzählte mir von der deutschen Colonie Sta.-Izabel, in deren Mitte ich mich befand, und kaum hatte er angefangen, mir von seinem Schicksal in Brasilien zu erzählen, als mir die Auswanderer vom Eridano aus dem Jahre 1846 wieder vor Augen traten. Scheid und seine Familie gehörten zu ihnen, ja er selbst war in jenem Holzschuppen krank gewesen und wahrscheinlich hatte ich ihn behandelt.

Und nun ward mir die Colonie von Sta.-Izabel doppelt interessant. Kaum konnte ich den nächsten Morgen abwarten, um Land und Leuten etwas ins Gesicht zu schauen.

Die Auswanderer vom Eridano waren nach Sta.-Catharina gebracht worden im Anfang des Jahres 1847, wo man eben am Rio-dos-Bugres die Gründung einer nach der jungen Prinzessin Donna Izabel genannte Colonie angelegt hatte. Allen war es gut gegangen. Sie überwanden die ersten Schwierigkeiten, die ihnen im fremden Lande und bei dessen

Digitized by Google

fremdartigem Ackerbau in den Weg traten, ohne große Mühe, und leben nun seitdem dort als glückliche, wohlhabende Menschen. Scheid ist sogar ein sehr wohlhabender Mann geworden. Er besitzt 1200 Morgen Landes, 19 Maulesel, viele Milchkühe, dazu ein noch nicht fertiges gutes Wohnhaus, wohin er jetzt auch seine hübsche Mühle verlegt. Um ihn gedeihen sechs gesunde, derbe Kinder, von denen die ältesten Söhne die mannhaften Stützen des Vaters sind. Auch seine alte Mutter von neunundsiebzig Jahren lebt bei ihm, eine Frau von einer wirklich unbegreiflichen Rüstigkeit; sie arbeitet im Felde auf den höchsten Abhängen, und am Sonnabend tanzt sie mit den derben Enkelinnen ihren Walzer so gründlich, als wäre sie noch vor sechzig Jahren am Donnersberg. So hat denn in kaum elf Jahren der gnädige Gott hier eine Schar von Menschen zu Gedeihen und materiellem Wohlstand gebracht, die ich im Jahre 1846 in Rio-de-Janeiro nur mit der tiefsten Wehmuth anschauen konnte.

Am folgenden Morgen machte ich mit Scheid einen Spazierritt. Das Thal am Rio-dos-Bugres hat schöne, wilde Reize. Hoch heraus ragen die Höhen um den brausenden Waldbach, an dem zu beiden Seiten die einzelnen Colonien sich gegen die Höhen aufwärts hin erstrecken. Noch bieten sie das Bild des eben begonnenen Anbaues. Noch liegen die halbverkohlten Waldbäume umher, denn ein Decennium macht sie nicht verfaulen, noch sieht man Felsblöcke und Wurzelstümpfe nur erst halb beiseite geschafft, noch ist das Bild kein reines, gefälliges nach europäischer Ansicht: aber ein urkräftiges, derbes, gedeihliches für den, der deutschen Kampf gegen brasilianischen Urwald kennt. Mir fielen gleich meine wackern S.-Leopoldenser oben im Gebirge in den letzten Piraden ein; in Sta.-Izabel sah ich die Kampfgenossen der Rio-Grandenser, und sah dieselben Früchte des Kampfs und Siegs heranreifen, wie dort am Rio-dos-Sinos.

Digitized by Google

Wir sprachen bei verschiedenen Colonisten vor. Alle hatten sie fröhliche Sonntagsgesichter; nicht einen einzigen traf ich, der sich nicht vollkommen zufrieden gefühlt hätte in dem fremden Lande. Dazu wimmelte es überall von Kindern. Wo nur all die Kinder herkommen? So liebes kleines Lumpenpack ist es, und sieht gar gut aus am Sonntagmorgen, wenn die Mutter den Jungens die Gesichter gewaschen und den kleinen Mädchen das Haar in zwei kleine Schwänzchen freilich mit einiger Mühe und Gewalt hinten am Kopfe zusammengeholt hat. Und doch kam mir ein wehmüthiger Gedanke beim Anblick der lieben kleinen Fratzen. Die erhabene Kronprinzessin Donna Izabel weiß nämlich nicht, daß in der fernen, nach ihr genannten deutschen Colonie am Rio-dos-Bugres die Kinder keinen Schullehrer haben, von dem sie Gottes Wort, Lesen, Schreiben und Rechnen lernen könnten, und auch keinen Geistlichen in der Nähe, der Sonntags Gottesdienst hielte. Es hat sich wol noch niemand dafür verwandt, sonst wäre dem Uebelstande ganz gewiß schon abgeholfen. Ich glaube auch ganz bestimmt, daß die Kinder nicht lange mehr ohne Lehrer bleiben werden.

Eine kleine, sehr einfache Kapelle, ja sogar ihrer zwei sind auch schon gebaut, es fehlt nur noch ein stationärer Seelsorger. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 5—600 Seelen belaufen; sie bilden 71 Familien, die in ziemlich gleichen Theilen evangelisch und katholisch sind. Allerdings ist die Zahl nicht groß, aber an Geistliche muß in dieser fernen Colonie gedacht werden. Vielleicht bedarf es für solche Verlassenheitszustände nur einiger Vorschläge, und die für eine geregelte Colonisation jetzt so gewissenhaft sorgende Regierung wird gewiß nie hinter verständigen und wohlgemeinten Vorschlägen zurückbleiben. Davon habe ich die allergründlichsten Beweise.

Gar vielfach ergötzte ich mich an dem deutschen Landleben am Rio-dos-Bugres! Was doch eine gute deutsche Faust

Digitized by Google

thut! Wie lange mag es her sein, daß in diesen Bergschluchten noch kannibalische Botokuden hausten? Jetzt ist nur der Name derselben am Fluß hängen geblieben! Wie lange ist es her, daß jene deutschen Anbauer arme, hülflose und heimatlose Menschen waren? Jetzt sind sie wohlhabende, wohnhafte und erbgesessene Familien geworden, dieselben Menschen, die in ihrer rheinbairischen Armuth ihr ganzes Leben hingesklavt haben würden! So wächst das von der Mutterpflanze im Sturm losgerissene Samenkorn, nachdem es weit umhergeworfen ist, auf fremdem Boden unter einem mildern Klima fröhlich auf und bildet neue, herrliche Saaten.

Auffallend genug war meine Erscheinung in der Colonie. Mehrere von den Leuten kannten meinen Namen und begriffen nicht, wie ich an den Rio-dos-Bugres käme und was ich dort wollte. Vor allem das möchte ich, nach allen Kräften auch für das fernere Wohlergehen der Ausgewanderten sorgen, ihnen helfen, beistehen und rathen. Es liegt in diesen scheinbar so armen, so ohnmächtigen Leuten eine riesige Kraft, in der ganz besonders, ja in der ganz allein der jugendliche Kaiserstaat Jugendfülle und Macht gewinnen, behaupten und in unberechenbarer Progression steigern kann.

Ich wäre gern den ganzen Sonntag bei den guten Colonisten am Rio-dos-Bugres geblieben. Aber meine Zeit drängte mich und ich trennte mich in einer wahrhaft andächtigen Stimmung von Sta.-Izabel. Nunmehr wußte ich, was aus den armen Emigranten vom Eridano im Jahre 1846 geworden war, und den andern, die zu gleicher Zeit, zu gleichem Elend damals kamen.

Wir ritten dem brausenden Flusse nach und durchsetzten ihn wol sechs bis acht mal. Oft tobte er tief unter uns; einmal macht er einen kleinen, hübschen Wasserfall. Aber mit einem mal ist er verschwunden. Ein größerer Nebenbuhler, der Rio-do-Cubatão, von den westlichen Gebirgen kommend, hat den Rio-dos-Bugres verschlungen.

Digitized by Google

Und damit hört das deutsche Leben dort nicht auf. Zu beiden Seiten des flachen und zwischen Felsen hinrauschenden Cubatão liegen kleine Colonien. Zuerst liegen ihrer mehrere an einem Flüßchen, Rio-do-Cedro, der in den Cubatão fließt: ihre Coloniſation nennen ſie „Cederbach"! Orangen, Kaffee, Zuckerrohr und Kartoffeln gedeihen ganz vortrefflich am Cederbach.

Drüben am Fluß liegt eine kleine, beſcheidene Lehmkirche, der Schmerzensmutter Gottes geweiht, Noſſa Senhora das Dores. So bieder und fromm ſchaut ſie um ſich, aber auch ſie hat keinen beſondern Hirten; der Geiſtliche von S.-Jozé, ſechs Leguas fern, macht die Amtsverrichtungen. Dagegen verſammeln ſich die guten Katholiken auch ohne nahen Hirten andächtig in ihrer Lehmkirche und beten und ſingen zuſammen, und das iſt recht von ihnen. Aber noch beſſer wäre es, wenn ſie einen Geiſtlichen hätten.

Wunderhübſch iſt das Thal des Cubatão hier. Die breite Thaltiefe heißt die Vargem-Grande. Aus dem Gebirge drüben ſtürzt ein Waſſerfall aus dem Walde in den Wald zurück. Zerſtreute, beſcheidene Coloniewohnungen ſind von prächtigen Orangenbäumen halb verſteckt. Ein freundlich grüßendes Sonntagsvolk zieht zu Fuß und zu Gaul längs des Fluſſes und iſt ſichtlich erſtaunt über den deutſchen Gruß des ihnen ganz fremden Reiſenden.

Der Weg trennt ſich vom Fluß und geht waldaufwärts. Eine liebliche Mittagsruhe liegt auf Palmen, Cecropien, Myrten und Strelitzien. Mitten in der einfachen deutſchen Welt blüht und grünt ein reicher, prangender Tropenwald ſelbſt im Winter.

Wir ritten wieder abwärts. Am Rand einer ſchönen großen Klärung und Niederung lag ein ſauberes neues Coloniſtenhaus. Dort wohnte ein altes, deutſches Ehepaar, der alte Preuß und ſeine Frau; letztere hatte ein liebliches, wun-



Digitized by Google

derſchönes Enkelkind auf dem Arme. Die andern Hausbewohner waren im ſchönen Wetter ausgeflogen. Tiefe Sabbatſtille herrſchte im Hauſe. Die beiden Alten, ſauber gekleidet, laſen in katholiſchen Andachtsbüchern. An den Stubenthüren waren Bilderbogen mit Heiligen. Alles im Hauſe ſah rein, ſauber, zufrieden und fromm aus. Holbein hätte die Alten und ihr Zimmer nie ſo gut gemalt wie die Wirklichkeit.

Die Alten freuten ſich über den Beſuch eines Landsmanns. Beſonders glückſelig war die Frau, als ſie den Arzt in mir entdeckte, der ihrem alten bruſtſchwachen Manne einigen Rath geben konnte. Dagegen war der alte Preuß überglücklich, daß ich ihm eine ſichere Adreſſe in Uruguayana am fernen Uruguay geben konnte, wo ſein Sohn ſich aufhielt, ohne daß die Briefe der alten Aeltern ihn dort erreichen konnten. Die guten Leute waren ſichtlich gerührt, und es ward mir nicht ganz leicht von den wackern, einfachen Menſchen loszukommen und ihrer frommen katholiſchen Sonntagsſtille.

Der Alte zeigte mir verſchiedene warme Quellen, die auf der Wieſe, unmittelbar vor ſeinem Hauſe herausſprudeln und mit denen am Tubarão ganz gleichen Charakter zu haben ſcheinen, 27° R., klar, geſchmacklos, kaum hier und da eine Luftblaſe entwickelnd, aber viel reichlicher ſprudelnd als jene im Süden der Provinz. Sie ſchienen noch ganz unbekannt zu ſein und ſind wohl zu unterſcheiden von der Quelle von Caldas, eine kleine Meile weiter, die nicht nur bekannt, ſondern ſogar benutzt iſt. Ob aus dieſen indifferent, vielleicht leicht alkaliniſch ſchmeckenden warmen Quellen irgendein Nutzen entſtehen könne, muß ſpätern Unterſuchungen überlaſſen bleiben. Die vulkaniſche Wärme läßt das allerdings vermuthen.

Einige Minuten weiter lag ein hübſches Gehöft, wo ein alter Andrade wohnt, an den ich einen Brief vom Präſidenten hatte, damit er mir den Weg nach dem Gebirge, an deſſen Fuß Caldas liegt, zeigen möchte. Der Alte war abweſend.

Digitized by Google

Seine Donna zeigte mir sehr freundlich am Gebirge die Stelle, auf welche ich zusteuern möchte. Wir ritten durch einen hübschen, spiegelklaren Fluß von seltener Reinheit. Und doch, sonderbar genug, wollte keins unserer vier Thiere, obgleich sie, nachdem sie lange nicht getrunken hatten, sich hastig zur bequemen Trinkstelle niederbogen, von dem schönen Wasser trinken. Die warmen Quellen ergießen sich dicht oberhalb der Furt.

Bald kamen wir wieder an den wunderschönen Cubatão, der hier sehr breit ist und klar über Kiesel und Sandgrund hineilt. Ich schickte meine beiden Leute voraus zum verabredeten Abendquartier und folgte der Furt durch den Fluß, um noch schnell einen Abstecher nach Caldas zu machen, welches kaum eine halbe Stunde vom rechten Ufer des Cubatão entfernt ist.

Wirklich wonnig war dieser kleine Ritt! So lieblich der Sonntagnachmittag, so klar der Himmel, so blaugrün die hohen Berge! Man trabt über Weiden, zwischen Orangengärten, über brausende Bäche und hübsche Anpflanzungen dahin. Immer versteckter, immer anmuthiger gestaltet sich die Gegend.

Da erblickt man denn, auffallend unterschieden von den einfachen grauen Lehmhäusern der Anwohner, ein hübsches Haus von sieben Fenstern Tiefe, mit einigen Nebengebäuden, welches ganz offenbar eine specielle Bestimmung und Bedeutung hat. Man befindet sich an der warmen Quelle, welche unter dem Namen Caldas bereits einigen Ruf erworben hat.

Einige Fuß über dem Steinbett eines kleinen, tobenden Baches bricht der ziemlich reichliche Sprudel hervor. Das Wasser ist zwischen 29 und 30° R., vollkommen farblos, vollkommen geruchlos und von keinem stark hervorstechenden Geschmack. Dennoch hat dasselbe einen säuerlich-styptischen Nachgeschmack, der keineswegs unangenehm ist und beim vollkommenen Abgekühltsein des Wassers sehr hervorstechend erschei-



Digitized by Google

nen soll. Mich erinnerte sein Geschmack einigermaßer an das Kissinger Rákozywasser, doch finde ich den Geschmack der bairischen Quelle viel stärker.

In den wärmern Monaten des Jahres, wenn sich Patienten einfinden, wird der Quell zum Baden benutzt. Als nämlich Ihre kaiserlichen Majestäten vor zwölf Jahren in den Südprovinzen reisten, ward die Errichtung einer wirklichen Heilanstalt beliebt. Es entstand ein hübsches, einfaches Hospitalsgebäude mit vierzehn Zimmern und hinreichendem Hausapparat und einer Reihe von Badezimmern, deren Wannen im Fußboden sind, sodaß ihre Benutzung recht bequem erscheint.

Leider war der Verwalter des Etablissements abwesend und ich konnte nichts Specielleres über die kleine Anstalt erfahren. Eine Analyse, die den Anforderungen einer genauen Balneologie entspräche, existirt dermalen noch nicht. Ebenso unglücklich war ich im Aufsuchen eines in der Nähe wohnenden deutschen Arztes, der manchmal von den Badegästen consultirt wird; auch ihn traf ich nicht zu Hause.

Es scheint aber, daß die Quelle von Caldas in chronischen Affectionen, Rheumatismus, Gicht, Verhärtungen, Skrofeln, Leberstockungen u. s. w. schon bei vielen Kranken sich gut bewährt habe, und es wäre sehr zu wünschen, daß ihre volle, wohlbeachtete Heilskraft und die davon erzielten Resultate jährlich publicirt würden, damit die leicht zugängliche Quelle zur vollen Geltung gelange, wenn sie wirklich Bedeutendes leistet.

Nach diesem etwas misglückten Besuche von Caldas trabte ich zur Furt des Cubatão zurück, der hier einen sehr starken Bogen gegen das Waldgebirge hinwärts macht und unter starkem Rauschen zwischen demselben verschwindet.

Schon ging die Sonne unter, als ich am Walde aufwärts ritt und nach einigen Minuten den hübschen, ruhiger flutenden Fluß wieder traf in beschatteter Tiefe.

Digitized by Google

Ich kam bald zur freundlichen Wohnung eines Deutschen, der mir den Eindruck eines selbständigen Mannes machte und mir den eines wackern, wohlgesinnten und wohlerzogenen Mannes zurückgelassen hat. Er heißt Nikolaus Eller und stammt aus Rheinpreußen. Er kam vor etwa dreißig Jahren mit den damals angeworbenen Truppen nach Brasilien und gerieth nach mannichfaltigen Lebensschicksalen an den Cubatão, wo er sich ein hübsches, ländliches Besitzthum erworben hat und in glücklichen Familienverhältnissen lebt.

Vor seinem Landbesitz fließt der Cubatão vorbei, der bis hierher mit größern Canots schiffbar ist. Herr Eller befährt den hübschen Fluß mit einem langen Canot, was bis 4000 Pfund tragen kann. Auf der Rückseite des Hauses sprudelt zwischen den beiden Abhängen des Besitzthums ein kleiner Bach heraus, der hinreichend ist, um ein großes Mühlrad zu treiben, wodurch ein Maniocmehlgang in Bewegung gesetzt wird. Dazu hat Herr Eller einen Geschäftsladen von Zeugen u. s. w. neben seinem Wohnhause und gewinnt so, sorglich nach allen Seiten seiner Thätigkeit schauend, eine gute, gewiß mehr als hinreichende Existenz für sich und seine Familie. Wenigstens äußerte er sich vollkommen zufrieden mit seiner Lage. In jeder Hinsicht freute ich mich an dem verständigen, ruhigen und doch bestimmten Manne, und ich gestehe gern, daß ich mich auf meiner Reise mit wenig Menschen so gut und gern unterhalten habe, wie mit unserm deutschen Landsmann Herrn Nikolaus Eller. Vielleicht werden alle diejenigen, die längs des Cubatão reisen und meinen Freund besuchen, dasselbe Urtheil über ihn fällen und denselben Eindruck von ihm mit fortnehmen, ganz abgesehen von der uneigennützigen Gastfreundlichkeit, die er gegen mich ausübte.

Am folgenden Morgen machte ich einen Spaziergang mit ihm längs des Cubatão und zum Theil zwischen den Fels-

Digitized by Google

steinen seines Bettes aufwärts, um wo möglich auf diesem kürzesten Wege an den Salto des Flusses zu gelangen.

Es bildet nämlich der Cubatão in der Felsschlucht jenes oben angedeuteten Waldgebirgs einen Wasserfall, der, wenn er auch durchaus nicht groß, doch sehr hübsch sein soll. Leider aber kamen wir nicht zum Zweck und Ziel. Wir gelangten bis in die Nähe der Schlucht, aber konnten den Salto nicht sehen, sondern nur hören. Und schon wollte ich nach unserer Rückkehr zur Wohnung meinen Plan, die Cascade zu sehen, aufgeben und meine Reise fortsetzen, als der alte Andrade von seinem Landsitze geritten kam, um mich infolge meines Briefs vom Präsidenten der Provinz kennen zu lernen. Schon dafür war ich dem Alten von Herzen dankbar, viel mehr aber noch, als er sich mir erbot, mit mir zum Salto des Cubatão hinzureiten, ein kleiner Ausflug, der nicht über zwei Stunden Zeit fortnehmen konnte.

Wir ritten bis zur oben angegebenen Furt des Cubatão zurück, ja fast den ganzen Weg nach Caldas jenseit des Flusses. Dann bog unser Weg links ab, wir erreichten wieder den Fluß, der hier enger zusammengedrängt ist, und durchritten einen Weideplatz, der sich aus der Fläche schräg aufwärts erstreckt und mit seinem Gehöft und seinem weidenden Vieh einen lieblichen Eindruck machte. Hier stiegen wir ab.

Der Cubatão, der in südlicher Richtung von seiner Furt an einen Bogen macht, drängt sich hier wieder in das Gebirge hinein. Die Schlucht, die er erreicht, bildet keine verticale Wand, sondern sie ist von zerklüftetem Granit und einem schönen Porphyr durchsetzt, worüber und wozwischen des Flusses vielfach sich zertheilende und zerschlagende Wasser hindurchrennen und schräg hinabstürzen.

So wird der Salto des Cubatão keine großartige Erscheinung, aber eine desto lieblichere. Ringsher der schöne Hochwald, im Grunde der Schlucht die glatten Felspartien, das

Digitized by Google

klare, kühle Waſſer, welches hier einen wundervollen, ganz ſichern und vollkommen ruhigen Badeplatz in einem Baſſin des Geſteins bildet, dort aber kaum einen Fuß davon entfernt ſchäumend dahin tobt und den unvorſichtig ihm zu nahe kommenden Beſucher über die ſchrägen Felſenpartien hin in die Tiefe mit fortreißen würde, dazu noch die liebliche Waldeinſamkeit, in der noch kein Steg und kein Geländer den Beſuch des Salto zu einem Modeartikel gemacht hat: das alles macht die Partie, eben weil ſie auf gar keine Großartigkeit Anſpruch macht, zu einer der anmuthigſten und lieblichſten, die man nur finden möchte und die mich vollkommen zufrieden ſtellte. Freilich würde ihr Anblick noch gewinnen, wenn man auch von unten her oder von einer Seite vor dem Salto eine Anſicht deſſelben haben könnte, um ſo die tobende, ſchräg ſtürzende Waſſermaſſe in ihrer Totalität überſehen zu können.

Nach zwei Stunden waren wir wieder beim freundlichen Nikolaus Eller, von dem ich mit herzlichem Danke ſchied, wie das gewiß jeder Deutſche thun wird, der den wackern Mann am Cubatão beſucht.

Wir blieben mehr oder minder in der Nähe des Fluſſes. Die einfachen Wohnungen der dortigen Einwohner, unter denen ſehr viele Deutſche ſind, drängen ſich zu einem kleinen Oertchen, einer „Frequezia" zuſammen, welche Santo-Amaro heißt. Eine kleine, einfache, graue Kirche erinnert an jenen wenig bekannten Heiligen, und würde noch zahlreichere Beſucher Sonntags zuſammenrufen, wenn dort ein ſtationirter Geiſtlicher wäre. Alle dieſe Kirchen am Cubatão, S.-Amaro, N. S. das Dores, Sta.-Izabel gehören zum Vicariat von S.-Jozé, was bei der weiten Entfernung der Lokalitäten ein rechtes Hemmniß für die Chriſtenwelt iſt. Für Schule und Kirche iſt am Cubatão noch vieles zu thun übrig geblieben, denn das Gotteshaus allein thut es lange nicht.

Wir trafen viele Deutſche, auch unſern Scheid aus Sta.-

Digitized by Google

Izabel, die mit beladenen Eseln nach S.-José zogen, um den Markt von Desterro mit einer Menge von Victualien zu versehen. Die Leute waren gar guter Dinge und hatten mancherlei Neckereien miteinander vor. Mir kam es gerade vor, als ob bei uns im lieben Deutschland die Landleute zur Stadt zögen. Nur waren die am Cubatão unendlich viel aufgeräumter. Keine Nahrungssorge, auch nicht die allergeringste drückt sie, keine Sorge um einen Pachtzins, um irgendeine Abgabe. Sie kennen auch keine ängstliche Schüchternheit vor jenem wunderlichen Verhältniß, was man Ständeverschiedenheit zu nennen pflegt. Ob auch unter diesen neben mir dahin reitenden und lustig plaudernden Leuten irgendein Baron oder Graf war, wie man solche manchmal auf deutschen Colonien in Brasilien findet, weiß ich nicht. Auf keinen Fall wäre ihm eine Ehre oder eine Schande am Cubatão daraus erwachsen, er wäre ein Colonist, ein Landmann zwischen den Landleuten gewesen, deren Existenz für die menschliche Gesellschaft nothwendig ist, und die eben deswegen dieselbe Berechtigung zu einer geachteten Existenz haben, wie alle übrigen, deren Existenz-Nothwendigkeit ebenso erwiesen ist. Scheid wollte mit dem Präsidenten der Provinz über den Wegbau sprechen. Am folgenden Tage trafen wir uns dort; er erschien dort in reinlicher, aber einfacher Landmannstracht, und wir drückten uns im Cabinet des Präsidenten vor dessen Augen in derselben herzlichen Weise die Hände, wie wir das am Rio-dos-Bugres gethan hatten. Und denselben Handschlag gaben wir beide als Deutsche dem Präsidenten auch.

Meine Leute waren vorausgeritten, und da der Weg den Cubatão verließ, so mußte ich die lustig auf ihrem Zuge plaudernden Landleute wieder verlassen und meinen kleinen Troß wieder einholen.

Durch eine Niederung, in der dem flachen Boden mannichfaltige Anpflanzungen bis nahe an Morast und wildes

Digitized by Google

Gebüsch abgewonnen sind, gelangten wir ans offene Sandufer der Bucht, und ich empfand lebendig wieder die volle, groß-artige Schönheit der Bucht und Lagune von Desterro, aber auch die Misère eines Sandufers, welches man für eine Land-straße ausgibt. Doch flackerte knatterndes Feuer im nahen Gebüsch. Man hatte einen neuen Weg, eine wirkliche Land-straße angehauen und verbrannte das hindernde Gestrüpp.

Wir kamen nach S.-Jozé.

Von S.-Jozé habe ich schon geredet bei Gelegenheit mei-nes Aufbruchs nach Laguna. Damals lernte ich flüchtig das brasilianische Stück des Städtchens kennen. Bei meinem Rück-weg von Lages sollte ich einen andern Theil des Orts ken-nen lernen, einen halbgermanisirten.

Der Strand nördlich von S.-Jozé heißt die Praya-Com-prida, die Lange Praya, denn sie bildet einen weiten Bogen. Hier wohnt seit langen Jahren der „alte Adam". Manche nen-nen ihn Adam Michel, aber er heißt ebenso bestimmt der alte Adam, wie der Gemahl der Eva im Paradiese so hieß.

Vor vielen Jahren ließ sich der alte Adam, von dessen Herkommen ich nur das weiß, daß er in schnurgerader Linie vom ersten alten Adam herstammt, an der Praya-Comprida nieder. Damals war dort nur Sand und Urzustand. Den-noch legte Adam dort ein kleines Geschäft an. Die Leute der einzelnen sich bildenden Colonien kamen, wenn sie ihre Pro-ducte zu Markte brachten, oder wenn sie ihre Häuser mit dem nöthigen Bedarf aus der Stadt her versorgen wollten, zu ihm, trafen sich dort, lernten sich dort kennen, kauften und verkauften in seinem Hause; seine Kinder wurden groß, hei-ratheten, siedelten sich in der Nähe an und zogen andere Deutsche herbei, und so entstand die jetzige Praya-Comprida links und rechts vom alten Adam, der immer als der Stamm-vater jener eigenthümlichen Strandcultur angesehen werden

Digitized by Google

muß und unſterblich ſein wird in den Legenden der Deutſchen von Sta.-Catharina.

Sein Haus iſt kein Hotel, es iſt ein biederes deutſches Wirthshaus, wo man gut aufgenommen wird, und ordentlich zu eſſen und zu trinken bekommt. Und abends bekommt man ſein kleines Dachſtübchen mit ſehr reinlichem Bett, und befindet ſich unendlich gemüthlich beim alten Adam an der Praya-Comprida von S.-Jozé.

Als ich ankam, war er zur Stadt Deſterro gefahren. Die alte Hausfrau ſah nett und ſauber aus, und wußte ſeit einigen Tagen, daß ich zum alten Adam kommen würde; ſo wurde ich denn gar gern aufgenommen. Einer der Schwiegerſöhne, ein Achatſchleifer aus Birkenfeld, wohnt bei den alten Leuten im Hauſe und iſt ein wohlerzogener, junger Mann.

Anfangs war ich allein dort mit einem dicken jungen römiſchen Prieſter aus dem Orden von Jeruſalem, mit dem ich mich ſehr gern unterhielt; er ſchien ein unendlich gutmüthiger, unſchädlicher Menſch zu ſein. Dann kamen viele deutſche Landleute mit ihren Waaren. Da waren Coloniſten vom Cubatão, von S.-Pedro de Alcantara, vom Biguaſſu und einige Deutſche von der Praya-Comprida ſelbſt; die verſchiedenſten deutſchen Dialekte hörte man, doch war der pfälzer Dialekt vorwiegend: und hätte ich nicht in Heidelberg ſtudirt und Rheinbaiern als Student nach allen Richtungen hin durchſtreift, ich hätte meine guten Landsleute nimmer verſtanden. Im kleinen Maßſtab glich das Haus des alten Adam einem Wallenſtein'ſchen Lager. Ich lernte mehrere Leute kennen, deren Verwandte und Freunde in Rio mir wohlbekannt waren. Vor allem baten ſie mich, ſie in ihren verſchiedenen Colonien zu beſuchen, und ich verſprach, zunächſt nach S.-Pedro de Alcantara zu kommen.

Noch lange hörte ich, als ich ſchon im Bett auf meinem Stübchen lag, das deutſche Diſcuriren und Diſputiren und eine

Digitized by Google

Menge Neckereien, denen dann, wenn sie eingeschlagen hatten, ein homerisches Lachen folgte. Eine gewisse Derbheit, eine deutsche Derbheit war dabei unverkennbar; wie hätte auch ein derber deutscher Landmann seine ganze Natur verleugnen können? Mir war gerade zu Muthe wie in den heidelberger Pfingstferien im Jahre 1835, wo ich in Dürkheim im Rothen Ochsen logirte, und Stadt und Land, Mann und Weib, alt und jung im Pfingstjubel, im echten pfälzer Pfingstjubel aufging, freilich nicht unter dem ungetrübten Einfluß des Heiligen Geistes! Nach Mitternacht ward Deutschland beim alten Adam ruhig. Aber nun störte mich höchst empfindlich ein ungeheures Schnarchen. Der gute, dicke, jerusalemitische Römer schlief neben mir an, den hatte das deutsche Leben unter uns wenig gestört. Furchtbar schnarchte er, man hätte sein Schnarchen von Zion bis nach Acra hinüber gehört, und die Mauern von Jericho würden davon noch leichter umgefallen sein als von den heiligen Posaunen.

Lange vor Tagesanbruch ward es unten wieder laut. Das große Boot des alten Adam ward beladen, und alle diejenigen, die damit nach Desterro hinüberfahren wollten, geweckt. Ich selbst hatte noch einige Angelegenheiten auf der Insel zu ordnen, und machte mich fertig. Doch verhinderte der flache Landungsplatz die schnelle Abfertigung des Fahrzeugs, und es tagte schon, als der alte Adam seine Segel ausspannte und wir über die Bucht dahinglitten.

Unter den einundzwanzig Mitfahrenden war nur mein Spahi kein Deutscher. Sonst hätte ich geglaubt, mitten in einem deutschen Fährboot auf einem deutschen Landsee, etwa gegen das bairische Oberland hin, mich zu befinden. Denn dort wie hier glühen im ersten Sonnenaufgang schroffe, kühne Gebirgsjoche purpurfarbig auf und in reinster Schönheit prangt die herrliche Bergwelt rings um den grünen Binnensee.

In Desterro traf ich meine alten Bekannten und ward von

Digitized by Google

ihnen, wie immer, herzlich aufgenommen. Vielen Dank weiß ich beſonders bei dieſer Gelegenheit dem vortrefflichen Herrn Schüttel, der mir mannichfache Belehrung über die naheliegenden Colonien am Biguaſſu, Tejucas, Loro u. ſ. w. durch Vorlegung vortrefflicher Specialkarten und einzelner Memoiren gewährte und ſich auch dabei als einen Mann von der feinſten Intelligenz und Erziehung herausſtellte.

Meine gelehrten Freunde vom Lyceum waren unterdeß noch von den läppiſchen Angriffen katholiſcher Blätter bewegt worden. Der Profeſſor Burkart hatte eine würdige Widerlegung jener Schreiereien abgefaßt, eine kurze Anſicht von der Grundbaſis des Proteſtantismus gegeben, und dann — ſeine Demiſſion gefordert und erhalten.

Würdiger konnte er unbedingt nicht handeln! Was ſollte er anders thun? Etwa ſchmuzige Geſchwüre aufdecken, an denen die Sache ſeiner Gegner leidet, und ſie mit dem Aetzſtein der Wahrheit unbarmherzig cauteriſiren? Vielleicht wäre das auch thunlich geweſen, vielleicht nicht. Ich hätte kaum mit ſo viel Geduld und Nachſicht das Feld geräumt, oder vielmehr ganz beſtimmt nicht.

Das Lyceum in Deſterro leidet durch den Rückzug Burkart's, der ein vollkommen gebildeter preußiſcher Schulmann iſt, einen höchſt empfindlichen Verluſt, von deſſen Bedeutung ſich jedermann überzeugt hält, ſogar der St.-Elmo, jenes Blatt, was den Krieg führte und deſſen Redacteur am geſitteten deutſchen Gelehrten zum Ritter geworden iſt. Der bis auf ſeine ſchlechten Landſtraßen ſo wohlgeſinnte und gebildete Präſident der Provinz, J. J. Continho, der, unbekümmert um den St.-Elmo, den deutſchen Gelehrten vom Lyceum alle nur mögliche Hochachtung bewies, iſt eigentlich am ſchlechteſten bei der Geſchichte weggekommen. Die Preßfreiheit iſt gegen ihn zu einer vollkommenen Preßfrechheit geworden.

Keiner gewann mehr beim Rückzug Burkart's als ich.

Digitized by Google

Denn da sein Weg ihn über Rio-de-Janeiro nach Bahia führte, wo er im Orte Canoeira bei seinem Schwiegervater seine schönen technischen Kenntnisse geltend machen wollte, so gab er meiner Bitte, mit mir ein Stück meines Reisewegs durch Sta.-Catharina u. s. w. zurückzulegen, nach, trotz des bedeutenden ihm daraus erwachsenden Zeitverlustes. Wir trafen die Abrede, uns am Biguassu zu begegnen, da ich von S.-Joze aus noch einen Besuch nach S.-Pedro de Alcantara machen wollte.

Meine Angelegenheiten in Desterro waren bald geordnet. Leider aber hielt mich schlechtes Wetter einige Tage länger dort auf, als mir lieb, und besonders als nothwendig war. Es wehte ein Südweststurm und ich konnte nicht nach S.-Joze embarquiren; der Verkehr mit dem Festland, mit der Provinz war fast unmöglich und mit entschiedener Gefahr verknüpft, und ich empfand höchst lebhaft die Annehmlichkeit, auf einer Insel zu sein. Unwillkürlich mußte ich an den Rio do João-Paulo denken, als wir dort das Canot nicht vorfanden. Wichtige Punkte, welche die genauesten und nothwendigsten Beziehungen zueinander haben, sollten auch in sicherm materiellen Zusammenhang stehen.

Und doch hatte auch diese unfreiwillige Verlängerung meines letzten Aufenthalts in Desterro ihr Gutes. Sie gab mir Gelegenheit, einen wackern Deutschen, den allgemein gekannten und geachteten Herrn Häberle aus Würtemberg kennen zu lernen, welcher schon über dreißig Jahre in Brasilien sich befindet. Anfangs Militär, dann Kaufmann, hat er sein mit Umsicht und Glück betriebenes Handelsgeschäft abgegeben und lebt auf einem sehr schönen, prachtvoll an der Außenpraya von Desterro mitten in einem Garten liegenden Landhause der Pflege seines trefflichen Grundstücks und jener Contemplation, zu welcher ein vielbewegtes Leben reichlich Stoff bietet. Herr Hackradt, ein thätiger und wohlerzogener Deutscher, der

Digitized by Google

das Geschäft des Herrn Häberle übernommen hat, führte mich zu seinem Vorgänger. Schon vor vielen Jahren war ich Herrn Hackradt in Rio-de-Janeiro, wenn auch nur flüchtig, begegnet. Seit einiger Zeit ist er mit einer in Brasilien geborenen deutschen freundlichen Frau verheirathet. So tauchte denn auch in Desterro deutsches Leben, deutscher Fleiß, deutsche Zufriedenheit überall auf, wohin ich nur den Fuß setzte, und ich konnte beim Verlassen der Insel meinen lieben Landsleuten daselbst nur dasselbe Gedeihen auch ferner wünschen.

Zum dritten und letzten mal verließ ich nun am 10. Juli die Insel von Sta.-Catharina mit ihrer reizend gelegenen Hauptstadt, und zwar nicht ohne einige Hindernisse. Eben als ich das mir bestellte Boot zur Ueberfahrt nach S.-Jozé benutzen wollte, kam das Dampfboot Imperatriz von Rio-Grande längs der Lagune dahergerauscht, und alle Boote beeilten sich, von demselben die Passagiere um hohe Preise ans Land zu holen. Da ließ mich denn auch mein Bootsmann im Stich. Und wirklich, man kann den Leuten diese kleinen Perfidien kaum verdenken. Solch ein Bootsmann hat so wenig Gelegenheit, etwas zu verdienen, daß man ihm die Gelegenheit, beim Ankommen der Dampfboote einen reichlichen Lohn zu gewinnen, schon gönnen muß. Er kam eine halbe Stunde später, und ich freute mich, daß die beiden Leute ein gutes Stück Geld verdient hatten und noch von mir 4 Mlrs. (3 Thlr. preuß.) bekamen, wie das verabredet war.

Auch das Wetter war schlecht. Der Sturm der letzten Tage hatte ausgeweht, aber es regnete noch und die Serren des Festlandes waren umflort von Nebeln und Wolken. Doch kamen wir, ein junger dienstwilliger Deutscher aus dem Hause des Herrn Schüttel, und ich selbst, bald und glücklich zur Praya-Comprida und dem Hause des alten Adam, wo ich mich einquartierte, um Anstalten zu meiner Reise zu den deutschen Colonien der Provinz zu treffen. Meinen Spahi

Digitized by Google

ſchickte ich auf ſeine Bitte mit dem Dampfboot nach Rio-Grande.

Die Rüſtung zur Weiterreiſe war nun zwar nicht ſchwer, aber keineswegs billig. Doch konnte ich auf gute Thiere und eine ſichere Begleitung bis zum Itajahy rechnen, und hatte eben noch die Satisfaction dabei, daß der bei meiner Reiſe abfallende Verdienſt einem Sohne des alten Adam zukam.

Das ſchlechte Wetter hielt diesmal allen fremden Beſuch vom Hauſe des alten Deutſchen zurück, und es war hübſch, den Familienkreis für ſich zu ſehen. Kinder, Schwiegerkinder und Enkelinnen waren vollauf da, alle in guten Umſtänden ſich befindend und wirklich eine kleine deutſche Welt für ſich bildend, in der mehr als eine Erſcheinung anziehend war. Dem alten Adam war die eigene Kinderzahl noch nicht hinreichend geweſen. Die Alten hatten noch eine Tochter angenommen, ein in Braſilien geborenes deutſches Mädchen von achtzehn Jahren, die eine ſehr anmuthige, kräftige Erſcheinung bildete und ganz danach ausſah, als würde ſie noch einmal zur Ausdehnung deutſchen Lebens an der Praya-Comprida außerordentlich beitragen.

Um 8 Uhr am nächſten Morgen ritt ich, nachdem ich das Zuſammentreffen am Biguaſſu mit Adam's Sohn beſtimmt verabredet hatte, mit meinem jungen deutſchen Begleiter über den Berg von Adam's Hauſe hinüber, und bald befanden wir uns in einer anmuthigen Gartenwelt. Die dichtbelaubten Zweige der Kaffeebüſche bogen ſich unter der laſtenden Menge der grünen Beeren, die Orangen glänzten in tauſend Goldkugeln an den Bäumen, einzelne Pfirſichzweige trugen Purpurblüten und zeigten, was es mit dem Wintermonat Juli im Unterlande von Sta.-Catharina für eine Bewandtniß hätte.

Bald kamen wir an den Maruim und ritten längs deſſelben aufwärts. Aus dem nahen Gebirge ragte ein Fels beſonders hervor, die Pedra-Branca; ſein grauweißer Abhang

Digitized by Google

erinnert lebhaft an den Corcovado bei Rio. Ganz wie jener ist er nur von einer Seite zugänglich und tritt schroff heraus aus dem Hochwald.

Hier liegt ein freundliches Haus am Wege, zu dem eine Steintreppe hinaufführt. Ein deutscher Anbauer wohnt hier, Jakob Zimmermann, mit seiner Frau und elf Kindern. Der Mann saß vor seiner Thür und zeigte mir seine ältesten „großen Jungen", die ebenso frisch und vergnügt erschienen, wie der Alte selbst. Bald darauf kam ein anderes deutsches Haus. Hier wohnt Wagner, der hat aber nur neun Kinder, ein fröhlicher, kräftiger Mann, dessen derber Faustschlag mir seine Erklärung, daß er ein Schmied war, vollkommen bekräftigte. Solch ein Händedruck hat nichts Hektisches an sich, und ich freute mich über die dicken Schwielen, die ich bei der Gelegenheit fühlte.

Unterdeß kamen wir dem Gebirge nahe und der Maruim brauste immer lauter neben uns. Ein reizendes Gebirgsthal bildete sich immermehr aus: oft enger, oft breiter; manchmal hübsch angebaut, zuweilen im wildesten Naturzustand sich befindend, eins so anziehend wie das andere. Der Weg klettert auf und ab am lebendigen Fluß. Mehr als einmal wird sein Bett ein Lager von Granitblöcken Schimmernd schießt das klare Element darüber hin und bildet ein weißes Wassernetz um die festen Massen. Drüber hinaus ragt ein schroffer Hügel, von seiner Spitze schaut eine dunkle Araucarie sinnend in den kleinen Wassertumult, hinter ihr blickt die weiße Pedra-Branca weit hinweg über Fluß, Hügel, Land und Meer. Ueber dem schönen Bilde lachte ein wundervoller Morgen.

Einmal bildet der Maruim einen wirklichen Wasserfall von etwa zwölf Fuß Höhe. Er ist nicht großartig und donnernd und dennoch unendlich lieblich; gern hält man einige Minuten, um dem stürzenden Wasser zuzuschauen, während des Hochwalds grünende Pracht in ihrem vielsagenden Schweigen ruhig und reglos da liegt.

Digitized by Google

So bot unſer Ritt von fünf Stunden mannichfache Scenerien und mannichfache Ergötzung. Aber der Weg verließ den Fluß. Wir ritten über einen Berg, und nun ſchauten wir in ein breites, gelichtetes Thal hinab, in welchem einzelne Häuſer zerſtreut lagen, zwiſchen gefällten und halbverkohlten Baumſtämmen Rinder und Pferde weideten und Tauſende von Orangen glänzten. Am Ende des Thales ward auf einem Hügel eine Kirche gebaut. Wir waren in S.-Pedro de Alcantara angekommen.

Wir durchritten den lieblichen Grund und ließen die Kirche links liegen. Eine kleine, anſpruchsloſe Frequeſie, ein Kirchdorf, kam zum Vorſchein. Eine blondhaarige Kinderwelt wimmelte dort umher, hübſche deutſche Frauen und Mädchen ſahen aus den Fenſtern und eine Menge junger Leute rief uns fröhlich auf deutſch einen Guten Morgen zu.

Da ſtieg ich vom Pferde. Ein freundlicher Apotheker, Stehely aus Baſel, führte mich in ſein Haus, und nach wenig Minuten ſtand ich mitten in einer deutſchen Welt.

Gott ſegne das liebe deutſche Volk im fremden Lande! das war ſo recht mein Herzenswunſch am Sonntagmorgen, als ich ſie alle anſah nach der Reihe dieſe Männer, dieſe Weiber, dieſe Kinder. Aber man muß ſo etwas erleben, um meine Sonntagsſtimmung zu verſtehen. Der Marnim erſchien mir wie Hebel's Flüßchen:

„Feldberg's liebliche Tochter, oh Wieſen, biſcht mer Gott wilche!"

Die Colonie von S.-Pedro de Alcantara ward im Jahre 1829 gegründet. Als die erſten Coloniſten kamen, ließ man ſie ſchändlich im Stiche, und niemand von ihnen hat den geringſten Grund, irgendetwas von den damaligen Zeiten und Verhältniſſen zu rühmen. Bis zum Betteln iſt es mit vielen in jenen harten Anfangszeiten gekommen. Wir wollen davon ſchweigen. Es iſt beſſer geworden.

Die Colonie beſteht aus ungefähr 200 Familien, von



Digitized by Google

denen etwa 140 deutſche Familien faſt ohne Ausnahme katholiſche ſind. Sie wohnen meiſtens am Maruim und am Guardão, gleich ſüdlich vom Maruim und dann nördlich hinwärts am Biguaſſu, wirklich eine kleine deutſche Welt, der freilich noch mancherlei fehlt: ein Geiſtlicher, ein Schullehrer, ein Arzt. Sonſt ſind die Leute ſeelenvergnügt und kennen auch nicht die leiſeſte Spur jener bittern Nahrungsſorgen und Laſten, von denen ſie in der Heimat gedrückt waren. Neben die alte Generation iſt ſchon eine neue getreten, aber echt deutſch aufgewachſen, deren Kinder ſich auf dem Platze herumtummeln, impertinente Flachsköpfe mit blauen Augen und rothen Backen, wie die reifen Aepfel an der Bergſtraße unter dem Melibokus! Und ſo geht die Geſchichte immer weiter; faſt ſollte man glauben, die Kinder wüchſen hier auf den Bäumen.

Ein Mann ſchleppte mich mit Gewalt zu ſich ins Haus. Seine Frau iſt die Schweſter des deutſchen „Subdelegado" J. A. Schmidt, an den ich einen Brief vom Präſidenten hatte, eine hübſche Frau, ſchon in der Colonie geboren, aber ſo echt blond-deutſch, daß ſie nur kümmerlich portugieſiſch redet. Da mußte ich denn durchaus Mittag eſſen und den hier nie verſiegenden Kaffee trinken, wozu den Leuten die Bohnen im Garten wachſen. Zuletzt ſattelte der Mann noch ſein Pferd, es fanden ſich noch einige Theilnehmer zu unſerer Partie, und wir ritten miteinander zum Subdelegaten.

Vor dreißig Jahren kam ein mittelloſes Ehepaar Schmidt mit andern Coloniſten nach der Provinz Sta.-Catharina. Hart mußten ſich die Leute abquälen und unſagliche Entbehrungen und Täuſchungen ertragen. Und ſo ging es auch beſonders den Kindern. Der älteſte Sohn des Schmidt'ſchen Ehepaars war beim Kommen zehn Jahr alt; nach und nach ſtieg die Kinderzahl auf neun. Der Aelteſte heirathete, und während ſeine Frau bei den Aeltern im Hauſe lebte, ging er

Digitized by Google

auf geringen Tagelohn aus: sägte Breter, trug Holz und erfuhr im fremden Lande als Mann dasselbe Elend, was er als Knabe in der Heimat schon kennen gelernt hatte. Doch erlebten alle bald bessere Zeiten. Besonders hatte die alte Mutter die Freude, alle ihre Kinder verheirathet zu sehen unter guten und selbst ausgezeichneten Umständen, alle in S.-Pedro und in der Umgegend.

Der älteste Sohn ist Johann Adam Schmidt, ein freundlicher und gesetzter Mann, herzlich und offen in seiner Rede und in seinem Hause, welches gastlich jedem Fremden und jedem Freunde offen steht, der des Hauses Recht achtet. Er hat mit seiner Frau acht lebende Kinder, vier sind gestorben. Das kleinste Kind ward noch gewiegt und wird doch in wenig Wochen die Wiege räumen müssen, denn die Kinderzahl ist noch lange nicht geschlossen. Dazu sind drei verwaiste Kinder ins Haus aufgenommen, welche vollkommene Kindesstellung dort genießen und sich von den Kindern des Hauses nicht unterscheiden lassen.

Ich wurde von dem Manne so offen und freundlich wie nur möglich aufgenommen und war nach wenig Minuten bekannt. Unsere Unterhaltung drehte sich natürlich um die Colonie. Viel, viel haben diese armen und jetzt so wohlhabenden Menschen im Anfang leiden müssen. Einfach und bieder sagte Schmidt: „Wenn die Leute in Deutschland wüßten, wie wir uns haben quälen müssen, sie würden es nicht glauben, wenn sie uns jetzt sähen!" Und in der That, wenn ich die Leute um mich ansah, sie hörte, fragte und antworten ließ, so konnte ich nicht aufhören zu staunen. Alle, alle waren sie arm gekommen, und jetzt heftete sich Segen und Gedeihen an Haus und Feld und Weide, wie das nur bei wohlhabenden Landleuten, die in Deutschland vom Vater ein Vermögen erbten, der Fall zu sein pflegt.

Die Colonie schien, als sie schon in guter Entwickelung



Digitized by Google

war, plötzlich abzunehmen, aber wol nur scheinbar. Man hatte den Colonisten viel zu kleine Colonien zugemessen, sodaß sie absolut nicht davon leben konnten. Viele verkauften also ihr Land an ihre Nachbarn und zogen in andere nahe liegende Gegenden. So entwickelte sich eine richtige Form und Größe der einzelnen Colonien mit weniger Einwohnern, aber mit viel mehr innerer Kraft und der Möglichkeit zur besten Entwickelung, wie solche sich denn jetzt auch mehr und mehr herausstellt.

Im Hause unsers Schmidt und im Hofe desselben herrschte nun ein vollkommenes Dorfleben, ein „Bauernleben", wie er es selbst so gern nannte. Da wurden Kühe gemolken und Schweine fortgescheucht; flachsköpfige Kinder ergötzten sich an zwei Truthühnern, die sich wüthend bissen, bis die Streiter mittels eines tüchtigen Stocks auseinander getrieben wurden; Hähne krähten und Kälber blökten und unten im Grunde rauschte der Maruim seine schwarzwälder Wiesenmelodie dazu. Ich ergötzte mich an dem einfachen, kunstlosen und so fröhlichen Leben, bis es dunkelte, dichter, weißer Nebel Berg und Thal bedeckte und wir alle zur Ruhe gingen.

Am folgenden Morgen machten wir, trotz eines feuchten Nebels, einen langen Ritt durch einen Theil der Colonie und besuchten mehrere Landleute. Da kamen wir zu einem freundlichen Alten, Kerich, den ich malen möchte in seinem saubern Landmannsanzug, mit seinem silbergrauen, sorgsam gekämmten Haar und mit dem fröhlichen, frischen Gesicht. Wie nett sah seine Stube aus! Alles aus sauberm Holz verziert gearbeitet; an den Wänden bunte Heiligenbilder, eine Schwarzwälder Uhr und auf gebohnten Borden hübsches Porzellanzeug! Die Kinder waren im Felde. Der Alte braucht nicht mehr mitzugehen, er besitzt außer seiner schönen, großen Colonie 20000 Thlr. wohlerworbenes Geld, er, der mit gar nichts angefangen hatte. Er hatte über sechzig Kühe und Rin-

Digitized by Google

der auf seiner Bauernstelle und gewann allein an Zucker jährlich 2—300 Arroben. Da kann man denn von Herzen erbaut werden bei solchem Erlebniß.

Auch bei der alten Mutter unsers Schmidt waren wir. Sie wohnt bei der jüngsten Tochter, welche seit sechs Wochen ihr erstes Kind in der Wiege liegen hatte. Die alte Mutter und respective Großmutter war von all den Lebensleiden und Lebensfreuden ziemlich angegriffen, und doch war sie, obwol sie kaum mehr vom Bett aufstehen konnte, heiter und vergnügt! So ganz arm und gering war sie nach Brasilien gekommen, und nun hatte sie neun verheirathete, wohlhabende Kinder und eine Legion Enkel, und alle waren glückliche, wohlhabende Leute!

Nicht weit davon hatten wir denn auch ein ernsteres Bild. In einer ganz neuen Colonie und dem noch nicht fertigen Hause war ein junges Ehepaar. Vor wenig Stunden war die junge, hübsche Frau ihres Kindleins genesen, aber Gott hatte es ihr schon wieder genommen, und unter bittern Thränen machte der Vater selbst einen kleinen Sarg, um sein Kind darin zu begraben, und die junge Frau sah von ihrem Lager aus traurig danach hin. Das ist auch eine Dorfgeschichte, gewiß eine wehmüthige.

So besuchten wir eine ganze Reihe Colonien. Die meisten Häuser standen ganz leer, alle Welt arbeitete an den Bergabhängen. Wenn es hier Diebe gäbe, sie könnten die halbe Colonie leer tragen. Aber das Diebshandwerk scheint noch nicht am Maruim cultivirt zu werden, die Leute garantiren sich gegenseitig ihr Eigenthum.

Und unter solcher Garantie steht auch Feld und Weide. Ich traf in ganz einsamen Gärten, die von der Wohnung weit getrennt sind, vortreffliche Vegetation: Kohl, Rüben, Salat, Suppenkräuter; kein Zaun hindert das Hinzukommen, aber niemand stiehlt auch nur ein Blatt. So auch mit dem Vieh. Rinder, Pferde, Schweine, Ziegen und selbst Geflügel

Digitized by Google

gehen an den einſamſten Stellen umher und kein Stück wird entwendet.

Mais, Maniocmehl, Reis, Kartoffeln und gute Butter ſind die Hauptproducte der Colonie, deren Waaren bis nach Deſterro und ſelbſt bis nach Rio-de-Janeiro gehen. Und ſo wie ſich der Abſatz ausdehnt, dehnt ſich auch der Anbau aus: ja es ſteht zu erwarten, daß die Colonie von S.-Pedro de Alcantara bald mit der von Sta.-Izabel unmittelbar zuſammenhängen wird. Durch eine kleine Bergſtraße ſind ſie ſchon miteinander verbunden, und Schmidt kann in wenig Stunden bis zu Scheid's Haus in Sta.-Izabel gelangen.

Wir kamen zum Mittagseſſen nach Hauſe. Die gute Frau hatte uns beſonders gut bedacht: wir aßen Paca und Macuco (letzterer Vogel iſt ein Tinnaum, den Rebhühnern nahe verwandt). Doch meinte Schmidt, wir ſollten ja nicht glauben, daß er immer ſo delicates Wild äße, obgleich beide vortreffliche Wildarten ſehr viel vorkommen und häufig in beſondern Fallen gefangen werden.

Dann begleitete der wackere Schmidt mich tief in den Hochwald hinein. Wir ſchieden mit dem herzlichſten Händedruck; er nahm meine beſten Glückwünſche mit ſich für das fernere Gedeihen einer Colonie, deren Einwohner ſich unter ſo vielen harten Kämpfen und Mühen ihre Wohlhabenheit erobert haben.

Wir ritten in nördlicher Richtung eine Waldſchlucht hinab. Alles war Tropenvegetation. Man konnte keine ſchlankern Palmen, keine höhern Myrten, keine üppigern Strelitzien, keine kräftigern Farrenkräuter ſehen; viele Bromelien, einzelne Canna-Arten, mehrere Melaſtomen und Asclepien blühten, obgleich im Kalender Winter ſtand, in voller Pracht. So ſtiegen wir zu einem kleinen Bach, dem Rio-de-Louro hinab, wo uns eine kleine Kapelle begrüßte und einzelne Colonien, die ebenfalls von Deutſchen bewohnt werden. Sie gehören ebenfalls zu S.-Pedro. Noch gar vieles iſt hier anzubauen

Digitized by Google

am klaren Rio-de-Louro, und noch mancher Artſchlag iſt hier nothwendig, ehe alles benutzbare Terrain dem Urzuſtand abgewonnen iſt.

Bald kamen wir zum Biguaſſu, in den der Louro ſich ergießt. Wir ritten über die an ſeinem Ufer ſich hinerſtreckenden Weideplätze, bis wir auf der andern Seite am Waldabhang ein weißes Haus mit einem Gehöft liegen ſahen. Dort ſollten wir den jungen Schüttel treffen, der mich nach dem nördlich gelegenen Tejucas und ſeiner Colonie bringen ſollte.

Ohne Mühe durchritten wir den kleinen Fluß und gewannen die Höhe. Der Beſitzer des Gehöfts, ein Herr Manoel Ferreira, war abweſend auf der Boa-Viſta, derſelben Boa-Viſta, die ich vor neun Tagen kennen gelernt hatte. Höchſt freundlich wurden wir vom Sohne des Hauſes aufgenommen, ſowie auch von deſſen Mutter und drei Schweſtern; ja ſo freundlich und zuvorkommend war die Familie, daß wir das Abendeſſen alle am ſelben Tiſche einnahmen, was auf dem Lande und nun gar in Abweſenheit des Hausherrn, einem Fremden nicht allzu leicht paſſirt. Ich habe es an dem Abend einmal recht lebendig gefühlt, daß ſo manche Klage über Befangenheit, Ungeſchicklichkeit oder gar Unfreundlichkeit in braſilianiſchen Familien gegen Fremde, wie ſolche Klagen oft geführt worden ſind, eben nur an der Befangenheit, Ungeſchicklichkeit und Unfreundlichkeit ſolcher Fremder ſelbſt liegen. In der allerungezwungenſten Weiſe bewegte ſich die Converſation bei Tiſch, wie ſie kaum bei nähern Bekannten ſtattfindet. Die Mutter beſprach manche Coloniezuſtände, woraus Herzensgüte und gerader Sinn hervorging, und die jungen Damen redeten ganz hübſch über die Einſamkeit ihres Aufenthalts, und wie einmal zwei von ihnen, als ſie als muthige Reiterinnen bei ziemlich hohem Waſſerſtande den Biguaſſu durchſetzten, vom Strome ergriffen wurden und nur mit Mühe ſich retteten. Ich glaube nicht, daß man überall in Deutſch-

Digitized by Google

land, wenn man als ganz fremder Reiſender kommt, ſolche Aufnahme findet, und junge Damen, die mit ebenſo viel Schicklichkeit wie Ungezwungenheit ſich benehmen und unterhalten, wie jene jungen Mädchen am Biguaſſu.

Der Vater beſitzt um ſein Gehöft eine Quadratmeile ſchönen Landes und dazu noch die treffliche Boa-Viſta, die auf einem kürzern Wege nur ſechs bis ſieben Meilen von ſeinem Wohnhauſe entfernt liegt. Und doch iſt das fern genug. Die Frau und die Töchter waren noch niemals dort geweſen und erzählten mir, daß vor etwa acht Jahren auf ihrer Beſitzung von Boa-Viſta drei Neger von den Bugres getödtet worden, und daß dort noch kein menſchlicher Aufenthalt wäre. So hörte ich immer die Gefahr von Bugres hinter mir her ſpuken wie ein böſes Geſpenſt, und immer konnte ich keinen von dieſen Geſellen antreffen.

Der Abend im Hauſe des Herrn Ferreira verging mir ſehr angenehm, und ich war der freundlichen Familie im hohen Grade dankbar dafür, daß ſie dem Fremden auf eine einfache mündliche Empfehlung hin ſo offen das Haus und den Zugang in deſſen Zuſammenleben geöffnet hatte.

Am folgenden Morgen, 13. Juli, machte ich vor unſerer Abreiſe einen kleinen Ritt durch die Beſitzung. So viel ſchönes Land liegt hier noch unbebaut, theils noch mit dichtem Wald bedeckt, theils an freiern Abhängen kaum einen kleinen Weideplatz bietend. Seitdem ich deutſchen Anbau in Braſilien geſehen habe, kommt mir beim Anblick ſolcher Waldeinſamkeiten der Wunſch, deutſche Hände möchten doch auch hier den milden Segen des Ackerbaues geltend machen. Welch ein ſchönes Beſitzthum iſt eine Quadratmeile anbaufähigen Landes am Biguaſſu! Was würden freie deutſche Hände in fünf Jahren daraus machen!

Um 9 Uhr ſchieden wir von der hübſchen Eſtancia und ihren freundlichen Beſitzern; wir durchritten den Fluß und befanden uns wieder im Walde, und zwar auf herzlich ſchlech-

Digitized by Google

tem Wege, der durch den Regen der verflossenen Nacht keineswegs gewonnen hatte. Oft ritten wir längs des Biguassu, dessen anmuthige Wildniß durch hübschen Anbau unterbrochen ward. Besonders lieblich sah ein kleines Gehöft aus. Ein dichter Orangenhain prangte mit tausend Goldorangen; zwei herrliche Palmen ragten hoch heraus aus demselben, zwischen durch wuchsen kräftige Bananen, zwischen denen man kaum das kleine Landhaus der Besitzer erkennen konnte. Dichter am Fluß standen zwei Babylonische Weiden. Eine Menge Hühner und lärmender Puter belebten die liebliche Partie. Oefter mußte ich vom Gaule steigen, wenn sich einige Kranke vorfanden. Auch vor mehreren kleinen deutschen Colonien kamen wir vorüber und hielten an einer deutschen Venda still, dessen Besitzer in mir einen Mann schmerzlicher Erinnerung erkannte; ich hatte ihm vor elf Jahren in Rio's Hospital einen Zahn ausgezogen wegen eines Mundabscesses. Damals war er ein armer Bursche, der mit seiner Schwester bei meinem Bruder F. Avé-Lallemant, damals Pastor der evangelischen Gemeinde in Rio, eine Zuflucht gefunden hatte und sich mit großer Dankbarkeit seiner erinnerte. Jetzt war Michael Koch sein eigener Herr geworden, besaß eine kleine Landstelle, hatte Frau und Kinder und befand sich in guten Umständen, deren weitere Entwickelung ich ihm von Herzen wünschte, als wir weiter ritten. Hier stieß der junge Adam mit meinem Gepäck zu uns.

Immer breiter ward die Fläche zwischen den Bergen, durch welche der Biguassu hindurchfließt; zuletzt geht diese Fläche in eine wirkliche Ebene über, welche wir von einer Anhöhe übersehen konnten. Zugleich thaten wir einen Blick über die schöne Bucht und die fernen Inselbildungen hinaus; ein Anblick seltener Pracht ist das, der sich in Worte nicht leicht fassen läßt. Dann gingen wir über eine hübsche Brücke des Biguassu, und nach wenig Minuten gelangten wir an den Strand des brei-

Digitized by Google

ten Seebeckens, welches sich nördlich vom Estreito und Desterro zwischen der Insel und dem Festlande ausdehnt.

Dieses nördliche Becken ist nicht so lang wie die Lagune südlich von Desterro; es hat eine abgerundete Form, nur an einer Stelle blickt man ins offene Meer hinaus, sonst möchte man das herrliche Bassin für einen mächtigen Landsee halten, um welchen herum die luftigsten Gebirge gen Himmel ragen. Ganz im Süden entdeckt man die Praya de Fora von Desterro. Mitten im Bassin liegt freundlich die Insel Ratoneira. Ihr schräg gegenüber deckt ein kleines Fort, Sta.-Cruz, die dortige Einfahrt.

Am Ufer wohnt hier der Bierbrauer Tobias aus Görlitz und seine Frau aus Dresden. Sie sind als die redlichsten Menschen bekannt, doch will es ihnen nicht glücken und sie wollen den Wohnsitz ändern. In der Colonie Donna-Francisca waren sie auch schon, ohne dort Ruhe und Gedeihen zu finden. Die guten Leute hätten nicht auswandern sollen; er ist schon sechzig Jahre alt, sie fünfundvierzig Jahre, und zu gut erzogen für den Lebenslauf am Strande von Biguassu. Solche Leute, die sich bitter täuschten und zu alt sind, um mit junger Kraft einen neuen Lebenslauf beginnen zu können, thun mir doppelt leid: ihnen ist so schwer zu helfen, wie gern ich ihnen auch geholfen hätte.

Eine Kirche auf einer Anhöhe am Ufer und eine kleine Ortschaft daneben bilden die Villa von S.-Miguel. Sie sieht freundlich und reinlich aus. Viele hübsche Landwohnungen liegen zerstreut längs des Ufers. Die ganze Küste hat den Anstrich einer saubern Nettigkeit und bildet ein liebliches Fischeridyll. Spiegelglatt war die runde Lagune; eine Menge kleiner Fischercanots lag zerstreut auf dem Wasser umher, in welchem sich die Ufer scharf und rein abspiegelten.

Vor einem stattlichen Hause hielten wir still. Herr Schüttel hatte mich an die dortige Familie empfohlen, wo zugleich

Digitized by Google

der kranke Hausherr meines Troſtes und wenn möglich meiner Hülfe harrte.

Wenn ich doch alle die, welche an der Möglichkeit von braſilianiſcher Gaſtlichkeit und offener Herzlichkeit zweifeln, hätte mit mir nehmen können in dieſes Haus. Freilich will ich gern eingeſtehen, daß beides, ſolche Gaſtlichkeit und ſolche Herzlichkeit, hier von wirklicher Seltenheit war.

Der Alte war bei ſeinem ſchweren Leiden dennoch fröhlich und guten Muths. Wir conferirten lange miteinander, und der Kranke hatte, wie er mir beim Zubettgehen ſagte, einen ſehr guten Abend gehabt. Von ſeinen neun Kindern ſind ſechs verheirathet; ſie wohnen alle in der Nähe und ſcheinen in den glücklichſten Familienverhältniſſen zu leben. Eine wackere Hausfrau und zwei anmuthige Töchter beſorgten, gerade als ob ſie vom germaniſchen Hauche der Nachbarſchaft angeweht wären, den Hausſtand. Das ſtand den hübſchen jungen Mädchen ganz allerliebſt, und bei ihrem Gehen und Kommen und Beſorgen und dem muntern, fröhlichen Lachen bemerkte ich, daß ſie den Ruf von Jugendfriſche und Munterkeit, worin die Sta.-Catharinenſerinnen ſtehen, im vollſten Maße rechtfertigten. So war denn auch unſere Unterhaltung beim Abendeſſen lebhaft und fröhlich.

Dann ward uns unſer Schlaflokal angewieſen im ſaubern, ſtattlichen Hauſe. Ich bekam ein zierliches, europäiſch elegantes Zimmer, deſſen ſaubere Einrichtung mich, den Urwäldler, faſt genirte. Das Bett war an allen Enden und Ecken geſtickt und prächtig ausgepolſtert mit zierlichen Kiſſen und Kißchen. Einiger kleiner Tand, der offenbar zu einer Mädchentoilette gehörte und liegen geblieben war, verrieth mir, daß man mir ein kleines Heiligthum abgetreten hatte. Eine Art moderner πολύτλας Ὀδυσσεύς befand ich mich am Meeresſtrand wie in der Grotte der Kalypſo.

Ein wahrhaft goldener Morgen weckte uns roßanſchirrende

Digitized by Google

Männer. Hinter den Bergen der fernen Insel glühte das Frühroth herauf, der Binnensee lag glatt wie ein Spiegel vor uns. Vom Süden her schimmerten drei Leguas weit bis zu uns hin die weißen Landhäuser der Praya-Fora und die Kapelle auf dem so wunderhübsch gelegenen Kirchhof von Desterro. In voller Klarheit glänzten die Inseln, Vorgebirge und Höhen, die das herrliche Nordbecken hier einfassen; kaum schöner kann sich Capri gestalten und das südliche Sorrent. Freilich weht ein Hauch süßer Melancholie um die Bucht von Neapel, den die brasilianische Bucht nicht kennt. Eine Menge leichter Canots eilten zu dem geschlossenen Busen, woran das freundliche Tejuquinhas, unser Nachtlager, sich hin erstreckt; wir zählten gerade sechsunddreißig Boote, die bereits mit dem Fangen von Garnelen beschäftigt waren, und immer noch eilten andere hinzu, um die friedliche Thalassa um ihre Krabben zu berauben.

Wir schieden von unsern lieben Leuten und trabten in der prachtvollen Scenerie weiter. Fast einen ununterbrochenen Park möchte man jene Küste nennen. Ueberall Anbau, kleine Landwohnungen, luftige Höhen, rieselnde Bäche! Bald springt aber die Küste in einer hohen Bergpartie so ins Meer hinein, daß man sich vom Strande ganz trennt. Auf halber Höhe zieht der Weg sich hin. Im Grunde liegt ein halbsumpfiges Flachland, in welchem schon mannichfacher Anbau sich kund thut. Einzelne Fußgänger, Reiter und Ochsenkarren begegneten uns häufig auf dem schmalen Bergwege, der einmal durch einen wirklichen Hochwald hindurch führte.

Auf einem Vorsprunge, der die östliche Spitze der ins Meer sich hineinerstreckenden Gebirgspartie bildet, liegt hier eine Armação, eine Anlage, welche einen Wallfischfang bis vor noch kurzer Zeit betrieb, aber jetzt verfallen ist. Einige Deutsche halten sich dort auf und bebauen die Abhänge, doch scheinen sie eben kein Glück dort zu machen, und mein Be-

Digitized by Google

gleiter Adam der Jüngere wollte sie eben nicht rühmen, sodaß ich sie nicht weiter aufsuchte. Beim Herunterreiten vom Waldabhang hatten wir einen wirklich großartigen Anblick von der nördlichsten Abtheilung des Binnensees von Sta.-Catharina und den letzten Inseln des so romantischen Archipels daselbst.

Im Sumpflande unten passirten wir den Rio-Inferninho, den „Kleinhöllenfluß" in wörtlicher Uebersetzung. Den Namen mag der schlechte Weg hergegeben haben, wenn auch ein Ende Pflasterweg ganz gut angelegt ist. In dickem Morast watet später der Gaul zwischen den losen Stämmen eines Knüppeldamms, daß es wirklich zum Erbarmen ist. Doch liegt eine leidliche Holzbrücke über dem Flüßchen.

Da gelangt man denn an einen breiten, ruhig aber doch schnell fließenden Strom, über dessen Waldebenen hinweg man sehr weit nach Westen blicken kann, scheinbar bis zur Serra-Geral tief im Innern der ganzen Provinz. Man reitet längs seines Ufers, an welchem an mehreren Stellen kleine zweimastige Jachten (Hiates), verdeckte Seeschiffchen, angelegt haben. Hier setzt man in einem Canot über, die Pferde müssen durchschwimmen; die Passage ist unbequem, wie alles, was in Sta.-Catharina zum Passiren von Flüssen gehört.

Auf dem linken Ufer schickte ich Adam mit dem Gepäck voraus und beschloß, mit dem jungen Schüttel den Fluß hinaufzureiten. Ein Begleiter sollte uns bis zum Abend nachkommen, sodaß wir auf jeden Fall gut aufgehoben wären in den fernern Districten des Flusses.

Der schöne, breite Fluß heißt Rio-das-Tejucas-Grandes, der Fluß der großen Drecke! Und wirklich, nie hat ein geographischer Name den Nagel so auf den Kopf getroffen wie dieser. Von einem kleinen sandigen Vorland kamen wir in den Wald, und hier war alles ein Dreck. Die Landessprache hat vom Dreck, tejuca, einen Plural gemacht und dazu noch ein bezeichnendes Adjectiv gesetzt; das ist aber noch lange nicht

Digitized by Google

genug, denn für solchen Dreck eines Wegs hat man gar keinen Ausdruck. Hart am Rande des Flusses führt dieser Dreck, in dem der Gaul hin und her gleitet, nicht ohne Gefahr den Reiter von oben hinein, oder noch schlimmer: in den Fluß zu werfen, welcher acht bis zwölf Fuß unter dem Wege hinläuft. Oft hat das Wasser den Lehmabhang des Flußbettes unterwühlt und große Stücke davon hinabgerissen. An vielen Stellen ist die augenscheinlichste Gefahr, mit solchem Hohlrand hinabzubrechen, ohne bedeutende Chancen, mit dem Leben davon zu kommen. Ich würde es für ein wesentliches Verdienst der Verwaltung halten, wenn der Weg bei Zuchthausstrafe verboten würde: sein Passiren ist ein Attentat auf die eigene Person. Isto he para matar agente, „das ist um die Leute todt zu machen", sagte eine blasse Frau, die sich durch den Schlamm hindurchwühlte. Sie hatte ein eigenes Costüm an. Ihre Unterröcke waren hoch zurückgeschlagen, um die Waden und Schenkel hatte sie ein graues Tricot; hätte ich genau hingesehen, wäre es vielleicht ein geschmeidiger Lehmüberzug gewesen. Doch wollte ich die arme verlegene Frau nicht fragen, ob solche Beinkleider vielleicht die Nationaltracht am Rio-das-Tejucas-Grandes wäre.

Noch seltsamer wird die Situation, wenn man einigen Ochsen begegnet. Links der Fluß, rechts der Sumpfwald, gerade vorn die Hörner des brummenden Stiers, die Roß und Mann sehr leicht in den Strom werfen können. Man drückt sich hinein in das Dickicht, so gut man kann, und kommt noch ziemlich gut davon. Aber angenehm ist das Begegnen nicht.

Wenn man eine starke Meile den „Großen Dreck" durchplätschert hat, kommt man an einigen Anbau. Hier und da ist eine Roça tief in den Wald hinein gehauen; zwischen Bananen und Orangen liegt ein kleines, graues Häuschen und einige wenige Menschen arbeiten im Felde. An einigen Stel-

Digitized by Google

len haben sie aber der Einsamkeit und dem Koth wieder Platz gemacht; das Haus ist spurlos verschwunden, die Roça von neuem zu einem Dickicht erwachsen, aber lieblich glänzen im Walde goldene Orangen und dichte Pisanggebüsche.

Dann kam eine größere Klärung des Waldes. Weites Weideland mit Rindern that sich auf, Pferde wieherten; wir sahen ein wohlgezimmertes, ganz aus Holz zusammengefügtes Haus vor uns, dessen Besitzer uns erklärte, daß das Wohnhaus des alten Amorim, wohin für den Tag unsere Bestimmung und Absicht ging, noch ziemlich weit und für heute nur schwerlich erreichbar wäre, da wir noch einmal den Fluß passiren müßten.

Das wäre nun allerdings höchst fatal gewesen, wenn jener Mann nicht der wackerste von allen Anwohnern des Tejucas-Grandes gewesen wäre. Er gab uns willig Einlaß und ich lernte einen ganz vortrefflichen Landsmann kennen.

Peter Steil aus Luxemburg, ganz von der holländischen Grenze, war vor dreißig Jahren mit den deutschen Truppen nach Brasilien gekommen, hatte bei Auflösung jener Truppen seinen Abschied bekommen und einige Zeit beim alten Amorim, von dem wir bald reden werden, gearbeitet, bis er Land, Leute und Sprache gut kannte. Dann stellte er sich auf eigene Füße, heirathete, erwarb sich ein Stück Land nach dem andern, baute sich sein Haus: kurz er bewährte im vollsten Maße den alten Satz, daß deutsches Gottvertrauen und deutsche Arbeit in einer brasilianischen Colonie ein herrliches Doppelcapital bilden, aus dem reichlicher Segen hervorsproßt. Steil's Frau ist eine Brasilianerin, eine jener Frauen, die mit aller Kraft ihrem Manne hilft und ihn reichlich mit Kindern beschenkt, von denen das Haus wimmelt. Doch sind schon zwei Kinder verheirathet.

Da hatte ich denn einige wirklich anziehende Abendstunden. In allem, was unser trefflicher Landsmann mir sagte, zeigte

Digitized by Google

er sich als wackerer Mann von guter Gesittung, guter Gesinnung und festem Lebensernst, den er namentlich im Gespräche über Kirchenzustände und Schulverhältnisse am Tejucas mir darlegte. Mit vielem Interesse erkundigte er sich auch nach einigen ehemaligen Waffengefährten, die ich in Rio kannte und gekannt hatte, denn viele von ihnen waren schon längst gestorben.

Das brachte uns denn auf Frieden und Krieg zu reden. Und da holte denn Peter Steil das gute, patriotische Werk von Sporschil: „Die Feldzüge von 1813 u. s. w." hervor, und ich freute mich herzlich, daß der biedere Deutsche so tief im Walde und inmitten einer brasilianischen Familie noch warm und frisch an deutscher Lectüre hinge. Aber aus seinen Reden konnte ich auch schließen, daß er mit noch ernsterer Lectüre, mit Lesung der Heiligen Schrift sich gern befaßte und seine Kinder darin unterrichtete. Wahrhaftig, ich konnte und kann mit bestem Gewissen den Luxemburger Peter Steil im Urwald am Tejucas Tausenden von Deutschen als das Muster eines fleißigen, ehrbaren, hochachtungswerthen Mannes, Familienvaters und Christen aufstellen, welches letztere ich nicht immer auf deutschen Colonien getroffen habe.

Unser eifriges Gespräch in deutscher Sprache ward von der Frau unterbrochen, die mich sehr lebhaft ersuchte, portugiesisch zu reden, sie wollte auch etwas von dem Besuche abhaben. Und da ward denn unser Gespräch allgemein. Auch kam ein Mann vom obern Tejucas, der uns begleiten wollte, und bei einem wohlschmeckenden Abendessen verplauderten wir einige mir in hohem Grade angenehme Stunden.

Dann installirten wir unser Lager ganz vortrefflich und ich schlief sehr vergnügt ein. Am folgenden Morgen ward ich vom preußischen Reveille-Trommelschlag geweckt. Die Leute vom Hause klopften Baumwolle aus und dazu hatte der Hausherr als echter deutscher Soldat den Takt des berühmten „Kamerad komm!" ausgewählt, wonach die Arbeit auch ganz

Digitized by Google

vortrefflich abläuft. Aber den Hausherrn ergötzte es nicht wenig, daß ich die Klopferei gleich erkannt hatte.

Doch war das „Kamerad komm!" auch das Signal zum Weiterreisen, was ich wirklich diesmal nicht so gern als sonst wol that.

Wenn ein Deutscher, aber er muß ein wohlgesitteter sein, einmal am linken Ufer des Rio-das-Tejucas hinaufwandert, so vergesse er ja nicht den wackern Peter Steil zu besuchen. Er wird einen Biedermann kennen lernen, wie vielleicht nicht allzu viele nach Brasilien gewandert sind. Wenn er sich den Mann recht angesehen hat, so betrachte er auch einmal das Haus. Alles am Hause und im Hause ist die solideste Zimmermannsarbeit, die man nur sehen kann. Von außen ist es ganz einfach, im Innern ist die Holzbekleidung aber mannichfach verziert und hübsch dunkelbraun. Dazu ist die Wohnung besonders trocken, denn sie liegt ganz hohl. An der Wand des Wohnzimmers sind Bilderbogen mit Heiligen, die, so einfach sie auch sind, dennoch in der Urwaldswohnung sich sehr gut ausnehmen.

Gleich nach unserm Aufbruch (15. Juli) kamen einzelne Regenschauer, unter deren Einfluß der Weg keineswegs gewann und die Reise etwas unangenehm ward. Bald mußten wir über den Fluß setzen, der bei etwas geringerm Wasserstand beinahe zu durchreiten wäre. Dann kamen wir zu einer hübschen Besitzung mit einem freundlichen weißen Hause, an welches sich eine Reihe kleiner Wirthschaftshäuser anreihte.

Hier wohnt Herr Amorim, ein schon bejahrter, ungemein rüstiger Mann, der für die ganze Gegend von einer entschiedenen Bedeutung ist. Ich möchte ihn den Vater von Rio-das-Tejucas nennen.

Als noch niemand an den Fluß dachte, ließ er sich dort mitten in einer Waldwüste nieder und erwarb sich bedeutende Waldstrecken. Nach allen Seiten hin dehnte er seine Thätig-



Digitized by Google

keit aus, unterſuchte den Boden, den Lauf des Fluſſes und zog ſo noch einige Anbauer nach ſich, die ihm alle vielen Dank für allen nur möglichen Rath und jegliche Hülfe ſchuldig ſind. Bei zunehmendem Alter verkaufte er einen Theil ſeines Landes und behielt ſo viel für ſich, als er in eigenem Betrieb überſehen konnte. Er iſt verheirathet und hat zwei noch ganz junge Töchter.

Wir trafen den Alten in ſeiner Zuckermühle. Langſam wanderten zwei Ochſen im Kreiſe umher und ſetzten drei horizontal nebeneinanderſtehende Walzen in Bewegung, zwiſchen denen das Zuckerrohr zermalmt wird. Der ausgepreßte Saft läuft in einer Rinne zu einer Siedepfanne, wo er unter häufigem Rühren und Abſchäumen abgedampft wird. In einem Holzgefäß kühlt der dicke Saft ſich ab und gerinnt vollſtändig oder doch größtentheils. Eine dicke Syrupmaſſe bleibt zurück. Das iſt ganz kurz der rohe Proceß der Zuckerbereitung. Mindeſtens ein Viertheil Zucker bleibt im zerquetſchten Rohr zurück. Zwar freſſen die Kühe daſſelbe ganz gern, aber doch lange nicht in der Menge, wie es aus der Mühle kommt. Und man ſollte ernſtlich auf eine vollſtändige Ausziehung des Zuckerſtoffs aus dem Zuckerrohr bedacht ſein.

Der Alte, die perſonificirte Heiterkeit, empfing uns ſo herzlich wie nur möglich, und wir inſtallirten uns bei ihm, um von dort aus noch eine kleine Excurſion längs des Fluſſes zu machen.

Die Excurſion unternahmen wir auch. Wir ritten über eine Weide, wo in einigen Wochen ein kleines Wettrennen gehalten werden ſollte, und durch einige kleine Colonieanlagen, die von der unbedingteſten Fruchtbarkeit des Bodens zeugen. Dann hörten wir eine Betglocke ſchlagen. Auf einem freiern Hügel lagen einige Häuſer zerſtreut umher, von denen das beſte ein Schulhaus war. Ein großes, bisjetzt nur auf Holzpfählen ſtehendes Dach ſoll die Kirche werden; zwiſchen

Digitized by Google

zwei Palmen ſteht ein großes Holzkreuz, in einem dürftigen Gebälk hängt eine kleine Glocke; das iſt bisjetzt aller Kirchenapparat, und dennoch ſieht er in jener Einſamkeit vollkommen hinreichend und feierlich aus.

Neben der Kirche liegt eine Vende mit einem Waarenmagazin. Hier waren einige Leute, die ſich dort in der beſten Laune unterhielten und ihre Zeit todtſchlugen. Immer haben ſie Zeit, dieſe Menſchen! Gott mag wiſſen, wie noch das Stück Arbeit auf ihren Feldern immer geſchieht. In dem Zimmer der Vende und um dieſelbe herum wimmelte es von Kindern. Kleine Burſchen ſchoſſen mit Steinen aus einem doppelt beſpannten Bogen. Ich ſetzte einige Kupfermünze aus für den, der einen Pfahl auf etwa zwanzig Schritte Diſtanz treffen würde. Ein kleiner Kerl traf mehrere male, ſodaß ich wol glaube, er kann mit ſeinem Bogen manchmal einen Vogel erlegen. Den Bogen ſchneiden ſich die Knaben im Walde und richten ihn ganz nach Art der Indianer zu. So werden ſie ſchon früh Jäger und herumtreibende Faullenzer, ſtatt zur Schule zu gehen oder bei Feldarbeiten mitzuhelfen.

Der kleine Sammelplatz von Häuſern, denn einen andern Ausdruck habe ich nicht dafür, bildet die Frequezia do Rio-das-Tejucas, wohl zu unterſcheiden von der an der Barre des Fluſſes liegenden, von der wir gleich reden werden.

Eine kleine Strecke ritten wir über die Frequezia hinaus, bis dahin, wo eine kleine Sägemühle mit nur einer Säge von einem alten Sardinier, einer Art von Vorpoſten der italieniſchen Colonie Nova-Italia, beſeſſen und geleitet wird. Aber Wetter und Wege waren zu ſchlecht, es war nicht rathſam noch weiter zu reiten. Auch hatte ich von dem vortrefflichen Steil und dem alten Amorim, ſowie von manchen andern Perſonen ſchon ſo viel Notizen über den Fluß und ſeine Uferländereien geſammelt, daß ich ſchon dadurch für meinen Ritt im Dreck und Regen überreichlich entſchädigt war. Ich



Digitized by Google

kehrte wieder um und verbrachte mit dem einfachen und wackern Landvolke gar erbaulich den Reſt des Tages, wobei mir beſonders des Alten Geſpräch im hohen Grade belehrend war.

Früh am folgenden Morgen weckte mich das Landleben in ſeiner urechten Form. Hühner, Gänſe, Enten, Puter, Schweine, Kälber, Kühe und Pferde drängten ſich um das Haus und des Wimmelns war kein Ende, bis die ausgeſtreute Reisration verzehrt war, wo dann jeglich Gethier ſeinen Weg weiter ging.

Da ging ich denn auch meinen Weg weiter zum Fluß hinunter. Ich hatte nämlich am Tage vorher kaum den Wunſch geäußert, in einem Canot zur Kenntniß des Fluſſes denſelben hinabzufahren, als auch augenblicklich vom alten luſtigen Amorim meinem Wunſche Gewähr geleiſtet und ein Canot mit einem Neger beſtellt ward.

Am Ufer lag das Canot bereit, aber welch ein Canot! Wie angenehm lieſt ſich ſo eine amerikaniſche Hiſtorie vom ausgehöhlten Baumſtamm, auf dem man den friedlichen Fluß hinabgleitet: gar nicht zu reden von einer trockenen Ochſenhaut, auf der man wie ein junger Flußgott thront, und von einem vorgeſpannten Neger oder Indianer ans jenſeitige Ufer gezogen wird! Und wenn man nun ſelbſt in ſolchem hohlen Baumſtamm oder auf ſolcher Ochſenhaut ſitzt, wie iſt da die Geſchichte! Mein Canot hatte einige Uebelſtände. Einmal war es ſehr klein, 16 Zoll Durchmeſſer nebſt drei Zoll Bord über dem Waſſerſpiegel, zweitens hatte es einen kleinen Leck und zog einiges Waſſer. Da man nun in ſolchem Duodezſchiffchen platt auf dem Boden ſitzen muß, um nicht umzuſchlagen, ſo hatte man, um mich nicht mit dem Kielwaſſer in höchſt unangenehmen Contact zu bringen, einiges Zuckerrohr auf den Boden und eine Matte darüber gelegt, wodurch ich freilich einen trockenen, aber dennoch höchſt unbequemen Sitz gewonnen hatte. Regen durfte ich kein Glied, wenn ich

Digitized by Google

nur den Kopf drehte, so wackelte das sonderbare Fahrzeug und drohte umzuschlagen.

So saß ich denn oder lag vielmehr wie ein Todter in seinem Sarge. Ein alter Neger versah das Geschäft des Charon und fuhr mich den Fluß hinab, der in kräftigem Laufe zwischen seinen hohen Barrancos dahinrollte und an vielen im Bett liegenden Bäumen selbst ziemlich heftig brauste. An einigen Stellen wird sein Bett bis auf 20—30 Fuß verengt. Sonst ist er überall breiter und hat durchweg Wasser genug zu einer vortrefflichen Schiffahrt, deren Ausdehnung und Bedeutung man nicht nach meinem Canot abmessen darf.

Nach einer Fahrt von vier Stunden kam ich beim Passo vom Tejucas ganz wohlerhalten an. Im Canot stand über ein Zoll Wasser, sodaß ich immer noch zwei Zoll Bord über dem Wasserspiegel hatte. Weil aber ein Ostwind die Fläche kräuselte, so zog ich es vor ans Land zu gehen, was mir glücklich gelang. Zu Fuß setzte ich den Rest des Wegs fort, bis zur Frequezia das Tejucas, dicht am Strande des Meeres.

Das kleine Nest hat ganz das Ansehen eines Handels- und Fischerdorfs. Die Häuser liegen ziemlich unregelmäßig am Wege, einige aus Stein, andere aus Holz gebaut. Canots liegen auf das Ufer gezogen, um nicht fortgeschwemmt zu werden. Größere Boote werden geflickt und kalfatert und eine Reihe von Jachten ist im Bau begriffen. Gerade letztere geben dem Ufer den vollen Ausdruck von Thätigkeit. Sie sind verdeckte, kleine zweimastige Seeschiffe, von denen Tejucas über dreißig besitzt. Weit können sie den Fluß hinaufgehen, sodaß die kleine Frequeste einen wirklichen Seehafen bildet.

Diese hochwichtige Eigenschaft des Flusses, kleine Seeschiffe weit hinauf ins Innere der Provinz gelangen zu lassen, hat, seitdem der alte Amorim sich am Tejucas niederließ, mehrfach unternehmende Blicke auf denselben gezogen und mancherlei Versuche zu einem regen Anbau hervorgerufen.

Digitized by Google

Ganz besonders muß ich hier wieder des Herrn Schüttel Erwähnung thun. Er erwarb, als Norditalien von den Stürmen des Jahres 1848 vielfach erschüttert ward, eine ansehnliche Strecke Landes am obern Tejucas, etwa sieben Leguas von der Mündung des Flusses, und legte dort eine sardinische Colonie unter dem Namen der Colonia da Nova-Italia an, welche er mit einem andern Landbesitze am Biguassu über den Rio-Louro hinauf zu verbinden hoffte. Letzterer Landbesitz erhielt, als sich einige wenige Menschen dort niederließen, den Namen Colonia de Leopoldina.

Aber die Nova-Italia wollte nicht recht gedeihen. Herr Schüttel vergaß es sich bei der Regierung um die Gewährung von hinreichenden Geldsubsidien zu bemühen. Es kamen nicht eben viel Menschen, um sich am fernen Tejucas anzubauen, ja es scheint mir, als ob die Zahl der Ausländer längs des ganzen Flusses sich nicht eben über 600 Seelen belaufe!

Und doch braucht man nur einen unbefangenen Blick auf den Tejucas hinzuwerfen, auf die Productivität und Production seines Uferlandes zu sehen und mit irgendwelchem Anwohner der Gegend zu reden, um sich von der Bedeutsamkeit des dortigen Anbaues zu überzeugen. Weitausgedehnte, halbhohe Ufergegenden, Hügelwaldungen, seltener ein ganz schroffer Hochwald bilden sein Gebiet. Wo nur ein Artschlag fiel, wo nur ein Anbau gemacht ward, gedieh alles vortrefflich. Zuckerrohr, Manioc, Taback, Bohnen, Mais, Kartoffeln, selbst noch Kaffee brachte reichliche Ernten: aber es fehlte an arbeitenden Kräften, und wenn solche kamen, an Verbindungswegen zum Ufer, an einer Straße zum Hochland hinauf. Letztere hatte von jeher die Aufmerksamkeit der Anwohner auf sich gezogen, ja der alte Amorim hat deswegen schon einmal eine kleine Expedition gegen das Gebirge hin unternommen. In der Nähe der sardinischen Colonie theilt sich der Tejucas in zwei Arme. Der eine, nördliche, an dessen Ufer

Digitized by Google

jetzt ein bedeutendes Sägewerk arbeitet, kommt von der Nordwestſeite der Boa-Viſta her, der andere von der Oſtſeite jenes Höhenzugs, wo wir dieſen Arm unter dem Namen des Rio-de-Garcia ſchon kennen gelernt haben.

Waldungen, Sumpfgegenden, Hügel und Berge, letztere aber unbedeutend, erſchweren nun allerdings das Vordringen längs des Fluſſes gegen das Hochland. Es bedarf auch hier der vollen Menſchenkraft, um den Pfad zu bahnen. Der alte Amorim mit ſeinen Leuten verlor faſt ſein Leben bei dem Verſuche; es ging den kühnen Pioneers der Mundvorrath aus; ſie lebten zehn bis zwölf Tage nur von Palmiten oder Palmenkohl und waren ganz erſchöpft, als ſie an der Boa-Viſta aus dem Walde hervordrangen, das offene Hochfeld gewannen und dort Rinder zum Schlachten fanden. Kaum etwas beſſer ging es mir ſpäter im Norden der Provinz.

Doch geht aus allen Berichten und Anſichten hervor, daß längs des Tejucas die Straße nach Lages über das Trombudogebirge viel natürlicher und leichter ſei, als wie ſie jetzt liegt. Als ich auf der Boa-Viſta war und mit meinem Compaß in der Hand die Gegend überſah, drängte ſich mir, der ich ganz unbefangen die Schluchten unter mir anſchaute, ganz dieſelbe Anſicht auf. Die Tiefung des Tejucas drängt ſich auffallend und ohne heftige, wellige Bewegung des Bodens, gegen das Trombudogebirge, ja während der Weg über das Campo von Boa-Viſta hinweg ſüdlich, ſelbſt ſüdweſtlich läuft, um nach dem öſtlich davon gelegenen Morro-Chato zu führen, in deſſen Gräuelwegen man faſt umkommt, leitet die Tiefung des Tejucas den Blick in der natürlichen Richtung nordöſtlich und öſtlich gegen das Meer hin, und es mag allerdings ſehr wohl begründet ſein, daß auch der Weg in jener Richtung zu führen iſt, um ein wichtiges Problem, eine möglichſt gute Straße nach dem Hochland von Sta.-Catharina, zu löſen.

Digitized by Google

Als ich von Lages zurückkam und meine damals ganz unbefangene Ansicht gegen Herrn Schüttel aussprach, holte er aus seinem Cabinet eine genaue und sauber gearbeitete Karte des Tejucas, auf welcher ich meinen neuen Weg schon vollkommen aufgetragen fand. Wie weit aber die Plane meines Freundes in Desterro bei der Landesregierung Anklang finden, kann ich nicht sagen. Eine Straße nach Lages ist der Lebensnerv jenes Municipiums und muß hergestellt werden. Größere Geldopfer müssen da nicht zurückschrecken. Das Ausflicken der alten Straße wird unerträglich und der ganze Weg ist und bleibt immer nur Flickwerk und ein öffentlicher Skandal.

Wenn aber einmal eine Straße längs des Tejucas ins Oberland führt, so kommt der Fluß zu seiner vollen Geltung und vollen Entwickelung. Eine reichliche und gleichmäßige Exportation von Producten aus dem Thierreich und Pflanzenreich würde bald von dem kleinen Hafenplatze an der Frequeste von Tejucas stattfinden und seinen wohlthätigen Einfluß bald herausstellen.

Bis dahin ist der Tejucas, wie klein er auch auf der Karte erscheinen mag, ein Fluß von bedeutender Wichtigkeit, auf dessen sorgsamen Anbau die Augen einer gewissenhaften Verwaltung mit allem Ernst zu richten sind.

In der Frequeste von Tejucas hatte ich dem wackern Freund Burkart beim deutschen Schuhmacher J. P. Kuhn, genannt Cunha, der in einem freundlichen Häuschen Herbergsgelegenheit für deutsche Reisende hat, das Rendezvous gegeben. Wir begrüßten uns freudig zur gemeinsamen Reise und setzten dieselbe auf den nächsten Morgen fest.

Ein gemeinsamer Spaziergang führte uns bis zur Barre des Flusses. Wie sehr auch die Bucht von Tejucas auf den Landkarten eingeschlossen erscheint, so rollt doch eine gewaltige Brandung am Ufer hin und bietet den Schiffenden gewiß

Digitized by Google

manche Gefahr. Das Seeufer macht den Eindruck einer tiefen Vereinsamung und zeigt einen gleichsam nordischen Charakter, wie prächtig gestaltet auch die Ufereinfassung namentlich nach Norden hin sein mag, wo das Festland in einem kühnen amphitheatralischen Höhenzug weit nach Osten hin sich erstreckt und mit der ferner liegenden Insel von Sta.-Catharina und einigen noch weiter im Osten aus dem Ocean auftauchenden Inseln ein drittes kleines Binnenmeer bildet. Auch hier steht bei größerer Entwickelung der Handelsverhältnisse der Provinz eine vortreffliche Hafengelegenheit zu hoffen. Die größten Handelsschiffe können in dieses kleine Binnenmeer hineinfahren, ja es ist schon von schweren Fregatten aufgesucht worden.

Auch in der Frequesie von Tejucas fand ich einiges deutsche Leben. Es wohnen fünf Familien dort, denen es, wie mir unser Wirth Kuhn sagte, recht ordentlich geht. Kuhn selbst war vor elf Jahren unverheirathet und ohne Hab und Gut mit einem Auswanderungsschiff nach Brasilien gekommen. Jetzt ist er in sehr guten Umständen, und jeder Deutsche, der die Provinz Sta.-Catharina bereist und durch Tejucas kommt, wird gewiß gern einen Abend mit dem fleißigen Landsmann und seiner freundlichen Frau verplaudern.

Am 17. Juli morgens ganz früh hatte Adam unsern Reitzug schon in Ordnung und wir trabten in der besten Laune davon. Der Weg trennt sich vom Meere und bietet hübsche Partien von Flachland und Gebirgsabhängen, sodaß der Ritt dazwischen, wenn auch der Weg selbst nicht eben zu loben ist, viel Mannichfaltiges und Interessantes darbietet. Nach einigen Stunden kommt man an die offene Bucht von Porto-Bello, an deren Südrand die kleine, sehr unbedeutende Stadt gleiches Namens liegt. Die Gegend ist malerisch schön und bietet hübsche Prospecte von Seebrandungen gegen schroffe Waldhöhen und Vorgebirge, aber auch einen höchst mühevol-

Digitized by Google

len Gebirgsweg, welcher einen Theil der Höhen gegen Osten hin liegen läßt.

Dann kommt man zu einem kleinen romantisch gelegenen Kirchdörfchen Bom-Succeſſo, wo ein hübſcher breiter Fluß, der Cambiriu-Açu, zu paſſiren iſt. Der Ort iſt offenbar nur ärmlich. Bei einer freundlichen braſilianiſchen Familie machte ich mit Burkart, der dort bekannt war, einen kleinen Mittagshalt, während Adam die Thiere und das Gepäck überſetzte. Die Töchter vom Hauſe waren in Deſterro erzogen worden und machten den allerangenehmſten Eindruck, erregten mir aber auch ein gewiſſes Bedauern. Die Mädchen waren ſchön, das eine ſelbſt auffallend ſchön. Und nun leben ſie in Bom-Succeſſo am Cambiriu-Açu wie in einer Verbannung, wie Ovid zu Tomi bei den ſauromatiſchen Scythen, woraus ſie im beſten Fall einmal von einem ungeſchliffenen Manne erlöſt werden. C'est tout comme chez nous.

Es dunkelte ſchon, als wir wiederum an eine kleine, ziemlich eingeſchloſſene Meeresbucht kamen.

Wir waren an der Barre des Itajahy und befanden uns ſomit in einer Gegend der Provinz, die in neuern Zeiten wegen der dorthin ſich richtenden deutſchen Einwanderung claſſiſch geworden iſt. Kaum konnten wir den ganz belebten kleinen Verkehrsort an der Barre des Fluſſes, ſowie letztern noch überſehen. Wir ritten noch eine kleine halbe Stunde längs des Fluſſes landeinwärts bis zu einer kleinen Anſiedelung, die mich aufs angenehmſte überraſchte.

Zwei freundliche Wohnhäuſer bilden dieſe kleine Anſiedelung. In dem erſten wohnt ein fleißiger, wackerer Tiſchlermeiſter Hahn aus Mecklenburg, im zweiten ſein Schwager Sallentien, ein Geſchäftsmann, beide mit einer lieben Familie von Gott geſegnet. Denn wenn etwas ein Segen von Gott iſt, ſo iſt es gewiß eine ſittige deutſche Hausfrau und liebe Kinder, gerade ſo wie man ſie in jener Anſiedelung

Digitized by Google

trifft, dazu ein wohlgebautes, hübsch eingerichtetes Wohnhaus mit sauberer Anordnung und Einrichtung des innern Hausraths, so nett, so sauber, wie ich das noch nirgends bis dahin bei deutschen Auswanderern auf dem Lande getroffen hatte.

Was mich nun aber noch ganz besonders freute, war der Umstand, daß ich bei Herrn Sallentien meinen alten Freund Dr. Blumenau, den Gründer der Itajahycolonie gleiches Namens, vorfand. Er war eben von Rio-de-Janeiro, wo er bei der Landesregierung neues Interesse für seine Colonie anzuregen versucht hatte, zurückgekehrt und wollte am folgenden Tage den Fluß hinaufgehen. Doch war an diesem folgenden Tage, einem Sonntage, kein Canot zu bekommen und wir mußten schon einen Tag Geduld haben.

Es war mir aber kein verlorener Sonntag. Kaum war der Tag angebrochen, als ich vor das Haus an den Itajahy trat. Ein herrlicher, herrlicher Strom! Fast so breit wie der Uruguay bei Sta.-Borja, fließt er ruhig in überreicher Wasserfülle daher und trägt sicher die aus der See einlaufenden Handelsschiffe bis weit hinauf, ja kleinere Seeschiffe können bis zur Colonie selbst gelangen, ein Vortheil, der für die Anbauer von unberechenbarem Nutzen ist. Gleich neben Sallentien's Grund und Boden nimmt er seinen bedeutenden Nebenfluß, den Kleinen Itajahy auf, an dessen Ufern sich ebenfalls köstliche, bisjetzt erst wenig ausgebeutete Landesstrecken befinden und große Entwickelung verheißen.

Der flüchtigste Blick selbst ist hinreichend, um allem Colonietreiben am Ufer des herrlichen Stroms das glücklichste Prognostikon zu stellen. Nichtsdestoweniger war mein alter Freund Dr. Blumenau diesmal nicht so begeistert von seinem Colonieunternehmen, als ich ihn wohl sonst in Rio-de-Janeiro gesehen habe. Er theilte mir eine Menge von Schwierigkeiten mit, deren Wegräumung nicht in seiner Macht und

Digitized by Google

seinen Kräften allein liegen und zu weit aus dem Bereich seines Willens hinausgehen, der ganz gewiß der allerbeste ist.

Ich kann hier meinen Lesern keine Geschichte von der Gründung und Entwickelung der deutschen Colonie am Itajahy geben. Dr. Blumenau hat das schon hinlänglich gethan in seinem Büchlein: „Deutsche Colonie Blumenau u. s. w." (Rudolstadt 1856, Druck und Verlag von G. Fröbel). Ich kann mich aber nur auf meinen Besuch jener Colonie beschränken und unbefangen meine Ansicht über das Unternehmen, wie ich es eben überschauen kann, abgeben.

Am 19. Juli lag ein Canot bereit, um das deutsche gelehrte Trifolium, die Doctoren Blumenau, Burkart und Avé-Lallemant den Itajahy hinaufzufahren. Das war aber höchst humoristisch. Das Canot war, wenn es auch für den Director der Colonie bestimmt war, keineswegs ein „Herrenschiff von Uri". Vielmehr war es recht alt, schmutzig und geflickt; einige Lecke waren mit grauen Lappen verstopft und erregten in mir die lebhafte Ueberzeugung, daß ein Colonieunternehmer in Sta.-Catharina nicht immer im trockenen sitzt. Wir saßen alle drei auf dem Boden des Canots, weil solch ein Ding, wenn man nicht alles Gewicht auf den Boden legt, umschlägt. Anfangs ärgerte ich mich über die ganze Einschiffung. Ich saß dem Dr Blumenau dos-à-dos, Burkart saß ihm gerade gegenüber, eine eigentliche Conversation war unmöglich, denn man darf sich im Canot nicht rühren. Dazu leidet der Dr. Blumenau an einer höchst traurigen Harthörigkeit. Da mußten wir denn, um uns zu verständigen, nach den verschiedensten Richtungen hin aus aller Macht schreien, was bei dem Echo zwischen den Waldungen der Ufer einen wunderlichen Effect machte und alles Thierleben von dort verscheuchte.

Neben den schreienden deutschen Gelehrten machte der brasilianische Waldstrom einen herrlichen Contrast. In langem Zuge, breit, tief, mächtig und meistens ganz lautlos floß die

Digitized by Google

schöne Wassermasse dahin. Wonniger Urwald spiegelte aus der Tiefe wieder, schlanke Palmen hingen weit hinüber über die dunkle Flut und schwankten leise hin und her. Aber neben dem Bilde des tiefsten Friedens lag auch oft das Bild wilder Zerstörung. An manchen Stellen sind die Wände (Barancos) des Flusses mit dem auf ihnen wuchernden Urwald eingestürzt. Dieselben gewaltigen Kronen, die hoch hinaufragten gen Himmel sind jählings hinabgestürzt in das reißende Element und liegen nun dort fest im Grunde, umbraust vom schäumenden Wasser, bis sie entweder verfault sind oder vollends im Sande sich vergraben. Selbst die Baumleichen zeigen noch ein Bild wilder Zerstörung. Wer kennt nicht aus Burmeister's Urwaldsschilderung den verruchten Cipo matados, jenen mächtigen Schlingpflanzenstamm, der sich an dicken Waldstämmen in die Höhe schleicht, seine sehnigen Klammern in dieselben hineintreibt und sie so erwürgt? So sah ich sie beide, den Mörder und den Ermordeten, fest ineinander geklammert und herabgestürzt von dem Barranco des Flusses, im Wasser als Leichen liegen.

Je weiter man den Fluß hinauffährt, desto mehr stellt sich der Anbau auf beiden Ufern heraus. Vor etwa zwei Decennien faßte ein talentvoller belgischer Ingenieur, van Lede, den Plan, am Itajahy eine Colonie anzulegen. Die Anlage als eine Gesammtcolonie mislang, doch gediehen die einzelnen belgischen Anbaue, die noch dort ihre kleinen Niederlassungen bewohnen, recht gut, und der Name des Gründers muß immer mit Achtung genannt werden. Zufriedene Menschen, die sich durch ihren Fleiß überreichlich ernähren können, bewohnen in ihren kleinen, grauen Häusern den Hochrand des Flusses, und die kleinen flämischen Kinder, die sich im Drecke zwischen den Pisangs und dem Zuckerrohr herumwühlen, sehen ganz lustig aus, wenn man bei ihnen vorbeifährt.

Auch einige deutsche Anwohner sind in die Nähe der soge-

Digitized by Google

nannten belgischen Colonie hingerathen, besonders da, wo der Belgier Nikolaus Dechamps seinen Wohnsitz hat. Wahrhaft classisch ist hier die Familie Schramm geworden, welche den Itajahy in der Gegend bewohnt, wo der Rio-Gaspar sich in denselben ergießt, und wo wir, da wir Blumenau in einem Tage nicht erreichen konnten und ich keineswegs Lust hatte, eine Nacht schreiend und in einer wirklichen Sträflingslage im Canot zuzubringen, gegen Abend halt machten.

Schramm's am Itajahy bilden eine Familiengruppe, an die ich immer mit Herzensfreude und Erbauung zurückdenken werde. Den Hauptstamm bildet ein altes, fromm-katholisches Ehepaar, welches vor Jahren nach Brasilien auswanderte und das ungeheure Capital des „Ora et labora" mit sich brachte und die Zinsen davon zum Capital schlägt bis ins Alter hinein. Eine Reihe wackerer, gediegener Söhne und Töchter ist um die Alten emporgewachsen, und Gott weiß, wie viele kleine flachsköpfige Enkel durch das Haus rennen. Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man zu den biedern Menschen kommt und unter ihrem wohnlichen Dache als einer der Ihrigen empfangen wird, ohne daß sie selbst im geringsten eine gewisse Ceremonie annähmen. Alles geht vielmehr seinen einfachen Gang weiter: die Arbeit wird gethan bis zu Ende, am gemeinsamen Familientische sitzt der Fremde neben den Aeltern, den Kindern, den Enkeln, und das Gespräch wird geführt zwischen Leuten, die sich nie vorher gesehen, als ob sie immer zusammengelebt hätten. Eine alte Gastfreundschaftslegende aus dem Orient kann nicht rührender und erbaulicher klingen, als hier die Wirklichkeit sich gestaltet. Oder ist es nicht rührend und erbauend, Richter's liebe Dorfholzschnitte umherwandeln zu sehen: eine liebe alte Mutter, die für die eben ankommenden Fremden sich bemüht und von den stattlichen Töchtern und Schwiegertöchtern nimmermehr zur

Digitized by Google

Ruhe verwiesen werden kann, bis sie sich endlich doch mit einem Seufzer die Liebe der Kinder gefallen lassen muß? Und sieht man nun die einzelnen an, sind sie nicht alle eben jene Richterschen Figuren? Ist nicht die siebzehnjährige Tochter jenes köstliche Mädchen aus der Spinnstube, die sich vor dem kleinen Spiegel ihrer Dachstube das Haar kämmt?

Es war Abends spät geworden. Den Gästen wurden im Wohnzimmer die Betten zurecht gemacht. Drei improvisirte Fremde setzen da nicht in Verlegenheit, wo ihrer oft acht bis zehn kommen. Ich hatte meine Freude an dem saubern Leinenzeug meines Bettes; man hätte es auf eine Industrieausstellung schicken können.

Am nächsten Morgen weckte mich ein eigenes Krähen. Die Scheidewände des Hauses gehen, wie das meistens auf dem Lande der Fall ist, nicht ganz bis oben hinauf, sodaß man leicht durch das Haus hindurch jedes Geräusch hört. Vergebens bemühte sich eine junge Mutter im Nebengemach, ihr Kindchen, welches ganz glückselig krähte, mit allen Kunststücken der Mutterliebe zur Ruhe zu bringen. Auf halbe Minuten schwieg der kleine Balg, um unmittelbar wieder hell aufzujauchzen, denn es nahm die ganze Beruhigungsbemühung für einen baren Scherz und krähte nur desto dankbarer der jungen Mutter entgegen. Bald war denn auch wirklich das ganze Haus wach gekräht, und als ich mich angekleidet hatte, war jeder schon bei der Arbeit. Die fleißigen Männer hatten bereits die Zuckermühle in Bewegung gesetzt und der Destillirapparat war schon in vollem Gange. Vor dem warmen Ofenfeuer saßen vier Enkelchen des alten Schramm und freuten sich der Nähe des Feuers, des Großvaters und des Vaters, im Grunde lauerten sie wol auf den Zuckersaft, der aus der Mühle herausfloß. Denn sowie sie einmal officiell die Erlaubniß erhalten hatten, den Saft zu kosten, steckten sie die kleinen Zeigefinger hinein und schmeckten ihn mit Genuß. Dann

Digitized by Google

rannten die kleinen Zuckerlecker davon, um ihr Weſen mit Hühnern und Enten zu treiben.

Wir frühſtückten und ſchieden von der wackern Familie, die ihresgleichen kaum irgendwo finden mag.

Der Itajahy floß raſcher und rauſchte an manchen Stellen ziemlich heftig, ſodaß unſere beiden Bootsmänner recht tüchtig arbeiten mußten. Doch läßt ſich ſein Strom mit einem Dampfboot überall beſiegen. Furchtbar muß der Fluß ſein, wenn er, wie dies manchmal geſchieht, heftig anſchwillt. In Schramm's Hauſe ſah ich die Marke der Waſſerhöhe vom November 1855, die aber auch über alles Maß hinausging. Der Fluß muß gewiß um 40 Fuß geſchwollen geweſen ſein, ja man möchte kaum daran glauben, daß die Flut ſich ſo weit erſtreckt habe, wie ſie bezeichnet wird. Kaum hatten die Anwohner Zeit gehabt, ſich aus den Häuſern auf nahe Waldhöhen zu flüchten und ſo ihr Leben zu retten.

Im ſelben Verhältniß, wie der Lauf des Fluſſes ſchneller, wird auch der Wald an den Ufern gewölbter. Herrliche Waldkuppen treten an einzelnen Stellen bis dicht an den Strom und gewähren wundervolle Anſichten. Eher als man es erwartet, legt das Canot an, man ſteigt den Barranco des Fluſſes hinauf und ſteht vor der Stadt Blumenau.

Da muß ich aber vor allen Dingen eine Anmerkung machen, um meine Leſer nicht zu täuſchen. Es geht mit manchen Dingen und Namen, wie es mit jenem Löwen im Sommernachtstraum geht: er iſt kein rechter Löwe und das Publikum braucht nicht vor ihm zu erſchrecken. Und ſo iſt auch manche Wand keine wirkliche Wand, und hundert mal erſetzt eine Laterne auf der Bühne des Lebens den Mondſchein. Von Stimmung und gutem Willen hängt zuletzt alles ab. Kaum brauche ich an Heine's Brockenjüngling zu erinnern, der die gelbe lederne Hoſe im Glasſchrank als umnebelten Mond apoſtrophirt und in einen Oſſianiſchen Hymnus ausbricht.

Digitized by Google

Stadt Blumenau! Geneigter Leſer! Wenn du, wie ich, einige Stunden des Morgens und den ganzen vorhergehenden Tag im Prokruſtesbett eines Itajahycanots eingezwängt geweſen wäreſt, du würdeſt mit unendlicher Liebe und Nachſicht dem vor dir liegenden Etabliſſement die Qualität einer Stadt und der Stadt den Namen Blumenau von Herzen geſchenkt haben.

Die Stadt Blumenau hat den beſten Willen, eine Stadt zu werden. Vorläufig fehlt ihr aber alles, was eine Stadt conſtituirt. Von Kirche, Adminiſtrationshaus und ſonſtigen öffentlichen Bauten iſt noch keine Spur zu ſehen, auch ſtehen ſo wenig Häuſer am Wege, daß man unwillkürlich fragt: Wo iſt nun aber die Stadt?

Ein Empfangsſchuppen gleich links iſt in ſeiner einen Hälfte fertig, die andere iſt ein von Pfeilern getragenes Dach. In der erſten Hälfte iſt ein Raum für eine proviſoriſche Schule und für einen proviſoriſchen Betſaal, und einige Abtheilungen für etwaige Neuankommende, welche unbedingt nicht freundlich impreſſionirt werden.

Sehr hübſch iſt dagegen das Wirthshaus des Herrn Friedenreich, wo Dr. Blumenau wohnt und wir uns ebenfalls einquartierten. Herr Friedenreich iſt ein mit ſehr guten Kenntniſſen ausgerüſteter und vollkommen wohlerzogener Veterinär, deſſen freundliche, gutgeſinnte junge Frau ihr Haus wohl regiert; doch wollen wir von meinen lieben guten Emigranten in Blumenau nachher noch einiges erzählen.

Zu beiden Seiten des ziemlich ſchlecht gehaltenen Wegs ſtehen nun einige ganz hübſche Häuschen bis gegen eine Höhe hinwärts, wo ein ſehr gutes Paſtorenhaus gebaut wird und eine Kirche projectirt iſt; irgendwelche Spur iſt noch nicht davon zu ſehen. Das Ganze macht immerhin einen recht freundlichen Eindruck, beſonders wenn ſich der Neuankommende erſt an den Euphemismus „Stadt" Blumenau gewöhnt hat.



Digitized by Google

Neben dem Eindrucke des Freundlichen und Friedlichen macht das Etabliſſement aber auch einen wehmüthigen Eindruck. Wohin man blickt, wohin man geht, wo man ſteht, überall ſieht man, daß es abſolut an Geldmitteln fehlt, um dem Gemeindeweſen fortzuhelfen und die Colonie als eine Geſammtheit zum Blühen zu bringen. Kaum hier und dort ein Stückchen Weg, kaum hin und wieder ein Steg, nichts hat den Ausdruck einer Abrundung oder auch nur eines Fortſchreitens zu einer ſolchen Abrundung. Was an Wegen und Stegen gut geweſen ſein ſoll, iſt von der Ueberſchwemmung vernichtet worden. Seitdem fehlen die Geldmittel. Dr. Blumenau war, wie ich ſchon erſthin ſagte, eben von Rio zurückgekommen, ohne dort neue Unterſtützung gefunden zu haben. Seinen mit der Regierung gemachten Contract kann der gute Doctor nicht erfüllen, und ich kann mich nicht überzeugen, daß eine weitere Entwickelung ſeines Unternehmens möglich iſt.

Dieſe negative Ueberzeugung liegt nicht allein im Mangel an Geldmitteln begründet. Wollte ich meine Anſichten hier entwickeln, warum ich der Colonie Blumenau, wie ſie jetzt ſteht und liegt, keine gute Prognoſe ſtellen kann und ſtellen darf, ſo müßte ich gar manches darſtellen, was wegen ſeines Specialcharakters kein Intereſſe für die Oeffentlichkeit haben kann. Mein guter lieber Blumenau und ich haben uns in der Zeit meines Aufenthalts am Itajahy halb todt diſputirt, ohne uns in gar manchen Meinungsverſchiedenheiten auch nur um einen Zoll zu nähern. Wenn mich nicht alles täuſcht, ſo iſt Blumenau's Colonieunternehmen ein ſchlagender Beweis, daß das Privatunternehmen eines einzelnen in Coloniſationsangelegenheiten nicht rein und frei von mancherlei Einwendungen zu halten iſt, Einwendungen, die ſich hier und da ſelbſt zu gerechten Vorwürfen ſteigern laſſen.

Werfen wir nun einen Blick auf diejenigen, welche als

Digitized by Google

Einwanderer sich am Itajahy niedergelassen haben, so finden wir zu unserer Freude, daß die Hand der Vorsehung auch hier den deutschen Fleiß reichlich segnet. Das Land am Itajahy ist ausgezeichnet, alles gedeiht in reichlicher Fülle, namentlich ist der Zuckerrohrbau im schönsten Beginnen und verheißt eine glänzende Zukunft im selben Verhältniß, wie der Zuckerrohrbau in den Nordprovinzen aus Mangel an arbeitenden Sklavenkräften abnimmt.

Gleich am folgenden Tage nach meiner Ankunft machten wir einen hübschen Spaziergang durch den größern Theil der Colonie, welcher sich an dem kleinen Flüßchen Garcia hin erstreckt. Herr Friedenreich und Herr von Gilza, früher Artillerieoffizier, der jetzt Lehrer der Colonie ist, und wacker und gewissenhaft seinen Posten ausfüllt, begleiteten uns.

Auch hier am Itajahy und an der Garcia überkam mich jenes Gefühl von Staunen, Achtung und Bewunderung beim Anblick der Riesenarbeit, die der deutsche Arm durchsetzt. Da reiht sich, gerade wie in Rio-Grande und seinen Colonien, ein Schlachtfeld an das andere an; tief hinein in den Wald hat sich die Art gehauen, weit um sich hat das Feuer gefressen und das verzehrt, was nicht feuerfest war; aber die echten Waldriesen sind feuerfest: Zweige und Aeste sind verbrannt, aber die Stämme sind nicht verkohlt, kaum etwas angebrannt, und mögen noch manches Decennium liegen, ehe sie vermodert sind. Und zwischen diesem Wirrwarr schwankt das dichte Zuckerrohr hin und her, und mancher hübsche Weideplatz ist dem Urwald längst abgewonnen. Man vergesse nicht, daß ich im sogenannten Winter, im Juli, am Itajahy war, und deswegen weniger von dem lebhaften Colorit des Waldes und des Landbaues rede.

Geht man nun von einem Coloniehäuschen ins andere, so findet man mehr oder minder zufriedene Menschen.

Am glücklichsten sind diejenigen, die in Europa allein auf



Digitized by Google

ihre tüchtigen Fäuste angewiesen waren. Ehemalige Tagelöhner, Knechte, Gärtner u. s. w. gedeihen glänzend, zumal dann, wenn sie mit einer gesunden Frau verheirathet sind und alle Jahr ein Kind bekommen. Sie erinnern mich lebhaft an ganze Gruppen in S.-Leopoldo und Sta.-Cruz in Rio-Grande. Wirklich köstliche Familien trifft man dort und hier. Leute, die mit nichts anfingen, haben sich trotz vieler Schwierigkeiten herausgearbeitet und sind glücklich geworden, ja viele haben manche nicht ganz unbedeutende Schulden abarbeiten können.

Weniger günstig, ja zum Theil recht ungünstig sind die gestellt, welche in Europa den Uebergang vom Land zur Stadt bildeten und vielleicht nicht aus dringender Noth auswanderten. Namentlich sind die Frauen und Töchter in solchen Familien zu bedauern. Die Männer finden in der harten Urwaldarbeit und in dem Gelingen des Werks immer noch Trost, sehr häufig selbst Freude. Die Frauen aber, die in der schlechten Hütte oder dem Colonistenhäuschen wohnen, gedenken mit heißer Sehnsucht der kleinen, freilich armseligen, aber dennoch saubern Heimat, in der ihnen dieser und jener Lebensgenuß, manche Freude und immer die Hoffnung auf ein Besserwerden gegönnt war. Nicht so in den entlegenern Picaden an der Garcia! Ich traf eine Familie aus Hamburg inmitten einer eben sich entwickelnden Colonie. Der Mann war leidlich zufrieden und muthig. Die Frau aber war gedrückt! Das Haus ist noch gewaltig offen an allen Ecken und Enden; zwischen den schlanken Palmenstämmen, die meistens noch die Wände bilden, weht der Wind noch recht lebhaft durch, und der Verschlag, worin die Frau mit ihren drei Töchtern wohnt, ist noch lange, lange keine Wohnstube, wie mancher europäische Hausrath, der letzte Rest einer saubern Aussteuer, auch an den Pseudowänden umherstehen mag. Am allerwenigsten aber passen die Kinder, wie sie jetzt

Digitized by Google

noch aussehen, da hinein. Ein hübsches erwachsenes Mädchen von sauberm Ansehen zeigt Zoll für Zoll, daß sie nicht für Art und Hacke aufgewachsen ist. Eine zweite Tochter von etwa zwölf Jahren, die infolge der Seereise am Schiffstyphus gelitten hat, aber bereits wieder rüstig umhergeht, strahlt in wirklich lieblichen Farben und einer reizenden kindlichen Verschämtheit, die dem großgewachsenen Kinde so schön steht. Und nun noch ein drittes kleines Mädchen, eine kleine, wilde Hummel von hübschem Ansehen: was will das im Urwald? Alle leben in einer Art von Verbannung! Ja, wenn die Mädchen tüchtige Bauernmädchen wären und die Art schwingen könnten! Da bekämen sie nach der Reihe bald einen derben Mann, und das lebensfrische Ehepaar wäre im Stande, die Waldbäume mit der Wurzel auszureißen. So aber wie sie beschaffen sind, leiden sie tief an der Auswanderung nach Blumenau, von dem man in deutschen Zeitungen so viel Schönes gesagt hat. Und kann man es am Ende einer Mutter verdenken, wenn sie, ohne einmal an sich selbst zu denken, beim Anblick ihrer Töchter und der Urwaldswirklichkeit in tiefes Heimweh versinkt?

Auch Krankheit schlägt hart hinein in das Colonistenleben. Das Leben ist nur für gesunde Leute, nicht für Kranke. Im Hause des Anbauers ist kein Krankenlager, auch fehlt es an einem wirklichen Arzt. Da aber im Colonistenleben ein jeder seine Bedeutung hat und selbst zehnjährige Kinder mit ihrer Arbeit wichtig sind, so ist jedes Kranksein immer ein Rückschritt, ein Ausbleiben der Arbeit, auf die man rechnet. Ich habe Kinder von zehn Jahren gesehen, die sich zu kleinen Arbeiten vermiethet hatten, und außer dem Essen und Trinken täglich vier Silbergroschen verdienten. Erkranken sie, so bleibt den Aeltern eine bedeutende Hülfe aus, was in Europa nicht so allgemein gesagt werden kann.

Und wenn nun solche Kranke an den letzten Enden woh-

Digitized by Google

nen! Tief im Walde trafen wir eine eben gehauene Roça. Zwiſchen den umgeſchlagenen Bäumen ſtand ein ſehr armſeliges Häuschen, eine echte Palmitenhütte. In ihr ſaß eine eben vom Typhus aufgeſtandene Frau, die ſich einen Waldvogel zum Eſſen abrupfte; ein kleines Kind ſpielte um ſie. Der Mann war abweſend. Das Ganze machte einen düſtern Eindruck auf mich. Wer nur von der Romantik des Urwalds und des Coloniſtenlebens träumte, mag ſich ſolche Scenerie einmal recht ausmalen. Beſonders ſollten diejenigen ſie ſich recht ausmalen, welche im Begriff ſind leichtſinnig auszuwandern.

So findet man denn beim Durchſuchen des Coloniſtenlebens zwiſchen Fluß und Wald viel Freudiges, viel Betrübendes. Ich glaube beſtimmt, daß alles auch am Itajahy ſich vielmehr regeln und zum vollkommenern Guten wenden wird, ja ich denke, daß das ſchon in wenig Jahren geſchehen wird, wo es einer verſtändigen Verwaltung mit reichlichen Mitteln gelingt allen Anforderungen der Billigkeit und Menſchlichkeit vollkommen nachzukommen, wenn je im Menſchenleben etwas vollkommen genannt werden kann.

So war denn bei meinem erſten Beſuche einzelner Coloniſtenwohnungen in Blumenau mir ein im allgemeinen günſtiger Eindruck geworden. Wer aber einzelne Glanzpunkte im Coloniſtenleben am Itajahy, oder vielmehr in Blumenau kennen lernen will, dem rathe ich eine kleine Strecke weiter den Fluß hinaufzufahren und beim mecklenburger Landmann Preſtien einzukehren. Dort findet er einen ganz ausgezeichneten, biedern und wohlerzogenen Landwirth, der aus ſeiner großen Colonie ein nettes, ſauberes Gehöft gemacht hat, wie ich in deutſchen Colonien auf braſilianiſchem Boden kein beſſeres geſehen habe. Preſtien aber iſt auch ein Mann, der mit Kopf, Herz und Fauſt gleich mächtig ſchafft, und den ſich alle, die in Sta.-Catharina ſich anbauen wollen, erſt einmal

Digitized by Google

anſehen ſollten und ihn um Rath fragen. Jammerſchade, daß ſolch eine Perſönlichkeit nicht weiter ausgreift und einen Wirkungskreis hat, der über die eigene Zuckerrohrpflanzung hinausgeht. Ich hörte am Itajahy, Preſtien hätte eine Arbeit über den Landbau am Itajahy zum Druck nach Deutſchland geſandt. Falls dem ſo iſt, ſo muß ich auf alle Weiſe darauf aufmerkſam machen: Beſſeres möchte in den nächſten Zeiten unbedingt nicht zu erwarten ſein, und es ſollte jeder, der nach dem Itajahy auswandern will, ſich jene Arbeit recht zu eigen machen. Uebrigens ſoll Preſtien fortwährend nicht unbedeutende jährliche Subſidien von Europa beziehen.

Außer Preſtien muß aber auch Herr Herbſt beſucht werden, gewöhnlich der „Alte Herbſt" genannt. Ich beſonders nenne ihn hier ſo, um ihn von ſeinem wackern Sohn und meinem botaniſchen Freund Herbſt in Rio-de-Janeiro zu unterſcheiden, der kürzlich höchſt rühmlich eine botaniſch-gartenkünſtleriſche Sendung nach Mauritius für die kaiſerliche Regierung ausgeführt hat, und im Begriff iſt einen Kunſtgarten in Rio anzulegen.

Der alte Herbſt iſt aber gar nicht alt, ſondern von einer unverwüſtlichen Jugendfriſche. So wie er, als ehemaliger preußiſcher Beamter, eine ſehr gute Erziehung mit friſcher, tüchtiger Arbeitskraft vereint, ſo iſt auf ſeinem Grundſtück die anmuthigſte Gartenromantik mit prächtigem Feldbau vereint. Sein Haus liegt auf einem ziemlich hohen Vorſprung über dem Fluſſe, welcher Vorſprung ſich in einer Felsmaſſe in die Flut hineinſenkt. Das Haus iſt allerliebſt; der Vorſprung bildet einen kleinen ſchwebenden Garten von nettem Geſchmack mit wunderhübſchen Pflanzenformen. Dort hängt hoch über dem Fluſſe eine natürliche Steinbank, die wirklich reizend liegt oder hängt, wie man das gerade nennen will. Wer ſo griesgrämig an den Itajahy kommen ſollte, daß ihn der lebensfriſche alte Herbſt nicht gleich beim erſten Begegnen

Digitized by Google

aufthaute, der setze sich einen Augenblick auf die Loreleibank eines Felsens über dem Flusse und gestehe sich, daß es doch viel Wundervolles in der Welt gibt, oder er werfe sich von oben hinunter, denn er taugt nichts mehr für das Leben und ist unverbesserlich.

Uebrigens wohnt Herr Herbst nicht auf dem eigentlichen Gebiet der Colonie Blumenau, sondern außerhalb derselben, gerade so wie manche andere und zwar höchst tüchtige Anbauer am Itajahy. Es hat das seinen tiefen Grund in einigen Misverhältnissen, welche von eigenthümlichen Ansichten des Dr. Blumenau über den zweckmäßigsten Verkauf seines Colonielandes herrühren, und die ich absolut nicht theilen kann.

Beim Rückweg von Herrn Herbst besuchten wir auch eine große Ziegelei, wo eine recht liebe Familie wohnt, die mir freilich nicht zum Ziegelbacken am Itajahy geboren und erzogen zu sein scheint. Dennoch arbeitet der Familienvater Schäfer aus Pommern unverwüstlich mit seinen heranwachsenden Söhnen, und seine lebhafte und wohlerzogene Frau bewahrt bei allen Entbehrungen und vieler Arbeit ihren jugendlichen Lebensmuth mit einer seltenen Elasticität. Man weilt schon gern eine Stunde in einer so freundlichen Familie, wenn man auch mit einem leisen Bedauern weiter zieht und sich nicht verhehlen kann, daß derjenige einen tiefen Blick in das menschliche Gemüth geworfen habe, der als eine ernste Strafe die Exportation übers Meer ins ferne Land vorschlug. Selbst wo die Exportation aus freien Stücken, die Auswanderung mit lebensfrischem Muth geschieht, sinkt manchmal die Fassung auch des stärksten Gemüths auf Augenblicke, Tage, Jahre, und mehr als einer mag vergebens noch am Grabe neben dem Urwald die Hoffnung, die alte Heimat wiederzusehen, aufpflanzen. Ich kenne sogenannte starke Gemüther, die lauten Tadel aussprechen über jene schwachen Seelen, welche an einer europäischen, vaterländischen, heimatlichen Scholle haften, und

Digitized by Google

nicht am „großen Ganzen", an dem wirklichen „weiten Vaterland, der Welt" mit helfen wollen. Zu diesen Starken gehören namentlich die Agenten der Auswanderung, die per Kopf 30—40 Thlr. bekommen und recht eigentlich den Krebsschaden der Welt bilden. Mögen sich aber die schwachen Seelen, die nun einmal ausgewandert sind, ihrer lebhaften Heimatserinnerungen nicht schämen, sondern recht eifrig sich ihre neue kleine Heimat im fremden Lande herausbauen nach Muster der ältern, liebern! Das wünsche ich besonders den Auswanderern von besserer Gesittung und Gesinnung.

Der kosmopolitisirende Reisende wird aus seinen weltanschaulichen Betrachtungen oft durch Kleinigkeiten herausgerissen. Oft ist's ein Stein, den er aufhebt, oft findet er eine Euphorbiacee, die ihn anzieht, oder ein Schmetterling flattert vorüber und die Freude des Reisenden an der ganzen Welt concentrirt sich im kleinsten Rahmen. Bei Schäfer's war es ein süßes Kind von sieben Jahren, was mich vor allem begeisterte. Es gibt nun einmal nichts Wonnigeres als solch ein Kindergesicht, und es läßt sich auch gar nicht singen, sagen und beschreiben: besonders nicht denen, die eine Beschreibung vom Itajahy haben wollen und sich gar nicht um das liebe flachsköpfige Kindergesindel am Ufer des Flusses kümmern mögen.

An einem folgenden Tage machten wir eine gar herrliche Fahrt den Itajahy hinauf, um weiter durch den Wald bis zum Salto, dem Wasserfall des Itajahy zu gelangen. Je höher man den Fluß hinauf kommt, desto heftiger braust er, und wer nicht ganz besonders geschickte Canoeiros, Canotführer hat, nehme sich recht in Acht. Herrlich gestalten sich zwischen dem Anbau oben auf den Ufern einzelne schroffere Waldpartien und Felsbildungen, um welche trotz der ausruhenden Jahreszeit oft ein ganzer Frühling zu blühen scheint. Wie herrlich muß der Itajahy um Fastnacht sein, wenn der Wald

Digitized by Google

seine vollen Blütenreichthümer ausgestreut hat und tausend bunte Schmetterlinge um die luftigen und duftigen Kelche umherflattern und aus ihnen den Himmelsthau schlürfen.

Bei einer der letzten Ansiedelungen hielten wir mit unserm Canot still und stiegen aus, da ein Befahren des Flusses höher hinauf leicht zu einer unfreiwilligen Badepartie Anlaß gibt. Hier trafen Burkart und ich unsere beiden treuen Begleiter Friedenreich und von Gilza.

Ein köstliches junges Ehepaar wohnt hier, Auswanderer, wie sie womöglich alle sein sollten; beide blutjung, gesund bis zum Platzen und gewiß unendlich ineinander verliebt. Sie haben sich aus Palmstämmen das Häuschen ungemein zierlich zurecht gezimmert; die Wohnzimmerabtheilung ist hübsch geschmückt mit kleinen Bildchen, bunten Tukanfellen und andern farbigen Waldgeschichten. Hinter dem festen Tisch ist eine feste Bank aus kleinen Palmstämmen, mit einer eben solchen Fußbank gemacht: man kann keinen gemüthlichern Winkel für zwei Personen sehen. Ein kleines Gärtchen vor dem Hause hat nicht nur einige hübsche Blumen, sondern sogar höchst zierliche Schneckenhausverzierungen und Muscheleinfassungen. Das ist die provisorische Spielerei der jungen Frau, faute de mieux, denn sie ist noch nicht lange verheirathet. Dazu ist das Feld hinter dem Hause köstlich bestellt, und das Zuckerrohr wuchert hoch auf. Es ist eine helle Freude, so jungem Ehevolk ins Gesicht, ins Haus, ins Feld zu schauen! Da ist alles Zufriedenheit, Glückseligkeit, fröhlicher Lebensübermuth, da trifft man die rechten Einwanderer, die richtige Menschenklasse, die beim Colonisiren den Nagel auf den Kopf trifft. Und, das muß ich offen gestehen, von diesem Schlage trifft man die meisten in solcher Colonie, selbst da noch, wo eine vorhergegangene europäische Erziehung ihnen die Feldarbeit, die ihnen unter dem Drucke der Heimatsetikette verboten war, nicht eben zu erleichtern scheint. Wie ist es denn am Ende mit den

Digitized by Google

meiſten jungen Ehepaaren in einer neuen Colonie? Das junge Volk wandert aus, weil es heirathen möchte und unter dem Drucke der Verhältniſſe nicht heirathen darf. Oder ſie verlieben ſich unterwegs; auf einem ſo engen Schiffe kann man ſich nicht ausweichen. Iſt gerade ein Paſtor am Bord, ſo kommen unterwegs Trauungen genug vor. Wo nicht, ſo müſſen ſie Huon und Rezia ſpielen. Glücklicherweiſe geht aber das Schiff nicht deswegen zu Grunde: wie viel Coloniſtenſchiffe würden ſonſt ankommen? Angekommen, übernimmt das junge Paar ein Stück Land; beide machen ſich eine proviſoriſche Hütte, beide ſchlagen ihre Roça; der Mann geht tageweiſe auf Tagelohn, damit ſie etwas zu eſſen haben, und ſo dauert es gar nicht lange, bis ſie ihr Palmenhäuschen fertig haben und ihre kleine Colonie in Ordnung iſt, gerade wie bei jenem jungen Ehepaar, wo wir anlegten. Und da ſie nun alle gern heirathen wollen, alle, welche jung nach dem Itajahy, oder ſonſt wohin wandern, ſo iſt ſelbſt bei jungen Leuten, namentlich bei jungen Mädchen, die Partie bald gewonnen. Sie packen die Art beim Stiel und heirathen ganz getroſt und unbefangen, man kann keinen köſtlichern Communismus ſehen.

Wir gingen in den Wald hinein und kletterten meiſtens längs des Fluſſes über alle Hinderniſſe hinweg, welche die Natur dem Wanderer im Urwald entgegenſtellt. Baumſtämme ſind umgeworfen und liegen zu den bizarrſten Barrikaden umher, Schlingpflanzen verſperren den Weg, Felsblöcke müſſen umklettert werden, oder man voltigirt mit Händen und Füßen längs einer jungen Palme, die gerade über einen Bach hinüberhängt. Es iſt eine rechte Turnfahrt ſolch Wandern. Dazu knallt wol die Jagdbüchſe dazwiſchen, und oben aus dem Gipfel des ſchlanken Araçabaums ſtürzt ein prachtvoller Tukan herab, der eine ebenſo ausgezeichnete Suppe wie einen leckern Braten abgibt.

Digitized by Google

Dann brauſt der Strom heftiger. Man ſteigt aus dem Walde heraus ans Flußbett. Die ganze Flußbreite iſt von ſchwarzen Felſen durchſetzt, zwiſchen welchen in einer Menge von kleinen Waſſerfällen der Itajahy hindurchbrauſt. Eine herrliche, wilde Urwaldsſcenerie, an der man ſich, am ſtillen Ufer auf dem überſchatteten Geſtein lagernd, nicht ſatt ſehen kann!

Unterdeß haben ſich die Canoeiros mit ihrem leichten Fahrzeug den Fluß hinaufgearbeitet, nicht ohne tüchtig durchnäßt zu ſein bei ſo mancher Gelegenheit, wo eine brauſende Cachoeira, eine Stromſchnelle zu beſiegen war. Um aber den eigentlichen Salto zu ſehen, muß man ans jenſeitige Ufer fahren.

Wir ſchifften uns ein. Die Fahrt ſchien mir höchſt riskant zu ſein. Hart neben den kleinen Waſſerfällen ward das Canot zwiſchen Felſen durch die ſchäumende und wirbelnde Flut gegen den brauſenden Strom angetrieben, der faſt unbeſiegbar ſchien. Kaum gewannen die Canoeiros einen Fuß breit nach dem andern und gelangten ſo ans jenſeitige Ufer, wo das Waſſer ruhiger war. Wir ſtiegen aus und begannen eine keineswegs gefahrloſe Kletterei.

Unmittelbar am tobenden Fluß erſtrecken ſich ganz nackt die Felswände in cyklopiſchen Maſſen aufwärts. Von Block zu Block muß man längs der ſchroffen Wand hinklettern, ja manchmal hängt man im eigentlichſten Sinne des Worts über dem Waſſer und muß ſich mit den Händen aufwärts ziehen. So gelangt man an den eigentlichen Salto.

Hier hat des Waſſers Gewalt eine mächtige Breſche geriſſen durch die hemmenden Felsmaſſen. Mit raſender Gewalt ſtürzt der Strom gegen das ſchwarze Thor und tobt hinab in den Abgrund. In wilden Wirbeln legt er dann vollends den Weg zurück zwiſchen den zerhackten Wänden des Kanals und tritt endlich heraus aus der wilden Sturzpartie.

Digitized by Google

Burkart verglich den Fall mit dem Rheinfall bei Schaffhausen. Wild genug ist er schon und allerdings herrlich und großartig, obgleich er mit dem Fall von Caveiras bei Lages an Massenhaftigkeit gar nicht zu vergleichen ist.

Auf dem kahlen Felsen des Salto hielten wir unser Frühstück. Hoch über uns hingen die schweigenden Waldkronen, neben uns donnerte der Strom hinunter; keine Menschenspur, kein Culturversuch hatte hier die wilde Natur beleidigt.

Unsere Canoeiros hieben mit ihren Waldmessern eine Picade oben durch den Wald, um uns das Klettern über den Felsen zum Canot hin zu ersparen. So kamen wir zwar langsamer, aber auch ohne alle Gefahr zum Canot zurück und schifften uns wieder ein. Pfeilschnell schoß der ausgehöhlte Baumstamm im brausenden Wasser dahin, aber eben nur eine Strecke. Es war gerathener für uns, uns zu Fuß weiter durch den Wald zu schlagen und das Canot weiter unten warten zu lassen am kleinen Gehöft des jungen Ehepaars, wo wir uns am Morgen getroffen hatten.

Da hatte die junge Frau sich denn ganz hübsch angezogen und uns ein Mittagsessen gemacht, so gut eine beginnende Colonie das erlaubt.

Mit herzlichem Danke schieden wir von den guten Leuten und fuhren den Fluß abwärts. Bei vielen kleinen Ansiedelungen, unter deren Flußrand wir durchfuhren, standen die Männer auf der Lauer, um uns als Ehrensalve ihre Flinten loszuschießen. Das gab ein lustiges Knallfeuer, was wir mit der Artillerie unserer Fregatte, mit Büchsen und Pistolen nach Kräften erwiderten, bis wir unten am „Stadtplatz" anlegten.

Unmöglich kann ich in der Erinnerung an Blumenau an den Stadtplatz anlegen, unmöglich von ihm Abschied nehmen, ohne mit der herzlichsten Dankbarkeit und wirklicher Rührung an eine Gruppe guter, lieber Menschen zu denken, die da-

Digitized by Google

selbst wohnen, und mir in so ununterbrochener gütiger Weise die lieben Asyle ihrer Häuser geöffnet haben.

Um den einsam stehenden Dr. Blumenau hat sich eine Schar lieber Menschen versammelt, zum Theil mit ihm verwandt, die eigenthümlicherweise zum großen Theil von braunschweigischen Pastoren herstammt. Ich war kaum in Blumenau angelangt, als alle den ihnen ganz fremden Reisenden, der ihnen am Ende ja ganz gleichgültig sein mußte, unter sich aufnahmen in jener zwanglosen und dennoch vollkommen europäisch gesitteten Weise, die immer das Wohlthuendste ist, was der europäische Reisende treffen kann. Wenn die Wanderung des Tages durch wilde Naturscenerien hindurch, das Aufsuchen von halbcultivirten Roças, das leidenschaftliche Discutiren über Colonisation zu Ende war: dann war es mir eine seltsame Wohlthat, von den kaum aufgefundenen Freunden in ihre Wohnungen geführt zu werden, wo über aller wilden Naturscenerie, aller halbcultivirten Roça und jeglichem leidenschaftlichen Discutiren erhaben und uns selbst erhebend, liebe Frauenhände und Frauensitte das Zimmer geordnet hatten, und zuletzt noch ein deutsches Lied aus deutschem Frauenmunde seinen orphischen Klang verbreitete.

Kaum darf ich hier einzelne Namen nennen. Ein liebes Pastoren-Ehepaar habe ich am Itajahy kennen gelernt, den Pastor Herrn Hesse und dessen freundliche, edle Gattin. Sie wohnten damals oben im Hause des Herrn Friedenreich, bis ihr freundliches Haus fertig gebaut sein wird.

Je mehr ich beide achten und verehren gelernt habe, desto höher ist auch mein Unwille gestiegen über die ganze Art und Weise, wie man gegen den arglosen und biedern Mann gehandelt hat, als man ihn in Europa engagirte. Er ward zum 18. Nov. nach Hamburg zur Einschiffung bestellt, und legte am 14. Nov. sein Pfarramt nieder. Mit Frau und Kindern kam er nach Hamburg. Aber es lag kein Schiff

Digitized by Google

segelfertig, wie sehr auch Hühn & Comp. ihn zum Kommen aufgefordert hatten. Erst am 6. Mai konnte er in See gehen. Unterdeß hat man ihm per Tag neun Silbergroschen bezahlt, womit der Betrogene nicht auskommen konnte. Für sonstige Anleihen hat man ihm Wucherzinsen abgefordert. Auch in Hinsicht der freien Passage nach Blumenau sind schlechte Geschichten mit dem arglosen Manne vorgekommen, ja man hat ihm nicht einmal vom Tage seiner Einschiffung an, sondern erst vom Tage seiner Ankunft in Blumenau an seinen Gehalt festgesetzt. Kurz man hat den Mann in solche Bedrängniß gebracht, daß er eine für seine Besoldung bedeutende Schuldenlast nach Blumenau mitgebracht hat, an deren Deckung er, so wie diese Deckung stipulirt ist, fünf bis sieben Jahre arbeiten muß, — ein freudiges Beginnen eines schweren Wirkungskreises im fremden Welttheil, zumal wenn man dafür eine liebe Heimat und eine Berufsstellung aufgegeben hat!

Auch die Zuertheilung eines Urwaldgrundstücks scheint mir eine schiefe Geschichte zu sein. Ein Pastor soll nicht selbst seine Roça schlagen, und die Frau Pastorin Hesse soll es auch nicht. Tagelöhnerarbeit ist zu theuer, was soll also der Pastor mit seinem Grundstück? Ich habe den Pfarrkindern vorgeschlagen, freiwillig das Land ihres Pastors zu bearbeiten, und ich hoffe, sie werden es thun.

Aber mein lieber geistlicher Freund am Itajahy läßt sein Gottvertrauen keinen Augenblick fahren, und es hilft ihm aller Wege. So hat seine Sorge, wie gewissenhaft er sie auch nimmt, uns in den Stunden unseres Beisammenseins keineswegs gestört, und ich möchte von Herzen, daß es ihm mit diesen Stunden ginge, wie mir selbst; sie sind mir keine verlorenen Stunden gewesen und werden es auch nie werden.

Am 25. Juli, dem letzten Tage meines Aufenthalts in Blumenau, war Gottesdienst. Ein Theil des Empfangsschuppens ist für den Gottesdienst eingerichtet worden; der kleine

Digitized by Google

Raum war stärker besucht, als die Kirche in Rio zu sein pflegt. Die Rede des Pastors war ernst und gewaltig. Der Gesang der Gemeinde war von keiner Orgel begleitet, aber ging vollkommen gut seinen Gang. Aber wie erbärmlich war das Lokal, zumal im Vergleich mit dem Hotel.

Der 25. Juli am Itajahy! Der Tag ist mein Geburtstag, er ist der Geburtstag meines lieben jüngsten Töchterchens! Und nun war er gar ein Sonntag! Ja er endete, gerade als ob er am Itajahy recht mein Festtag werden sollte, mit einem Festabend, den uns allen ein freundliches Ehepaar bereitete, Herr Gärtner, der Neffe und Stellvertreter des Dr. Blumenau und dessen liebliche Gemahlin, das einzige Kind eines braunschweigischen Landpredigers. Ein Seitenhaus des hübschen und saubern Wohnhauses war von Feenhand zu einer Festhalle umgewandelt, deren Wände von allem, was der Urwald an herrlichen Pflanzenformen nur immer liefern kann, dicht bedeckt und versteckt waren. Der Anblick war selbst für einen abgehärteten Reisenden, wie ich bin, entzückend: was würde ein Europäer, der nie an die Tropenzone hinanstreift, von der Pracht solcher Halle zu sagen gehabt haben?

Alle Güte und Liebe aber, die mir an jenem Abende zu Theil ward, verschweige ich hier, ich werde sie nie vergessen. Die allgemeine Fröhlichkeit hielt uns bis tief in die Nacht hinein zusammen, ja fast hätte uns das erste Morgengrauen des 26. Juli noch auf unserm Feste vom 25. ertappt.

Kaum einige Stunden darauf saß ich mit Dr. Burkart im Canot. Oben am Rande des Flusses standen meine lieben Blumenauer, zum letzten male winkten wir uns zu; die Männer schossen ihre Flinten ab, unser Fahrzeug glitt um die nächste Waldecke und die Colonie war vor meinen Augen verschwunden.

Wie oft nun auch auf der weiten Reise ich mich namentlich von deutschen Landsleuten ungern trennte, so erfüllte mich

Digitized by Google

dennoch diesmal mein Scheiden von den guten Menschen hinter dem Walde mit Wehmuth.

Was könnte aus dem Itajahy werden! Welche Segensfülle kann sich an seinen Ufern entwickeln zum Heil und Gedeihen des brasilianischen Kaiserreichs und der Einwanderer! Wie mächtig und frisch zieht der schöne, breite und meistens auch tiefe Strom seine Bahn durch die dichten Waldungen! Wie köstlich ist nicht das Land auf seinen Ufern, wie gesegnet die deutsche Arbeit in seinen Feldern!

Und wie kommt es, daß, nachdem von Dr. Blumenau eine lebhafte Anregung zur Bebauung der herrlichen Stromufer in gewissen Grenzen gethan und eine rüstige Bebauung wirklich angefangen und zur ersten Entwickelung gebracht ist, augenblicklich eine gewisse Stockung, ein Schwanken, ein Siechen des jungen Unternehmens eingetreten ist? Wie kommt es, daß man von oben herab, nachdem man dem Blumenau'schen Colonisationsplan volles Gehör, willigen Vorschub und schöne Geldmittel ohne alle Procente gegeben hatte, nun erst abwarten will, ob der Unternehmer auch seine contractlichen Verpflichtungen gegen die Regierung erfüllen kann und — was noch viel wichtiger ist — gegen alle diejenigen, die da voll Vertrauen allein oder mit Weib und Kind und dem letzten Reste ihrer Habe über Meer kommen?

Ich glaube keinen übereilten Ausspruch zu thun, wenn ich behaupte, daß es der Regierung viel weniger, ja kaum etwas darum zu thun ist, ob stricte Verpflichtungen gegen *sie* selbst erfüllt werden, wenn nur die *Einwanderer* zufrieden gestellt werden und zur vollen Entwickelung ihrer Kräfte und Thätigkeit und damit zu einer festen Ansiedelung gelangen. Die Regierung hat eben nur ein einziges Interesse: das Aufblühen der Einwanderung und das Gedeihen der jungen Colonien. Dafür möchte sie alle nur möglichen Opfer bringen. Bei jeglichem Privatunternehmen aber wird aus diesem einen einzigen



Digitized by Google

Interesse ein dreifaches. Die Regierung will ihr Interesse gegen den Coloniegründer behaupten und ihre Gelder nicht nutzlos verloren gehen sehen. Der Unternehmer will, und mag er sein, wer er auch will, aus der angeregten Einwanderung baren Geldnutzen ziehen, sie wird ihm zu einer Handelsspeculation, zu einem Geschäft und geräth so himmelweit ab von der Bahn eines humanen Unternehmens, daß es nicht ohne harte Verstöße gegen Billigkeit und Schicklichkeit durchzuführen ist, wenn auch immerhin ein gewisser Rechtsboden, ein vorher stipulirter Rechtsvertrag eingehalten wird.

Gelingt nun eine solche auf Menschenübersiedelung beruhende Geschäftsspeculation nicht, wie ja manchmal die besten Handelsspeculationen nicht gelingen, so soll die Regierung von ihrem Interesse, ihrem Rechtsboden abtreten und Indulgenzen eintreten lassen. Sie thut es ganz bestimmt, wenn sie die volle Ueberzeugung gewinnt, daß nun den dritten Interessirten, den Einwanderern, außer dem vollen Rechte auch volle Billigkeit, Nachsicht, Indulgenz u. s. w. von seiten des vermittelnden Unternehmers geschehe. Möglich ist es, daß beim Blumenau'schen Unternehmen der Regierung diese volle Ueberzeugung nicht geworden ist, einer Menge von andern Umständen gar nicht zu gedenken, die einem nur einigermaßen aufmerksamen Beobachter beim Besuch der Colonie in die Augen fallen müssen.

Eine Discussion darüber gehört nicht hierher. Wenn ich aber den ganzen Ernst der Frage, ob unter Blumenau's Leitung die Colonie Blumenau in einer allen gerechten und genehmen Weise sich fortentwickeln könne, mir vor die Seele stelle, und ich mir dabei nicht verhehle, daß vielleicht der eine oder andere je nach meiner Beantwortung nach dem Itajahy wandern möchte, so kann ich die von mir aufgestellte Frage nicht mit Ja beantworten, kann mir nicht denken, daß die Colonie, so wie sie jetzt steht, weiter gehen kann.

Digitized by Google

Dieſe volle, klare, lebendige Ueberzeugung war es, die mich beim Abfahren von der Colonie mit Wehmuth erfüllte. Gerade all die freundlichen, wackern Menſchen, mit denen ich zuſammenkam, die mir ſo harmlos und gütig ihre Häuſer öffneten, ſtehen dem Dr. Blumenau zunächſt ja ganz nahe und verdanken gerade ihm und ſeiner Güte die Geſtaltung des traulichen Aſyls, was ſie ſich am Itajahy eingerichtet haben. Es würde ein hartes Eingreifen ſein in die freundlichen Lebensverhältniſſe am Stadtplatz von Blumenau, wenn die Stellung des Doctors eine andere werden ſollte.

Wenn aber einmal der Grund weggefallen iſt, warum man jetzt mit abwartender Rückſicht und Zögerung die Geldquellen zur Belebung der Colonie ſparſam fließen läßt, wenn einmal und zwar bald, ſo Gott will, die Regierung in vollſter Freigebigkeit Mittel und Wege öffnet zur kräftigen Entwickelung der Anlagen am Itajahy: ſo wird die Colonie Blumenau zu einem Gedeihen, zu einer Kraftentwickelung gelangen, wie kaum irgendwo eine Colonie gedeihen kann. Menſchen und Geld, beide von einer tüchtigen Perſönlichkeit in Bewegung geſetzt, können und werden dort Wunder thun und aus der Einſamkeit der Gegend das lebendigſte Treiben producirender Kräfte hervorrufen. Dahin muß mit allem Eifer, mit aller Anſtrengung und Beharrlichkeit gewirkt werden, und ich halte es recht eigentlich für Pflicht und Gewiſſensſache eines jeden, der den Strom beſucht, darauf zu hoffen! Geld und Menſchen, Menſchen und Geld! Möchten beide doch bald im vollſten Maße dem Itajahy entgegenſtrömen in kräftiger Springflut! *Menſchen*, nicht beſchwatzt durch Agenten und lügenhafte Ankündigungen in den Zeitungen, ſondern geleitet von ſicherer Ueberzeugung zur eigenen Kraft und deren freieſter, ungehemmteſter Entwickelung; *Geld*, nicht in ſparſamer, ängſtlicher Verwendung und dem Rückhaltsgedanken, daß jeder einzelne auch dabei verdient, ſondern in reichlichem Maße und



Digitized by Google

zur vollsten Bestreitung des Nothwendigen und Nützlichen, damit die Auswanderer gedeihen und kräftig aufwachsen, ohne unter der Aengstlichkeit eines Privatunternehmers zu leiden!

Nur keine Privatspeculanten wieder! Wie oft, ja wie ununterbrochen möchte ich das ausrufen, wenn vom Colonisiren die Rede ist. Sie sind aber alle, auch die besten, wenn sie überhaupt gut sein können, Speculanten; ich kann ihnen den Ausdruck nimmermehr ersparen, Speculanten von verdächtiger Färbung und unklarem Charakter. Wenn sich noch ferner Unternehmer zu solchem Colonialunternehmen finden sollten, so lasse man sich nicht wieder darauf ein. Wenn ihre Sache auf nur einigermaßen guten Principien beruhen will, so kommen sie nicht zu Stande und fallen auf halbem Wege zusammen, wie am Itajahy schon zwei derartige Beispiele existiren. Und statt der Auswanderungsfrage genutzt zu haben, thun sie ihr den größten Schaden. In ihrer eigenen Unzulänglichkeit desacreditiren sie das Land und finden die Schuld nie in sich, sondern in der Landesregierung, und salviren sich durch eine gutgeschriebene Publication in Europa.

Einen Augenblick fuhren wir bei den guten Schramm's vor, um uns von den biedern Leuten zu verabschieden. Auch zu einigen andern Anwohnern des Flusses, die außerhalb des Blumenau'schen Colonialverbandes wohnen, gingen wir, um möglich vieles zur Kenntniß des Itajahylebens einzusammeln, wobei ich vielfach Gelegenheit hatte, mich immermehr zu überzeugen, wie bedeutend der schöne Fluß zur Entwickelung eines kräftigen Colonielebens unter specieller und directer Pflege und Leitung der Regierung geeignet ist.

Am längsten verweilten wir beim Kapitän Florer, einem der bedeutendsten Anwohner des Itajahy, der mir einige interessante Auskunft über Wege und Brücken gab, die von der Barre des Flusses zur Colonie angelegt worden waren. Es scheint alles wieder eingefallen und verkommen zu sein, und

Digitized by Google

die ganze Arbeit muß von ſachverſtändigen Leuten unter Verwendung hinreichender Geldmittel von neuem beginnen. Bis jetzt iſt alles nur kümmerlich geweſen, manches vielleicht nur Scheinarbeit.

Ein furchtbares Gewitter bekamen wir auf dem Itajahy. Im kleinen Canot war unſere Lage keineswegs behaglich. Die Blitze tobten herab auf die mächtigen Bäume des Ufers, daß der ganze Wald krachte. Der Regen goß in Strömen. Erſt ſpät am Abend kamen wir bei Sallentien an, und doppelt behaglich erſchien uns das wohnliche Haus der freundlichen Bewohner.

Gleich am folgenden Morgen bekamen wir Pferde und konnten ſchon um Mittag mit denſelben den breiten Fluß paſſiren. Die Pferde ſchwammen mit einiger Mühe durch das weite Gewäſſer. Breitere Fähren, wodurch das Ueberſchiffen von Thieren und Menſchen erleichtert werden möchte, exiſtiren in der Provinz principiell nicht, und der Reiſende muß ſich damit begnügen, öffentlich auf den Scandal aufmerkſam zu machen. Vor dem Ueberſetzen über den Fluß hatte ich Muße, die Frequeſie, das Oertchen an der Barre mir etwas anzuſchauen.

Viel iſt noch nicht davon zu ſagen. Ein bedeutender Handelsort wird er nicht werden; die Einfahrt in das Baſſin der Flußmündung iſt nicht gefahrlos und muß von einem guten Lootſenſyſtem überwacht werden. Doch können mäßig große Schiffe unter Umſtänden ohne Schaden einlaufen.

Wir trabten mit unſerm braſilianiſchen Begleiter, von dem wir Pferde genommen hatten, weiter und kamen bald an einen andern Fluß, an welchem man ebenfalls abſatteln muß. Später kommt noch einer, und vom ewigen Abſatteln und Durchſchwimmen wird man ärgerlich und die Pferde werden matt davon. Auch das Land ladet nicht eben zum Reiten ein. Meiſtens reitet man auf dem Sande des Seeufers, welches

Digitized by Google

zwar oft ganz romantisch aussieht, aber dennoch ziemlich verödet und arm ist. An Itapocoroi ist nichts zu sehen. Aber Penha ist ein allerliebster, kleiner Ort, wo auch Deutsche wohnen. Vor einer Vende sprachen wir mit einigen; die eine Tochter vom alten Adam ist dort verheirathet. Gern wären wir dort geblieben, aber wir wollten am folgenden Tage gern in S.-Francisco sein und hatten noch einen Abendritt zu machen. Man warnte uns davor; viel Gesindel wohnt dort an der Küste; erst vor zwei Monaten hatte man einen Reisenden erschlagen und ausgeplündert. Zu drei Mann aber ist gegen Lumpen keine Gefahr, und wir ritten bis 9 Uhr in den Abend hinein bis Barra-Velha, ohne Flibustier zu treffen.

Barra-Velha ist eine Gegend, kaum ein Oertchen. Wir fanden kaum noch ein Unterkommen, und ein Abendessen aus Fischen und Maniocmehlbrei. Und doch war beides vortrefflich. In Ermangelung eines Tisches ward das Essen auf dem Fußboden servirt; wir lagerten uns darum und aßen nach Kräften. Derselbe Fußboden diente uns auch zum Schlafen und wir schliefen vortrefflich. Auf Reisen ist alles gut, und alles, was noch leidlich abläuft, ist wundervoll gewesen.

Wir schliefen die ganze Nacht ruhig trotz der Mordgeschichten, die man in Penha zu erzählen wußte. Am folgenden Morgen verlangte aber mein brasilianischer Begleiter selbst, ich sollte für den Morgenritt meine geladenen Pistolen umschnallen. Recht angenehm das. Die Gegend, wo man auf Anrathen aller Kenner mit Pistolen reiten muß, heißt Pissarros und ist schauderhaft. Man reitet etwa vier Stunden ununterbrochen auf dem Meeressand, welcher mit Treibholz dicht bedeckt ist. Die Gegend ist öde und traurig, recht ein Terrain für Spitzbuben. Meilenweit sieht man den Reisenden kommen, meilenweit kann er um Hülfe schreien, ohne gehört zu werden. Landgensdarmen gehören hier zu den Luxusartikeln, ja der alte Neger von Amorim, der mich den Tejucas

Digitized by Google

hinunterfuhr, warnte mich besonders vor der Gerichtsbarkeit in Pissarros. An der Mündung des Itapecu machten wir auf ödem Sande halt. Hier ist eine eigenthümliche Küstenbildung. Der ansehnliche Fluß Itapecu hat hier ein wirkliches, etwa drei Meilen langes Haff gebildet. Die Mitte der Sandzunge ist durchbrochen und mit großer Schnelligkeit schießt der Fluß durch die Lücke ins Meer.

Wir befanden uns zwischen dem Meere und dem schmalen Binnensee des Itapecu. Lange mußten wir schreien, ehe sich jenseits der Lagoa ein Mann zeigte und ein Canot vom Ufer abstieß. Wir sattelten ab, ich fuhr zuerst mit sämmtlichem Gepäck ab. Mit dem kleinen Fahrzeug kann man aber nicht quer über den Strom fahren, man muß einen Bogen durch die schmale Lagoa machen, um der Strömung aus dem Wege zu gehen; ja eins unserer Pferde, ein sehr schlechter Schwimmer, mußte erst über die Lagoa ans Ufer des Festlandes gebracht, dort eine Strecke längs des Ufers geführt und dann wieder über die Lagoa zurückgeschwemmt werden, um der Strömung auszuweichen. Ich stand, von meinen Reisegefährten durch das Wasser getrennt, lange allein mit dem Gepäck auf dem Sande, doch waren die Bootsleute, wenn sie auch in manchen unangenehmen Färbungen schillerten, wohl ordentliche Leute; es fiel nichts vor, und unsere mühsame und langdauernde Passage über den Itapecu lief glücklich ab. Kaum brauche ich dabei zu bemerken, daß der eigentliche Fährmann am Itapecu nicht zu Hause, sondern wie immer im Felde war, und die Leute, die uns halfen, sich nur ein Privatvergnügen daraus machten, uns für Geld und gute Worte überzufahren.

Solchem Privatvergnügen verdanken wir es auch, daß wir überhaupt nach der Insel kamen. Wir waren vom Itapecu nördlich auf dem öden Sandufer weiter geritten und kamen an den Meeresarm, der die Insel S.-Francisco vom Festlande trennt. Hier aber ist kein Fährhaus, vielmehr überläßt

Digitized by Google

die öffentliche Verwaltung es in der liberalsten Weise den Reisenden, ganz nach Gutdünken zu verfahren. So entdeckten denn auch wir am Strande ein Haus mit verschiedenartigen Menschen und Booten. Die Pferde wurden durchgeschwemmt und sollten auf Umwegen mit Hindernissen nach einem Fischerhause gebracht werden, wohin wir selbst etwa eine Meile nordwestlich fuhren. Zu beiden Seiten des breiten Meeresarms ist Sumpfufer und Manglegebüsch, hinter welchem kaum hier und dort ein höheres Terrain herausragt. Kleine Flüsse oder Bäche kommen aus dem Gewirr der Rhizophoren heraus; oft liegt das eine oder andere Canot an der Mündung und beweist, daß dennoch Anbau im Innern des Tieflandes ist. Dann ward der Boden ganz fest; ein wunderhübscher Palmenwuchs that sich auf und wir legten vor einem netten Fischerhaus ans Ufer.

Ein alter Fischer führte uns in seinen originellen Haushalt ein und ließ uns für Geld und gute Worte Essen bereiten. Die ganze rustike Wirthschaft hatte etwas Seltsames, Poetisches an sich. Das Haus mit seinen Fischernetzen, seiner Bananenpflanzung, seinen hohen Palmen, dem wellenlosen und spiegelglatten Meeresarm, der einem Landsee glich und nur von springenden Fischen an seiner Oberfläche erregt ward, oder von einem vorüberziehenden Canot, dann in weiter Ferne ein blaues Gebirge, das alles machte sich gar gut und in seiner Einfachheit wirklich romantisch; ein leichter, leise rauschender Regen störte den Effect der Scenerie keineswegs.

Dann kamen die Pferde und wir sattelten. Immer sind doch diese humoristischen Naturmenschen mit Witzworten bei der Hand. Ich erfuhr, daß die schneeweiße Stute, die ich ritt, das beste Rennpferd im Norden von Sta.-Catharina, allgemein unter dem Namen der Allemóa, der „Deutschen" bekannt wäre. Die deutschen Frauen der deutschen Einwanderer kamen den braunen Autochthonen der Gegend und ihren

Digitized by Google

Mischlingsdescendenten so weiß vor, daß jene seitdem sogar weiße Stuten „Deutsche" nennen. Im Namen meiner blonden Landsmänninnen ärgerte ich mich über den schlechten Witz, mußte aber dennoch meinen rio-grandenser Sattel noch einmal auf meine arme, schneeweiße Thusnelda werfen und darauf weiter reiten.

Die Insel S.-Francisco ist im allgemeinen ganz hübsch angebaut. Wenn man eben den Moorboden des Ufers verlassen hat, reiht sich fast ununterbrochen eine kleine Anpflanzung an die andere an, wenn sie auch alle nicht eben wohlhabend aussehen. Hier und dort trifft man wol eine stattlichere Niederlassung, ja gegen die Nordseite, wo die Stadt liegt, scheint sich in den Anlagen eine gewisse Wohlhabenheit auszudrücken. Doch ward es dunkel und ich kann nur sagen, daß ich mich freute, als wir die Stadt S.-Francisco erreichten und wir in einem dortigen Hotel ein ganz leidliches Unterkommen fanden.

Dort fanden wir sogleich verschiedene Deutsche, sogar Bekannte, wie mir denn wirklich ein recht großer Theil der deutschen Welt in Brasilien bekannt ist. Aergerlich war es mir, daß ein total betrunkener Mensch im Hause ebenfalls ein Deutscher war. Können denn die Deutschen das Saufen gar nicht unterlassen! Es ist so viel Gutes, so viel Herrliches an dem Volke, aber trinken thun sie in aller Herren Landen.

Die Lage von S.-Francisco, die ich am folgenden Morgen in ihrem prächtigsten Glanze überblicken konnte, überraschte mich seltsam. Man sieht das offene Meer nicht, aber ein prächtiger, breiter Meeresarm, einem mächtigen Strome ähnlich, trennt die Insel vom gebirgigen Festland, dessen grüne Höhenzüge rein und klar in den blauen Himmel hinausragen und sich fern im Westen an die Hauptserra anlehnen. So breit, so tief ist das schöne Wasserbecken, daß große Schiffe, selbst noch Fregatten, hineinsegeln können, ja bedeutende Han-

Digitized by Google

delsfahrzeuge bis 500 Tonnen groß, können bis ans obere Ende des Meerbusens hinaufsegeln, ein Umstand, durch welchen S.-Francisco einer der besten Häfen von Brasilien wird und allen zu seinem Bereich gehörenden Anlagen und Unternehmungen eine glänzende Entwickelung und Zukunft verspricht.

Dennoch ist S.-Francisco nur ein unbedeutender Ort, wie alt auch seine erste Anlage immer sein mag. Kaum kann man von einigen Straßen reden, doch sind manche Häuser ganz groß und freundlich. Eine alte Kirche war mir früher einmal als ein bedeutendes Bauwerk gerühmt worden; ich fand nichts Ausgezeichnetes daran und konnte mir nicht verhehlen, daß selbst dieser so herrlich gelegene Platz der Provinz eines ganz besondern Aufschwungs bedürfte, um die Stelle und den Namen eines bedeutenden Punktes zu verdienen. Auch hier bemerkt man, wie in der ganzen Provinz, eine rechte Nachlässigkeit in allem, was zur Oeffentlichkeit, zur Verwaltung gehört. Schmuz und Unordnung bemerkt man in der ganzen Stadt, die glücklicherweise nicht groß ist, sonst würde man nirgends durchkommen können.

Auf der Post des Handelsplatzes wollte ich nach Briefen suchen. Die Post war aber aufs Land gegangen und ließ sich bis morgen entschuldigen, eine wundervolle Naivetät, über welche man sich dennoch einen Augenblick ärgern muß. Die gute Frau des Posthalters schien nicht begreifen zu können, daß man mit Empfang eines Briefs bis zum folgenden Tag nicht warten wollte, und es unrecht fände, daß ein Postmeister auf Tage fortreitet, ohne den Schlüssel zur Brieflade einem andern zu übergeben. Als kaum einige Morgenstunden verflossen waren, kam aus der Tiefe der Bucht ein großes Boot angesegelt. Zu meiner Freude war es das Boot der Colonie Donna-Francisca.

---

Digitized by Google

# Viertes Kapitel.

Besuch der deutschen Colonie von Donna-Francisca und Aufenthalt in derselben. — Rückblick auf die deutsche Colonisation im Norden der Provinz von Sta.-Catharina.

---

Gott mag wissen, was eigentlich die Gesellschaft Associação central de Colonisação in Rio-de-Janeiro vorstellt. Im Jornal do Commercio vom 25. Mai 1858 findet sich folgende Ankündigung von ihr:

„Es befinden sich im Empfangshause der Ilha do Bom Jesus unter den von Portugal, Gallicien, Belgien, Holland und Deutschland gekommenen Colonisten Feldarbeiter mit und ohne Familien, Zimmerleute, Tischler, Schiffszimmerleute, Steinhauer, Bretsäger, Schmiede, Seiler, Tapezirer, Bäcker, Diener und Dienerinnen für den Hausdienst.

„Die Begünstigungen, welche von der kaiserlichen Regierung den von dieser Gesellschaft eingeführten Colonisten zugestanden sind, machen die Preise ihrer Ueberfahrten billiger als die, welche auf irgendeinem andern Wege transportirt sind, und sind in vielen Fällen nur die Hälfte oder wenig mehr sich belaufend. Die Personen, welche Aufträge

Digitized by Google

zu ſolchen Individuen gegeben oder ihre Dienſte nöthig haben, können ſich an das Comptoir der Aſſociation wenden, Rua Direito Nr. 15, im erſten Stock, von 10 bis 3 Uhr."

In derſelben Zeitung heißt es am 30. Mai:

„Angenommen werden in der Rua Direita Nr. 15 Aufträge auf europäiſche Coloniſten von Gutsbeſitzern und Landbauern, unter Vorausbezahlung der nothwendigen Summen und Leiſtung der gebräuchlichen Garantien." u. ſ. w.

Aus dem von Donna-Franciſca ankommenden Boot ſtiegen verſchiedene Belgier aus, welche von der Colonie kommend, Arbeit in der Stadt ſuchen wollten. Sie erzählten mir eine eigene Geſchichte.

Man hatte in Belgien eine kleine vlämiſche und gleichlautende franzöſiſche Schrift drucken und verkaufen laſſen, in welcher den Leuten als Arbeitslohn ſechs bis funfzehn Francs täglich verſprochen ward. Das kleine Schriftchen erſchien mir wie ein erbärmlicher Lockvogel, womit man Menſchen nach Braſilien verführen wollte. Es waren mehrere Schiffe von ſolchen Verlockten nach Rio gekommen und im ſelben alten Kloſter, wo ich im Jahre 1850 meine Gelbfieberkranken behandelte, untergebracht worden. Genaueres konnte ich von dieſen Belgiern nicht erfahren, und verſchob eine gewiſſere Erkundigung auf meine Ankunft in Donna-Franciſca, wo man eine Anzahl dieſer Leute hingeſchickt hatte.

Wir ſuchten in S.-Franciſco nach Arbeit für dieſe Belgier. Sie konnten aber weder für funfzehn noch für ſechs Francs Tagelohn Beſchäftigung bekommen, ſondern fanden trotz der ſaubern vlämiſchen Schrift gar keine Arbeit. Die armen Teufel waren hungerig. Ich ließ ſie auf meine Rechnung ſich ſatt eſſen und nahm ſie wieder mit nach Donna-Franciſca, wo ſie am Wegbau nach Coritila hinauf Arbeit finden konnten, freilich für viel geringern Preis, was die Leute in hohem Grade aufregte.

Digitized by Google

Die Fahrt von S.-Francisco nach der deutschen Colonie Donna Francisca ist wunderhübsch. Wir gingen mit leicht auflaufender Flut aber ungünstigem Wind fort. Das Boot ist kein kümmerliches Canot, sondern ein breites, großes Schiffsboot von tüchtigen Dimensionen, mit welchem man auf die offene See hinausfahren könnte und höchst bequem eine Reise selbst eine Nacht hindurch machen kann.

Die Scenerie der Ufer ist prachtvoll und wirklich großartig. Ringsher prangen die Höhen im Glanz der Nachmittagssonne. Um grünende Inseln rauschen leise die klaren Meereswellen, und immer näher treten die Berge der Serra. Selbst das immer ferner zurücksinkende Städtchen S.-Francisco macht mit seinen hellen Häusern auf dem Hintergrunde dunkler Berge einen hübschen Effect. Gleich nach Sonnenuntergang kamen wir aus dem breiten Meeresarm in eine schmale Einfahrt, wo wir, da uns nun die stark laufende Ebbe in unserm nautischen Vorwärtsstreben hinderte, einen kleinen Anker auswarfen und einige Stunden warten mußten. Doch war die Verzögerung keineswegs unangenehm: die Sterne funkelten wundervoll über der herrlichen, in dunkeln Umrissen daliegenden Gegend; auf dem spiegelglatten Wasser zogen leichte Canots mit Feuer vorbei, womit die Fischer die Garnelen anlocken; hier und dort sprang ein aufgeschreckter Fisch aus dem nassen Elemente, und durch die Nachtstille schallte der wilde Spätruf einzelner Vögel hindurch. Gegen 9 Uhr ging der Mond prachtvoll auf; wir fuhren weiter, kamen über eine hübsche Binnenlagoa, den See von Saguaçu und liefen in einen kleinen Fluß, den Rio-da-Caroeira ein, auf dessen Krümmungen wir zwischen leicht umflorten und in Nebeln halbversteckten Ufern hinauffuhren.

Was doch wenige Jahre emsigen Arbeitens und rüstiger Kraftanstrengungen ausrichten können! Kaum 15—17 Jahre mögen es sein, daß hier blutdürstige Bugres hausten und in

Digitized by Google

der einsam gelegenen Wohnung eines am Corocira lebenden Anbauers eine Reihe von Menschen erschlugen! Und nun stiegen wir gerade um Mitternacht in voller Sicherheit ans Ufer, spazierten einen hübschen Weg hinauf, kamen in einen freundlichen Ort, dessen saubere Ordnung sich selbst tief in der Nacht zu erkennen gab, und erreichten ein kunstgerechtes Wirthshaus, wo man uns sehr zuvorkommend aufnahm, trotzdem daß es so spät war.

Und dennoch blieben wir nicht und gingen nicht zu Bette. Dicht beim Wirthshaus tönte fröhliche Tanzmusik; ein heiterer Ball schien die Versammelten vergessen zu machen, daß solide Leute, zumal auf dem Lande, um 10 Uhr Feuer und Licht ausmachen. Dr. Burkart, ein ehemaliger Bewohner und noch Grundeigenthümer von Donna-Francisca, der unbedingt die tanzende Versammlung kennen mußte, übernahm die Ausführung eines Scherzes und ich mußte nolens-volens mithelfen.

Wir kamen an das Haus und schauten durch das Fenster. Zwei fremde Gestalten, nach Mitternacht, leise umherschleichend, in Ponchos eingehüllt, mein eigener Schatten kam mir verdächtig vor, wie sollten wir selbst nicht höchst verdächtig sein. Einige Herren im Ballcostüm kamen heraus, einer trat resolut hervor.

Als der Ikaromenippus beim Lucian ebenso unerwartet wie unangemeldet in die Götterversammlung trat, schnauzte ihn der oberste Zeus mit den groben Worten an: Τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν u. s. w., ein Empfang, der mir immer schrecklich vorgekommen ist.

Doch ging es mir besser! „Wer sind Sie, mein Herr, und was wollen Sie?" fragte mich eine sonore Stimme im reinsten Deutsch, und ein männliches Gesicht schaute ganz dicht in mein eigenes.

Wer bin ich, was will ich? Ich war wirklich auf eine

Digitized by Google

so kurze, juristische Frage gar nicht gefaßt, machte aber aus ihrer Zweckmäßigkeit den Schluß, der Frager müßte der Subdelegat des Orts sein. Also ein Polizeiabenteuer! Ich konnte vor innerm Lachen nicht gleich eine Antwort finden, und die furchtbare Polizei trat mir immer näher, ich selbst trat einen Schritt zurück. Mein erster Gedanke war mein offener Brief vom Präsidenten an alle Civil- und Militärbehörden, mich vorkommendenfalls zu schützen. Mein zweiter war, den Versuch zu machen, um mich mit einfacher Nennung meines Namens durchzuschlagen, den ich wirklich mit dem reinsten Gewissen sagen konnte; ich hatte niemand etwas gethan, seitdem ich die Colonie betreten hatte, also seit einer halben Stunde.

Und doch bin ich gleich beim ersten Eintritt in die deutsche Colonie Donna-Francisca vom Subdelegaten, Herrn Niemeyer, bei Nacht und Nebel arretirt worden. Ich ward von ihm trotz meines gräulichen Reisecostüms mitten in die Gesellschaft geführt, wo mich Herr und Madame Aubé, das liebenswürdige Directions-Ehepaar, für ihren Arrestanten erklärten, sodaß ich trotz meiner Vorstellungen und Einwendungen das Versprechen geben mußte gleich am folgenden Morgen mein Gefängniß zu beziehen.

Ich habe auch redlich Wort gehalten und wäre vielleicht gar nicht wieder losgekommen aus meiner Haft, wenn es mir nicht eines schönen Tages eingefallen wäre, daß ich eigentlich eine Reise machte und vor meiner Rückkehr nach Rio-de-Janeiro noch nach Coritila und S.-Paulo gehen wollte.

Also Donna-Francisca! Donna-Francisca ist, wie meine Leser das wol durchweg wissen werden, der Name der Frau Prinzessin von Joinville, der jüngern von den beiden Schwestern Sr. Majestät des Kaisers von Brasilien, durch deren Verheirathung dem Prinzen Franz von Orleans, Prinzen von Joinville, fruchtbare Landstriche im Norden der Provinz Sta.-Catharina zufielen.

Digitized by Google

Eine Actiengesellschaft in Hamburg übernahm unter der Firma des Colonisationsvereins von 1849 die Cultivirung eines Theils dieser Ländereien. Der Prinz von Joinville schickte als seinen Intendanten den Herrn Aubé dorthin; von Hamburg sandte man einen Ingenieur, und die Colonie begann unter der Aegide des Namens von Donna-Francisca.

Ohne eine genaue Geschichte der Colonie von Donna-Francisca schreiben zu wollen, will ich hier anführen, daß in den ersten Zeiten der Gründung ihrer Colonie die hamburger Gesellschaft nicht besonders praktisch in der Wahl ihrer Direction an Ort und Stelle gewesen zu sein scheint. Der erste Anführer des Unternehmens, ein Herr Günther, hatte bald manche Stimmen gegen sich. Später kam als Director der Hauptmann von Frankenberg, der auch nach einigen Jahren zurücktrat und seitdem als einer der besten und geachtetsten Anbauer auf der Colonie lebt. Eine Art von Regentschaft ward von den Duumvirn Pabst und Hartung kurze Zeit geführt, bis man auf den glücklichen Gedanken kam, den Intendanten des Prinzen von Joinville, Herrn Aubé selbst zum Director der Colonie zu ernennen.

Seitdem und ganz besonders seitdem schreitet die Colonie in der allerkräftigsten Weise ihrer vollen Entwickelung entgegen und muß allen andern Unternehmungen der Art zum Muster vorgestellt werden.

Das Musterhafte der Colonie ist mir überall entgegengetreten. Im höchsten Grade auffallend war mir, als ich gleich am ersten Morgen meines Aufenthalts in Donna-Francisca zur Thür hinaustrat, die Ordnung der Anlage.

Eine große, auf der einen Seite vom Fluß, auf den andern Seiten von mäßigen Hügeln unvollständig eingeschlossene und dem Urwald abgewonnene Ebene ist von reinen, mittels Seitengräben trockengehaltenen Wegen in rechten Winkeln durchschnitten. Die dadurch entstehenden großen Vierecke sind wie-

Digitized by Google

derum in regelmäßig gestaltete Abschnitte von verschiedener Größe getheilt. Die meisten so entstandenen Grundstücke haben schon ihr Haus, welches selten hart an der Straße, sondern meistens etwas zurückgezogen auf dem Platze liegt. So mögen wol 70 Grundstücke in der schönsten Ordnung und erquickender Sauberkeit nebeneinander liegen, nicht dicht aufeinander gedrängt, sondern luftig und frisch auseinander gehend, sodaß der Compler der Häuser nicht sowol an eine Stadt, als vielmehr an die Gartenwohnungen außerhalb einer wohlhabenden Stadt erinnert.

Dieses anmuthige, aus Gartenwohnungen zusammengesetzte Städtchen heißt Joinville. Es ist der Centralpunkt der ganzen Colonie, die Residenz des kleinen neuen Deutschland, das sich ringsum aus dem Urwald herausbildet. Von hier aus ziehen sich die vortrefflichsten Landstraßen in verschiedenen Richtungen durch das Gebiet der Colonie; man kann schon meilenweit auf ihnen dahintraben, ohne irgendwo stecken zu bleiben, oder auch nur in einige Verlegenheit zu gerathen.

Wenn man einen Landstrich beschreiben will, so gibt man gewöhnlich zuerst seine Größe und seine Einwohnerzahl an; ich aber mußte zuerst von den guten Wegen reden; sie sind der Hauptcharakter der Anlage, und diesen Hauptcharakter treffen wir überall wieder. Die 2500 Einwohner von Donna-Francisca gehen auf guten Wegen in jeder Beziehung, und diese guten Wege müssen immer weiter geführt und somit das Gebiet der Colonie immer weiter ausgedehnt werden. Achtzehn Millionen Quadratklafter Land sind bereits verkauft und zum größten Theil angebaut und in Angriff genommen.

Im Jahre 1850 ward hier der erste Baum gefällt, um einem Empfangshause für die zu erwartenden Colonisten Platz zu machen; im März 1851 kamen die ersten Anbauer! Und nun im Jahre 1858!

Da ziehen des Morgens früh flachsköpfige Kinder zur



Digitized by Google

Schule und rüstige Feldarbeiter bewegen sich hinaus gegen den Wald, der sich immer weiter zurückzieht. Da rührt sich das Handwerk überall: es rollen vierräderige Wagen hin und her, bringen und holen, kommen und gehen, und überall hört man deutsche Rede in all ihren närrischen Dialekten, die dem Nordländer so komisch klingen, überall sieht man die Früchte deutscher Arbeit reifen.

Schon so oft und vielleicht etwas zu viel habe ich früher von deutschen Colonien auf brasilianischem Boden geredet. Ich darf als Reisender hier keine Monographie von Donna-Francisca schreiben, ich darf nur andeuten, nur flüchtig anzeigen und aufzeichnen, nur die Grundzüge angeben, in welchen sich diese Colonie vor andern hervorthut.

So sind es denn vor allem die Menschen, die wir betrachten müssen. Die Colonie von Donna-Francisca hat ein seltenes Glück gehabt. Es kamen im Anfang Menschen von allen Kategorien, gute und schlechte durcheinander! Vielen luftigen Wandervögeln und losen Zeisigen gefiel der Aufenthalt nicht. Nach und nach haben sie sich alle verzogen, und mehr als von irgendeinem andern Orte kann man von Donna-Francisca sagen, daß die Guten zurückgeblieben sind, die Anständigen und Wohlgesitteten, und daß gerade in Bezug auf diese anständige Gesittung Joinville ein höchst merkwürdiger und ausnahmsweiser Punkt ist.

Es ist schon oft im Entwickelungsgange einzelner größerer Anlagen vorgekommen, daß ihre Richtung von einer einzigen Persönlichkeit, von einer einzigen Familie ausging, ohne daß solche Persönlichkeit, solche Familie gerade mit dem Bewußtsein irgendwelches weitern Berufs von vornherein auftrat.

Unter andern wohlerzogenen Menschengruppen, die sich der nur im Namen damals bestehenden Colonie zuwandten, kam auch ein Doctor der Rechtskunde mit seiner Familie nach Donna-Francisca. Die drei wohlerzogenen und wohlgesitte-

Digitized by Google

ten Töchter des Dr. Haltenhof verheiratheten sich schnell, die eine mit dem Director der Colonie Herrn Leonce Aubé, die andere mit dem jetzigen Subdelegaten Herrn Niemeyer und die dritte mit dem Vicedirector Herrn Heeren. Zu diesen Familien der besten Gesittung und Gesinnung fanden sich bald noch einige gleichgesinnte und gleichgesittete, und so war ein- für allemal der Ton und die ganze Richtung der deutschen Colonie angegeben und festgestellt. Denn es scheint mir nicht bestimmt zu sein, daß kleine Spaltungen, Uneinigkeiten und Parteiungen, von denen man mir hat erzählen wollen, hier und dort irgendwelchen störenden Einfluß haben sollten, und das um so weniger, da diejenigen, welche man mir als kleine Opposition nannte, Leute von guter Erziehung und guter Gesittung sind, und es gewiß allgemein anerkennen, daß man bei den großen Opfern, welche die Landesregierung für die Colonie noch bringen muß, die Freude am Fortschritt der Colonie nicht durch Mishelligkeiten stören darf.

Um die Familie des Directors treffen wir nun, wie gesagt, nähere und fernere Kreise von guter Erziehung und aus Ständen, die nicht eben zum Auswandern gemacht erschienen. Es sind Leute von gelehrter Bildung unter ihnen, Leute von adelichem Herkommen, und bei allen ist das das Hochachtbare, daß sie mit Beibehaltung ihrer guten Erziehung rüstig und unverdrossen das schwere Colonistenhandwerk anfassen und Art und Hacke mit dem besten Erfolg schwingen. Ich will keine Namen von diesen weiter anführen, ich müßte sonst einen Katalog von 20—24 Familien nennen, denen ich meine vollkommene Hochachtung zolle, eben wegen ihrer Thätigkeit und der freudigen Resignation, womit sie ganz ungewohnte Arbeiten anfingen.

Viele haben ohne Mittel oder doch mit sehr beschränkten Mitteln ihre Thätigkeit angefangen. Sie kauften sich ein Stück Land, schlugen ihre Roça, brannten sie ab und pflanzten dann



Digitized by Google

mit eigenen Händen, bis ihre Arbeit ihnen Früchte trug. Fast möchte ich diese ohne Mittel Anfangenden am glücklichsten preisen. Sie hatten nichts zu verlieren und gewannen täglich und lernten so das bedeutende Kapital kennen, was in ihnen steckte.

Andere fingen mit guten Mitteln, ja manche Familien mit sehr schönen Mitteln an, und haben daher schneller als die mit nichts Anfangenden sich Haus und Hof gegründet. Ich brauche hier nur auf Neu-Hamburg hinzudeuten, wie die große, im europäischen Stil angelegte Pflanzung des Herrn Poschaan genannt wird.

Das schöne Etablissement überrascht seltsam den Kommenden, und doch überrascht ihn noch mehr die freundliche, wohlerzogene Familie. Mir sind die wenigen Stunden, die ich dort zubringen durfte, wohlthuend und erquickend gewesen. Und eben deswegen kommt mir, vielleicht mit Unrecht, das Gefühl eines leisen Bedauerns, daß ein ganzes Vermögen in eine glänzende und wahrhafte Musteranlage, wie die Dampfzuckermühle des Herrn Poschaan ist, gesteckt und vielleicht damit ein weiterer Schritt voraus gethan ist, als die Umstände einer sich eben und unter Mühen aller Art entwickelnden Colonie gut und zeitgemäß heißen möchten.

Je größer da die Mühe und Arbeit ist, desto mehr mag da vielleicht das Streben eines regsamen Geistes, wie Herr Poschaan ihn unbedingt besitzt, sein Feld finden. Das ganze liebenswürdige Schalten und Walten einer freundlichen Hausfrau mit drei anmuthigen Töchtern erregte aber in mir das Bedenken, ob es nicht etwas verfrüht sein möchte, solche Familie nach einer deutschen Colonie in Brasilien übergesiedelt zu haben, selbst nach einer schon so weit gediehenen wie Donna-Francisca.

So reiht sich denn ein gutes, helfendes, kräftigendes und versittlichendes Element an das andere an in einer wirklich

Digitized by Google

überraschenden Weise, und ich kann einem deutschen Gelehrten, der in Donna-Francisca gelebt hat und mir vor meinem Besuch der Colonie die Versicherung gab, es möchte schwerlich irgendwo einen Ort von so beschränkter Einwohnerzahl geben, in dem so viel gute Erziehung und Gesittung steckte als Donna-Francisca, nur vollkommen recht geben: so sehr, daß ich dem Oertchen Joinville trotz aller harten Arbeit, trotz allen Ernstes des Colonielebens, trotz aller oft bittern Wahrheit, die das Auswanderungsleben herausstellt, nimmermehr den Hauch einer tiefen, poetischen Romantik absprechen kann.

Das ist der große Vorzug, den mir Donna-Francisca vor der Colonie am Itajahy zu haben scheint. Man hat Untersuchungen darüber angestellt, in welcher Colonie der Boden besser und das materielle Gedeihen in rascherm Fortschreiten begriffen wäre, man hat darüber disputirt, sich gezankt und kein Resultat erlangt, denn in beiden Colonien ist, wenn ihnen die von der Landesregierung gewährten Hülfsmittel in tüchtiger Weise zufließen, das materielle Gedeihen sicher und unbedingt. Doch möchte ich wohl glauben, daß die wohlerzogenen Familien in Blumenau an dem, was sie sich gegenseitig bieten können, vorläufig sich noch mehr *trösten* in ihrer Flußeinsamkeit, während die Bewohner von Donna-Francisca sich schon daran *erfreuen*, denn rasch und in wirklich erfreuender Weise sammelt sich um die dort Lebenden eine Gruppe von Erziehung und Gesittung nach der andern an, eine kleine freudige und erfreuende deutsche Welt.

Leider aber war, wenn ich das Anmuthige von Donna-Francisca mit der Natur einer Miranda vergleichen darf, gerade in den Tagen meines Aufenthalts in der Colonie, und seitdem noch in verschiedenen Ausgaben, ein ungeschlachter Kaliban in die Colonie hineingebrochen.

Die Associação Central de Colonisação von Rio-de-Janeiro, die unter unmittelbarem Schutze der Regierung steht, hatte in

Digitized by Google

Europa, und wie es scheint namentlich in Belgien, zur Uebersiedelung von Colonisten aller Art, Handwerkern, Tagelöhnern, Dienstboten u. s. w. sich mit sogenannten Agenten eingelassen, einer Menschenklasse, die mir entweder gleich nach oder gleich vor der Klasse von Halunken und Spitzbuben kommt; denn für ihr Kopfgeld liefert sie alles, was kopfgeldfähig ist, ans Messer, unbekümmert, ob die Individuen, die sie heranschleppt, Banditen und Gauner sind, oder auch Leute, die man mit Ernst und humaner Zurede vom Auswandern abhalten sollte.

Die Herren Beaucourt & Comp., Rue d'Hauteville Nr. 19 in Paris, und Serigiers und Steinmann in Antwerpen rührten die Werbetrommel, und es ward eine kleine Broschüre, wie ich schon angegeben, publicirt: „Emigration pour le Brésil! Rien à payer avant le départ! Ligne regulière d'Anvers à Rio-de-Janeiro départ le 1er et le 15 de chaque mois!"

Ich kann aus der kleinen Schrift nicht recht klug werden. Thatsache aber ist, daß verschiedene Schiffe mit Leuten kamen, welche im Kloster der Ilha do Bom Jezus einquartirt wurden. Trotz des Ausbietens konnte aber die Associação Central wie es scheint, ihre Leute nicht absetzen; statt der Arbeit fanden sie ein ziemlich ödes Leben, und statt des Verdienstes machten sie täglich Schulden. Nun entstand Murmeln, Unzufriedenheit und Meutereien, und diese um so nachdrücklicher, da unter den Belgiern liebenswürdige Subjecte waren. Jetzt schlug sich die Regierung ins Mittel, packte den ganzen Schwindel auf ein Schiff und schickte ihn nach der Colonie Donna-Francisca mit einer Schuldenrechnung von 13 Contos (10000 Thlr.), aber auch mit der Weisung, Herr Aubé möchte sich keinen Kummer machen, wenn die Schlechten mit ihren Schulden davonliefen, es würden sich auch manche Gute unter ihnen finden.

Und so war es auch. Mit großer Energie und stiller Re-

Digitized by Google

signation brachte der Director Herr Aubé die Leute unter. Es waren Trunkenbolde und Meuterer unter ihnen, sodaß jedermann in der Colonie entsetzt war. Am wüthendsten war die rohe Masse darüber, daß man ihnen in dem, was man ihnen in Belgien versprochen hatte, nicht Wort hielt, und es hielt sehr schwer sie zu überzeugen, daß das nicht Schuld des Herrn Aubé, sondern Schuld jener Menschenklasse in Europa wäre, die ich oben mit dem richtigen Ausdruck bezeichnet habe.

Ich suchte die Leute auf und hatte selbst mit ruhigem Blute Ursache genug mich zu empören. Schon mit der Ueberfahrt fing die Klage an. Auf einem Schiff, Elite von Antwerpen auf Rio, sind eine Menge Gemeinheiten vorgegangen. Und wie ist es möglich, daß man ein Colonistenschiff von Antwerpen nach Rio nur zu 70 Tage Proviant verpflichtet? Die Verpflichtung muß mindestens 96 Tage sein! Ich erinnere mich eines Auswandererschiffs, welches von England nach Rio 114 Tage Reise hatte. Es waren, wenn ich nicht irre, zwanzig Menschen gestorben und vierzehn kamen mit Hungertyphus an Bord. Es ist nicht nur möglich, sondern sehr leicht möglich, daß ein Colonistenschiff über 70 Tage hat von Antwerpen bis Rio. Mit der Novara hatte ich 50 Tage von Madeira nach Rio, und doch war das eine Fregatte.

Und nun gar die Proviantverpflichtung! Für einen Erwachsenen muß das Schiff zur Reise mitnehmen:

8 Pfund gesalzenes Ochsenfleisch,
10 „ „ Schweinefleisch,
40 „ Weißbrot,
4 „ Butter,
70 „ Kartoffeln,
6 „ Mehl,
6 „ irgend Gemüse, Bohnen, Reis u. s. w.,
3 „ Zucker,
2 „ Kaffee — und noch einige Kleinigkeiten.

Digitized by Google

Auch in dieser sehr erbärmlich zugeschnittenen Verproviantirung liegt eine schwere Sünde, die um so mehr hervortritt, wenn ich sie der hamburger Verordnung entgegenstelle.

Ein hamburger Segelschiff, welches von Hamburg nach Brasilien mit Auswanderern geht, muß für mindestens dreizehn Wochen verproviantirt sein, und der Proviant für einen jeden Passagier besteht in wenigstens:

26 Pfund gesalzenem Ochsenfleisch,
13 „ „ Schweinefleisch,
26 Stück gesalzenen Heringen,
65 Pfund Weißbrot,
$5^5/_{12}$ „ Butter,
$6^1/_2$ Spint Kartoffeln,
$45^1/_2$ Pfund Weizenmehl, Erbsen, Bohnen, Graupen, Reis, Pflaumen, Sauerkohl,
$1^1/_2$ „ Syrup,
$1^3/_4$ „ Kaffee,
$^1/_4$ „ Thee,
2 Quart Essig und $1^3/_4$ Orhoft Wasser. Zwei Kinder unter zehn Jahren werden für einen Passagier gerechnet.

Damit kann ein gewissenhafter Kapitän sich in See hinauswagen, aber mit dem antwerpener Proviant nicht. Daher ist auf einem Schiffe, was von dort gekommen ist, denn auch in der allerschmuzigsten Weise gespart worden; ich fragte Leute, jeden besonders und getrennt vom andern, und erhielt immer dieselben Aussagen. Ja, es ist mir mehrfach gesagt worden, daß man sich mit gewissen Weibern und Mädchen, die sich dem Kapitän und Steuermann angeschlossen hatten, gut stehen mußte, um zu seinem Rechte zu kommen.

Ich sah in den folgenden Tagen verschiedene Belgier in den Wegen von Joinville zu allgemeiner Indignation umhertaumeln, ja einen Kerl sah ich, der die ganze Zeit meines Aufenthalts betrunken war.

Digitized by Google

Doch verzog ſich dieſer erſte Kaliban etwas. Man hat aber ſeitdem die hübſche, reine Colonie zum Abſetzungsquartier von all denjenigen Leuten benutzt, welche die Aſſociação Central de Coloniſação nicht anderweitig abſetzen kann. Der Director iſt ſeitdem in großer Aufregung und Sorge, denn die Brutalität ſolcher Leute reißt alle Ordnung, Zucht und Sitte um. Es iſt zu Unordnungen aller Art, ja bis zu Meſſerſtichen gekommen, — die ganz natürliche Folge von dem Beſtreben gewinnſüchtiger Agenten in Europa.

Es ſind aber auch gute Leute gekommen, allerdings! Und was iſt mit ihnen gewonnen, wenn ſie ſich betrogen finden und nach Europa ſchreiben: „Man hat uns betrogen und belogen!“ Hier iſt z. B. die Copie eines Briefs, den ein ſehr wohlerzogener Mann ſchreibt.

Monsieur!

Parti de France le 2 mai 1858 pour le Brésil, la compagnie qui m'a engagé, m'avait *promis* une position. J'ai payé mon voyage, et dès mon arrivée je n'ai trouvé que *déception*. La compagnie à Rio a gardé mes papiers, qui sont partis de Southampton le 6 mai. Je les ai réclamé en vain.

M. M. Beaucourt & Cie. m'avaient dit d'une manière formelle, qu'une fois arrivé je ne manquerais de rien.

Je me vois avec peine obligé de piocher la terre, quand je pourrai par mes capacités rendre des services plus réels.

Je vous demanderai aussi, Monsieur, de m'autoriser à aller à Annabourg; là je trouverai au moins des compatriotes, qui parlent ma langue u. ſ. w.

Ich weiß, daß das nicht im Plane jener Geſellſchaft, nicht im Plane der Generaldirection des Coloniſationsweſens ge-

Digitized by Google

legen hat. Man hat ja auch, wie gesagt, all den Leuten ihre Schulden ohne weitere Bürgschaft gelassen, aber man hat wieder einmal einen Denkzettel bekommen, was europäische Anwerberei ist! Hier und dort, in Europa und Brasilien vergiftet sie das Vertrauen, denn sie ist eine Lüge, ein Judas Ischarioth, der seinen Heiland um 30 Silberlinge Kopfgeld verkauft!

So Gott will, wird der Stoß, den Donna Francisca durch diesen Menschenzuwachs erlitten hat, nur vorübergehend sein.

Nun sollte ich systematisch über Zuckerbau, Kaffee, Manioc, Kartoffeln, Mais und eßbare Aroideenwurzeln, über Viehzucht, beginnende Industrie, über Schneidemühlen und Mahlmühlen erzählen und über alles, was das Treiben in Donna-Francisca ausmacht.

Gerade, als ich manche Erkundigungen über alles einzog, erfuhr ich, daß ein Anbauer von ausgezeichneter akademischer Erziehung, Herr Leistico, sich eifrig mit einer Monographie über die Colonie Donna-Francisca für den Druck in Deutschland beschäftigt. Und da neben der genauen und systematischen Arbeit des sachkundigen Mannes jegliche Arbeit von mir ganz zusammenfallen möchte, so begnüge ich mich mit einigen Notizen, wie sie sich mir gerade am meisten aufdrängten.

Als die erste Anlage der Colonie begonnen ward, stellte sich ein ungünstiges Gesundheitsverhältniß heraus. Dysenterien, Diarrhöen und Sumpffiebererscheinungen traten auf, rafften manche Menschenleben hinweg und erregten ernste Sorge für das Wohlergehen der Colonie. So kam es ganz von selbst, daß das Ufer des kleinen Flusses Cachoeira aufgegeben und das heutige Oertchen Joinville etwas weiter zurückgezogen ward, während es mittels einer guten Fahrstraße mit dem Einschiffungspunkte zusammenhängt.

Wie wellig, hügelig und selbst bergig das Terrain der Colonie auch sein mag, so liegt es doch im ganzen ziemlich

Digitized by Google

tief und wies von vornherein seine Anbauer auf die Anpflanzung des Zuckerrohrs hin. Und allerdings scheint die Zuckergewinnung und die Branntweinbrennerei eine bedeutende Rolle in der Colonie spielen zu wollen. Ich habe schon vortreffliche Zuckerpflanzungen gesehen, und namentlich ist bei Herrn Poschaan die Bearbeitung des Zuckerrohrs schon im vollsten, ausgedehnten Gange.

Der Kaffeebau ist noch unbedeutend; doch sieht man auch davon manche hübsche Anpflanzungen. An trockenen Stellen und Abhängen gedeiht auch Manioc ganz vortrefflich. Und doch hat die Farinha von Manioc und selbst die Kartoffel einen höchst eigenthümlichen Concurrenten in Donna-Francisca, von dem man in Europa wenig genug kennt.

Diesen Concurrenten bildet das Caladinin in verschiedenen Species. Besonders ist es die Tayawurzel, das so weit verbreitete Taro der Südseeinseln, das Caladium esculentum und die Mangaritenwurzel (wol Caladium violaceum oder auch sagittifolium), vielleicht dieselbe, die in Bengalen als Manguri gegessen wird, wovon ein ganz bedeutender Consum in der Colonie gemacht wird. Bei der Leichtigkeit des Anbaues und der Reichlichkeit des Ertrags sind diese verschiedenen Caladienarten recht eigentlich die vegetabilische Hauptspeise in Donna-Francisca geworden, und als solche auch von mir ganz besonders gern genossen, denn in der That stehen sie guten Kartoffeln keineswegs in irgendetwas nach. Doch gedeiht neben ihnen jeglicher anderer vegetabilischer Nahrungsartikel vollkommen gut, und man kann in Donna-Francisca, was das Pflanzenreich betrifft, ganz vortreffliche Sachen essen.

Ganz anders ist es dagegen mit der Fleischnahrung. Noch lange hat der Colonialpunkt keinen hinreichenden Viehstand für seinen Ackerbau. Es ist viel leichter aus einem Urwald ein Ackerland als eine Viehweide umzuschaffen. Und dennoch ist das Fortbestehen eines Ackerbaues mit sorgsamer Benutzung

Digitized by Google

des Bodens ohne einen entsprechenden Viehstand nicht denkbar. Das Schlachtvieh kommt von der Provinz Paraná auf dem Wege von Tres-Barras herunter; damit bekommt die Colonie zwar Fleisch zu essen, aber der Boden bekommt keinen Dünger. Einige Anbauer haben schon ihr besonderes Augenmerk darauf gerichtet und ihre Viehzucht gedeiht ganz vorzüglich: aber hinreichend ist sie noch lange nicht, weswegen Milch und Butter auch keineswegs im Ueberfluß in der Colonie vorkommen.

Mir selbst erscheint eben um des Bodens willen eine weitere Ausdehnung des Viehstandes in der Colonie, trotz der Nachbarschaft des viehzüchtenden Curityba, unumgänglich nothwendig.

Bei der Gelegenheit muß ich bemerken, daß man es der Colonie Donna-Francisca oft zum Vorwurf gemacht hat, daß sie sich noch immer nicht allein ernähren kann. Und in der That kann sie es noch nicht. Der Grund ist sehr einfach.

Wie sehr sich auch der Landbau nach allen Seiten ausdehnt, so ist er doch im Verhältniß zur Zahl der Einwohner nicht groß genug. Zudem ist eine gewisse Richtung auf Handel und Industrie, nach meinem Urtheil eine etwas zu große, unverkennbar.

Handwerker, offene Läden von Zeugen, Venden u. s. w. gibt es zahlreicher im Ort, als man das vermuthen sollte, und es überrascht gewiß, wenn man sieht, daß aus der Colonie Donna-Francisca Mobilien nach Rio oder in eine nähere Umgegend ausgeführt, dagegen manche Nahrungsmittel, die in der Colonie ausgezeichnet gebaut werden können, eingeführt werden.

Dann muß man auch bedenken, daß beim fortwährenden Hinzukommen von Einwanderern viele Consumenten noch gar nichts produciren. Außerdem arbeiten viele Leute an den Wegen, die eben deswegen meisterhaft sind, und unbedingt ebenso

Digitized by Google

sehr wie der Landbau selbst zum Gedeihen und zur fernern Entwickelung der Colonie gehören und einen sehr wesentlichen Theil einer Colonie bilden, wenn auch nichts auf ihnen selbst wächst.

Aber nur flüchtig andeuten wollte ich, warum die Colonie Donna-Francisca noch nicht aus eigenen Mitteln bestehen kann. Wenn sie nur so zunimmt, wie sie angefangen hat, wenn sie nur so ihren guten Kern bewahrt, so kann man der Opfer gar nicht genug für sie bringen.

Indeß wächst der Landbau der eigenthümlich städtischen Entwickelung der Colonie und namentlich des Hauptorts Joinville ganz vollkommen nach. Während im letztern Orte sich immermehr Grundstücke herausbilden, eine katholische und protestantische Kirche in sehr hübschen Verhältnissen massiv errichtet werden, und eben alles geschieht, was demselben den Anstrich einer zukünftigen kleinen Stadt gibt, dehnt sich der Landbau und auch dieser besonders in den letzten zwei Jahren mächtig aus. Gerade in der Richtung, in der der Boden sich mehr hebt und immer besser wird, gegen das Gebirge hin, reiht sich eine Ackercolonie an die andere an. Ueber Thal und Hügel führt die Straße, es ist Anbau links und Anbau rechts, oft eine kaum erst geschlagene Roça, meistens aber schon das anspruchslose und doch nette Auswanderungshäuschen mitten im fruchttragenden Felde. So reitet man an zwei Meilen weit, bis sich hinter einem Walde wieder mehrere kleine Ansiedelungen an der schnurgeraden, von einer andern in rechten Winkeln durchschnittenen Straße zusammengruppiren und den Anlauf zu einem zweiten Oertchen nehmen, welches nach der Gemahlin des Directors Aubé Annaburg genannt wird, und sogar schon für achtzig dortige Schulkinder seine eigene Schule hat.

Noch weit hinaus über Annaburg erstreckt sich die in reißender Progression um sich greifende Waldvernichtung. Was man in Joinville fertig sieht, nimmt hier seinen ersten An-

Digitized by Google

fang. Hier erklingt links und rechts die Art und frißt sich hinein in den Stamm des mächtigen Waldbaums. Ein leises, kaum vernehmbares Knacken warnt den eifrigen Waldhauer. Noch ein Hieb und lauter knackt und kracht der Stamm, und mit heftigem Sausen stürzt er langsam zur Erde, sodaß der Arbeiter, wenn er nur einigermaßen vorsichtig ist, immer Zeit hat zurückzutreten, um nicht vom fallenden Stamme verletzt zu werden.

Ganz anders geht es dagegen den benachbarten Waldbäumen. Beim Fallen des angehauenen Baumes werden ihnen Zweige und Aeste in Menge abgeschlagen, und eine Gruppe von Parasitenpflanzen nach der andern fliegt durch die Luft. Oft haut man mehrere Bäume an und benutzt dann einen größern ihrer Nachbarschaft, um mit seinem Falle auch die andern umzureißen. Wird dieser kleine Schlachtplan mit Geschick ausgeführt, und nöthigt man durch das Anhauen den großen Stamm, die schon halb schwankenden Nachbarn mit umzureißen, so gibt das einen wirklich hübschen Anblick, namentlich an Abhängen. Unter prasselndem Krachen stürzt ein kleiner Wald um und eine vollkommene Klärung hat sich dort gebildet, wo eben noch ein Dickicht düsterte.

Während der Mann die Roça schlägt, bauen Frau und Kinder die provisorische Colonistenwohnung, zu der alle Ingredienzien im Walde, in der nächsten Nähe des Bauplatzes wachsen, ohne große Mühe auf.

Fast möchte ich sagen, daß die Wohnung des Colonisten im Walde schon fertig gewachsen ist. Will man dem Häuschen von vornherein einen festern Halt geben, so pflanzt man in den vier Ecken des kleinen Bauplatzes vier schon von Natur glatte, gerade Araçastämme auf und verbindet sie oben und unten mit den schlanken Stämmen der Kohlpalme (Euterpe oleracea). Dieselbe Palme muß in dünnern Exemplaren, Stamm an Stamm gedrängt, die Zwischenräume aus-

Digitized by Google

füllen. Da nun aber keine Nägel zur Hand sind, so wird alles fest aneinander gebunden. Die Stricke dazu hängen in vielen Tausenden von Exemplaren im Walde umher.

Was man auch unter dem Namen von Cipó, Schlingpflanze, im Urwald zusammenfassen mag, ein Gewirr, an dem vielleicht ein Dutzend Pflanzenfamilien theilnehmen, so ist dennoch der Cipó der merkwürdigste, ja bewundernswürdigste, der zur Familie der Aroideen gehört.

Während mannichfaltige Araceen in großen, kräftigen Exemplaren an feuchten Stellen wachsen und dem Anbauer als Taya und Mangariten mannichfache Nahrung bieten, klettert eine Araceenschlingpflanze, ein Philodendron am Stamme der höchsten Waldbäume aufwärts und bildet unterwegs eine Menge Blätterpartien in einzelnen Zwischenräumen. Hat es so die höchsten Aeste erreicht, so treibt es in senkrechter Richtung schnurgerade, astlos und blattlos, eine Menge Ausläufer, Stolonen, vom luftigen Revier zur Erde hinab, die ganz wie mächtige Darmsaiten nebeneinander herabgespannt sind und, wenn sie den Boden erreicht haben, in ihn hineinwurzeln. Wer zuerst solche Araceenstricke sieht, weiß wirklich nicht, was er von ihnen denken soll. Vom Umfang einer dünnen Darmsaite bis zur Dicke eines starken Daumens sind sie so zu Tausenden, wie schon gesagt, schnurgerade ausgespannt, die dickern immer stark genug, um einen Menschen zu tragen, weswegen ihr Herunterreißen oft Mühe macht. Man thut wohl, sie beim Anziehen, wobei sie sich elastisch ausdehnen, etwas um ihre Achse zu drehen, dann reißen sie in der Regel oben an der Pflanze ab und das schönste Seil von zehn Klafter Länge stürzt zur Erde herab. Freilich ist es nicht glatt, sondern hat eine Art von kleinen, stumpfen Stacheln, die aber so kurz und stumpf sind, daß sie eben mehr dazu dienen die zupackende Hand nicht abgleiten zu machen als sie zu verwunden. Der Strick selbst besteht aus einer mittlern, holzigen Substanz und

Digitized by Google

einer baſtartigen äußern, ſodaß man ihn faſt eine ungeheuer lange und dünne Rübe nennen möchte.

Dieſer Aroideenſtrick iſt nun das Factotum im Urzuſtandsleben. Mit dem Cipó bindet der Fiſcher ſein Canot feſt, aus ihm macht der Küſtenfahrer ſeine Takelagenſtricke. Das Pferd des Coloniſten wird mit dem Cipó gehalten, die Kuh daran nach Hauſe gezogen. Mit dem Cipó ſpannt man Befriedigungen um kleine Plätze; auf dem Cipó trocknet die Coloniſtenfrau ihre Wäſche und bindet ihre Reiſer damit zu einem tüchtigen Beſen zuſammen, oder braucht auch wol ein Ende Cipó, um ihren widerſpenſtigen Rangen den Buckel abzuprügeln.

Und mit dem Cipó der Araceen baut der Coloniſt vor allem ſein Haus. Am liebſten nimmt man dazu kräftige Cipós, die der ganzen Länge nach aufgeſpalten ſind. Sie ſind beim Knotenſchlagen weniger brüchig und trocknen feſter in ſich zuſammen.

Ueberall nun, wo wir Gegenſtände zuſammennageln, bindet der Coloniſt ſie zuſammen, und ſo bindet er auch die Palmenſtämme, welche die Seitenwände ſeines Häuschens bilden, feſt mit Cipós zuſammen, und ſie halten zuſammen, feſter als wenn ſie angenagelt wären.

Wenn ſo der Cipó in ſeiner ganzen Länge und Breite ſeine Pflicht gethan hat, wird die Euterpe wieder in Anſpruch genommen. Von den der Länge nach geſpaltenen Stämmen wird ein Dachſtuhl gemacht, der eben nicht ſehr hoch zu ſein braucht, weil er die luftigſten Dachpfannen zu tragen bekommt, die nur ein Dach bilden können.

In großer Menge wächſt in Donna-Francisca die kleine Geonome, eine Palme, deren dicht geringelter Stamm kaum ſechs bis zehn Fuß hoch wird. Auf langen, zierlichen Blattſtielen wachſen auf dieſer Geonome ziemlich zahlreiche Palmblätter, welche eine nur hier und dort ausgeſchnittene, ſonſt aber ganz zuſammenhängende und feſte Blattfläche bilden.

Digitized by Google

Von diesen Blättern werden je drei bis vier zu einem Büschel mit den eigenen Blattstielen in kleinen Distanzen, so aber, daß sie sich gegenseitig etwas decken, an gespaltene Palmstämme gebunden, zu welchem Dienst man nur sehr dünne, leichte Palmstamm-Streifen zu nehmen braucht. Diese mit natürlichen Dachpfannen versehenen Latten werden nun der Quere nach von unten nach oben, sodaß sie sich schuppenförmig decken, auf den Dachstuhl gelegt. Ist solch Dach sorgfältig gemacht, so kommt kein Regentropfen durch, ganz abgesehen davon, daß es wirklich reizend aussieht.

Im Innern des Hauses kann man nun aus denselben Euterpestämmen kleine Abtheilungen machen, die nur sieben bis acht Fuß hoch zu sein brauchen. So kann man auch aus ihnen, wenn man eigensinnigerweise nur ein Palmenhäuschen haben will, sich kleine Bänke fabriciren, und selbst Tischplatten, wenn man gleichdicke Stämme der Länge nach spaltet und sie nebeneinander auf einige Querhölzer festbindet. Die lockere Fasersubstanz der Palme trocknet bald fest zusammen und bildet so einen originellen Tisch, um den mancher Pavillon in fürstlichen Parks von Europa die armen Anbauer von Donna-Francisca beneiden möchte.

Von der umgehauenen Euterpe wird aber noch viel mehr benutzt. Das grüne Stammende unter der Krone, welches die neuen, zarten Blattpräformationen enthält, wird von den festern äußern Blattscheiden befreit und liefert den so vielbekannten Palmenkohl, eine zarte, weiße Pflanzensubstanz, die äußerst angenehm schmeckt und sogar roh gegessen werden kann, wie ich denn manchmal roh davon gegessen habe. Gekocht gewinnt der Palmenkohl einen spargelartigen Geschmack und ist ein ausgesuchtes Gemüse.

Ein viel einfacheres Dach wird aus den großen Blättern der umgehauenen Euterpe gemacht. Auf ein einfaches Lattengestell werden sie nebeneinander hingelegt und die einzelnen



Digitized by Google

Foliolen etwas ineinander geſchoben. Die unterſte Lage macht man gewöhnlich ſo, daß das dicke Ende der Blattſtiele nach unten iſt, die dann folgende ſo, daß das dicke Ende nach oben ſchaut. Zwei bis drei Schichten ſolcher Euterpeblätter bilden ein dichtes Dach, auf welchem der Regen ſehr leicht abläuft, und unter ihm macht die Coloniſtenfrau ihr Mittagseſſen zurecht. So baut man eine Coloniſtenküche!

Aber woher bekommt ſie ihr Mittagseſſen, ehe das Land etwas hervorbringt? Je nach Umſtänden geht der Mann oder ein Sohn auf Tagelohn aus und verdient damit den Lebensunterhalt. Wenn der auch in Donna-Franciſca nicht hoch iſt, ſo reicht er doch für die erſten Bedürfniſſe einer Familie recht gut aus. Dabei iſt es wohl zu beherzigen, daß in einer Coloniſtenfamilie eigentlich jedes Individuum eine gewinnende Kraft iſt, ſelbſt kleine Kinder. So ſah ich am Ende von Annaburg eine kleine Anpflanzung, die eben im Beginn war. Es hauſten dort fünf Kinder, welche Vater und Mutter verloren hatten. Die älteſte Tochter der verſtorbenen Aeltern mochte ſiebzehn Jahr alt ſein. Sie führte den kleinen Haushalt, während die kleinern Brüder den Wald umhieben und die Anpflanzung vergrößerten. Ich ſah eine von dem kleinen Volk geſchlagene Roça, welche die gelungene Arbeit von Männern zu ſein ſchien. Im kleinen Palmenhäuschen wohnen die Kinder friedlich beiſammen und beſprechen abends die Arbeit des folgenden Tages. Solch ein Anblick geht dem Vorbeiwandernden wie ein Stich durch das Herz: aber wenn Gottes Segen irgendwo ſichtbar iſt, ſo iſt er es an ſolchen Waiſenkindern am Rande des Urwalds. Ein Spiel ſcheint ihnen dieſes arbeitſame Kinderleben, und aus dem Spiel entſteht ihnen ein hübſches Beſitzthum. Vor allen werden ſolche Kinder die beſten Anbauer und die wohlhabendſten Grundinhaber.

Ich war aber dabei, den mannichfachen Nutzen der Euterpen für den Haushalt der deutſchen Coloniſten darzuſtellen.

Digitized by Google

Einen kleinen habe ich noch vergessen. Die aus der aufspringenden Spatha hervorwachsende Blütentraube bildet, wenn man sie von den kleinen Knospen befreit, einen zierlichen natürlichen Besen und selbst eine Kleiderbürste. Bindet ein Colonistenmädchen ihrer drei bis vier Enterpeblüten mit einem Araceencipó um das Ende eines Palmenstiels fest, so kann sie damit das ganze kleine Gehöft rein fegen; ihr Besen ist hübscher als irgendeiner in Europa!

So ist es denn wirklich wahr, daß des Colonisten rudimentärer Haushalt fast vollständig im Urwald wächst, freilich klein, rudimentär, uranfänglich.

Und gerade das ist auch in Donna-Francisca das, was mich förmlich begeistert hat. Ein Stück blauen Himmels, eine Art, einige Morgen Urwald, und der Colonist ist schon geborgen, sowie nur die ersten Bäume zusammenkrachen; im eigentlichsten Sinne des Worts schlagen sich diese Leute, gerade die armen am besten, durch Wald und Schwierigkeiten hindurch, und haben es in Donna-Francisca schon meilenweit gethan, namentlich in nördlicher und nordwestlicher Richtung gegen das Gebirge der Serra-Geral hinwärts, wo der sich hebende Boden immer mehr Vortheile bietet.

Dort baut sich denn an den letzten Grenzen des Anbaues wieder starrer, schweigender Urwald auf. So weit der Anbau geht, folgt ihm auch der Straßenbau der Colonie, sodaß die fernsten Punkte derselben überall mit einem guten Wege versehen sind und im leichtesten Zusammenhange mit dem Mittelpunkte Joinville stehen.

Vor dem Urwalde stockt der Weg und dennoch zieht sich eine Picade, das erste Rudiment eines Wegs, in den Wald hinein, welches mit dem Kompaß angelegt und mit dem Waldmesser durchgeschlagen ist.

Wer aber nie auf so kümmerlichem Pfade durch den Wald gedrungen ist, dem rathe ich hinter Annaburg jener Wald-



Digitized by Google

picade zu folgen, aber nicht allein, denn er findet sich nicht hindurch, sondern mit wegekundigen Begleitern.

Einen solchen freundlichen Begleiter hatte ich eines Tages im Vicedirector Herrn Heeren, mit dem ich und Dr. Burkart nach Annaburg geritten waren.

Im kleinen freundlichen Wirthshause ließen wir bei der „schönen Marie", einer Schweizerin, deren Benennung eben das sagt, was sie ist, unsere Pferde, und befanden uns bald darauf im Urwald.

Hier schweigt denn alles, was noch an Leben, namentlich an Menschenleben erinnert. Selbst der Eisenruf des Chasmarhynchus oder Ferrador dringt nicht mehr in diese Waldesstille. Gerade diesen Vogel muß ich hier anführen, denn wenn er irgendwo ein Charaktervogel ist, so ist er es in Donna-Francisca. Kaum erhebt sich die Sonne aus dem fernen Ocean und wirft ihre ersten Purpurlichter über die Waldungen des Festlandes und die mächtigen Klärungen der Colonie, so klirrt und hämmert und feilt der Uruponga schon auf allen Seiten. Auf den höchsten Spitzen der Waldbäume sitzend, namentlich am Rande des Urwaldes, aber immer verborgen in einem kleinen Blattbüschel, ruft der eine dem andern den schrillenden Gruß zu, und in Hunderten von Baumgipfeln klirrt das Metallfeilen des seltsamen Thieres und hört nicht auf den ganzen Tag, solange die Sonne scheint und das Wetter gut ist. Gegen Sonnenuntergang ist das Uruponga-Geschrei besonders stark: sowie aber die Sonne gesunken ist, schweigt auch augenblicklich der Ferrador!

Deswegen ist er auch ein Wetterprophet. Wenn der Uruponga am Waldrande schreit, so kann man auf gutes Wetter rechnen, schreit aber das Waldhuhn Urú im Dickicht auf dem Gebirge, so bekommen wir Regen.

Auf unserer Waldpicade hinter Annaburg hörten wir den Ferrador nicht mehr. Kaum hier und da rauschte ein auf-

Digitized by Google

geſchenchter Vogel oben in den Kronen, oder ein kleiner Waldbach brauſt vorüber, über den man ſich mit Springen, Klettern und Balanciren hinüberhelfen muß, je nachdem die Umſtände das eine oder andere erheiſchen. Alles iſt hier Chaos, alles Naturzuſtand. In mächtigen Umarmungen halten ſich baumartige Schlingpflanzen und gewaltige Baumſtämme umfaßt! Ueberall treibt der Cipó matador ſeine Mordklammern hinein in ſeinen Nachbar, an dem er ſich anfangs unſchuldig in die Höhe ſchlich; überall hängen tauſend ſchlanke Araceenſtricke von luftigen Gipfeln herab, während oben ſelbſt Bromelien, Orchideen und klimmende Farrenkräuter das Revier ausfüllen. Die ziemlich ſchnurgerade Richtung der Picade iſt oft durch einen darüber hingeſtürzten Stamm unterbrochen. Wenn man ſolchen Stamm nicht überklettern kann oder unter ihm durchkriechen, ſo macht man einen kleinen Umweg um ihn herum, wobei man an ſeinem Fußende häufig eine ganze Erdwand aufgerichtet findet, welche die Wurzeln des Baums beim Sturz deſſelben mit ſich herausriß: denn der Waldboden iſt ungemein locker und weich, ſodaß man faſt nie einen Baum vom Sturme abgebrochen, ſondern meiſtens mit dem ganzen Wurzelballen umgeworfen findet.

Dieſe Weichheit des Bodens iſt beim Wandern nun höchſt empfindlich, beſonders für den, der vorangeht. Alle Augenblicke ſteckt er bis zum Knie im Moraſt an Stellen, die ganz ſolid ausſehen, und dient in dieſer ſeiner Verſunkenheit den Nachfolgenden zum abſchreckenden Beiſpiel: abgeſehen von dem Humor, den er erregt, wie denn die ganze Wanderung wirklich etwas Originelles an ſich hat, als eine Wanderung mit Hinderniſſen. Man thut wohl einen kleinen Geonomenſtamm oder eine junge Myrte als Sonde, Stecken und Stab mit ſich zu tragen, deſſen man ſich auch als Springſtock bei kleinen Bächen bedienen kann.

Beim Uebergang über einen Bach, der ziemlich breit war,

Digitized by Google

hätten wir beinahe unſern wackern Burkart eingebüßt. Hier lag ein Baumſtamm quer über das rauſchende Gewäſſer hingeworfen und etwa vier Fuß hoch über demſelben. Heeren ging zuerſt hinüber und das Experiment gelang vollkommen gut. Burkart glaubte aber einige Vorſicht und jene Gründlichkeit anwenden zu müſſen, welche deutſchen Gelehrten ſo leicht eigen iſt. Er ſetzte ſeine Brille auf und kam ungemein geſchickt bis auf die Mitte des Baumſtamms. Hier mußte ihm, nur von ihm geſehen, irgendeine Nymphe entgegentreten; der wackere Schulmann, um aller höchſt heidniſchen Verſuchung auszuweichen, machte eine halbe Wendung und ſtürzte ſich lothrecht in das naſſe Grab mit dem leiſen Ausruf: „Ach Gott!"

Doch verſank er nicht ganz. Das rauſchende Waſſer war kaum einen Fuß tief, und Burkart war wohlbehalten und ohne einmal umzufallen, auf den reinen und feſten Grund angekommen; er ſchien ſich ſogar recht behaglich, wie ein junger Tapir, im Waſſer zu befinden, ſodaß ich keinen Grund hatte weiter beſorgt zu ſein, ſondern mich vielmehr der vollen Heiterkeit des Augenblicks hingeben durfte. Burkart watete vollends durch den transatlantiſchen Jordan und kam drüben an. Auch mir gelang die Paſſage längs des Baums ganz gut, obgleich ich die feſte Ueberzeugung hatte, ich würde mich von der ſehr urzuſtändlichen Brücke ins Waſſer hinunterlachen.

Tief im Walde begegneten wir einmal einer Andeutung einer Wegkreuzung in rechten Winkeln, wenigſtens zeigte mir Heeren eine kaum bemerkbare Demarcationslinie. „Hier wird die nächſte Ortſchaft nach Annaburg errichtet werden", ſagte mir Heeren. „Wann wird die entſtanden ſein?" fragte ich; denn wirklich mitten im Urwald kommt einem das Wort Ortſchaft wie ein Utopion vor. „Wol ſchon nach zwei Jahren", meinte mein freundlicher Begleiter!

Ich ſchüttelte ungläubig den Kopf. Und doch war das

Digitized by Google

heutige Annaburg vor zwei Jahren auch noch solch ein Urwald, und kaum eine Picade hatte sich hineingewagt in die dunkeln Schlupfwinkel von Unzen und Bugres.

Nach mühsamem, aber höchst interessantem Wandern kamen wir in eine weite Klärung, auf welcher Balken und Breter um die Wette mit rohen Baumstämmen umherlagen.

Hier ist der letzte Vorposten der Colonie und überhaupt der Cultur gegen die Serra-Geral hinwärts. Nach links hinüber ragt aus dem Walde ein schroffer, isolirter Waldkegel, der Morro da Tromba oder Rüsselhöhe genannt, etwa 800 Fuß heraus. Den Hintergrund bildet die mäßige Gebirgskette der genannten Serra, hinter welcher das Wassergebiet des Paraná und das Hochland der Provinz gleiches Namens beginnt.

Mehr rechts über die Klärung hinüber liegt ein großes, aus Bretern und Balken zusammengefügtes Gebäude, ein eigentliches Blockhaus in dieser Wildniß.

Wundervoll braust jenseits des Hauses ein schöner, reißender Waldstrom in einiger Tiefe daher. Tief in der Serra-Geral entspringt der Cubatão, wie dieser Fluß heißt, wie es scheint aus zwei Armen, und durchbraust mächtige, noch ganz unerforschte Gebirgsschluchten. Aus diesen ist er eben herausgetreten, wenn er zu jenem Blockhaus kommt, und bricht deswegen noch brausend aus dem Walde hervor und macht dort einen herrlichen Wasserbogen. Ein kleiner Waldbach fließt ihm zu. Von diesem Waldbach, Rio-da-Prata, ist ein Arm gegen ein hübsches Sägewerk abgeleitet, welches neben dem Blockhaus erbaut ist und in Masse die umstehenden Waldbäume in Breter verwandelt, und längs des Cubatão, der sich in den Rio-S.-Francisco, mehr einen Meeresarm landeinwärts als einen Fluß seewärts, ergießt und freien Verkehr mit der Stadt S.-Francisco hat.

Mit wenigen Arbeitern wohnt der Inspector der dem Prin-

Digitized by Google

zen von Joinville gehörenden Mühle im Blockhause. Eine tiefe, romantisch-elegische Poesie liegt auf der einsamen Gegend. Urwald, Gebirge, rauschender Strom, das ist alles, was sich zur Herausbildung solcher Poesie zusammendrängt. Kein Reisender kommt in diese Gegend, kaum vernimmt man das erste, nur noch traumartige Anfathmen der Cultur.

Deswegen ist der Aufenthalt in der Sägemühle am Cubatão auch ein ziemlich unsicherer. Als der Wald sich noch dichter an das Blockhaus hinandrängte, erschienen am hellen Tage Bugres und schossen verschiedene Pfeile auf einen Arbeiter ab. Bis in die nächste Nähe drangen sie. Im Hause war kein Gewehr geladen; aber der bloße Anblick eines verrosteten Flintenlaufs schreckte die unheimlichen Gäste in den Wald zurück. Am Abend vertheilten sie sich in einer langen Linie und brüllten. Das thun sie immer, wenn sie bei geringer Anzahl sich furchtbar machen wollen. Da brüllten die Leute aus der Sägemühle wieder, und die Kriegsscene war so komisch, daß beide Parteien zu lachen anfingen. Da es aber spät ward und die Bugres nicht still sein wollten, feuerte der Inspector Weber statt eines fernern carmen amoebaeum einen scharfen Schuß in den Wald. Sowie die Kugel oben durch die Laubkronen hindurchpfiff, schwiegen die Wilden und verschwanden.

Und bei der Gewohnheit des einsamen Lebens, bei dem Zunehmen der Klärung macht sich auch die kleine Menschengruppe keinen Kummer um die Wilden. Sie kommen nicht wieder und wenn sie wiederkommen, so jagt man sie wieder zurück, woher sie gekommen sind; eine einzige wohlgezielte Kugel schlägt zwar nur einen nieder, aber ihrer doch viele in die Flucht.

Zudem ist die Sägemühle auch schon in ziemlich naher Zukunft vollkommen sicher gestellt. Fast könnte man ja schon die Art der Anbauer hören, die jenseits des Waldes von Annaburg her herandringt und mit dem Lichten des Forstes auch

Digitized by Google

die dunkeln, umnachteten Menschengestalten verjagt. In zwei Jahren schon ist der Urwald eine Ortschaft, und die Sägemühle am Cubatão vielleicht ein Sonntagsnachmittags-Spaziergang für die Ansiedler.

Eine höchst bemerkenswerthe Zukunft steht dieser ganzen Gegend bevor. Die Colonie Donna-Francisca, wie interessant und wichtig sie auch in sich selbst schon ist, hat dennoch noch zwei andere Beziehungen: zwei Missionen, die sehr hoch anzuschlagen sind und der Grund mit sein mögen, warum der Colonie specieller Werth von der Landesverwaltung beigelegt und specielle Unterstützung gewährt wird, trotzdem daß sie eigentlich das Privatunternehmen einer hamburger Colonisationsgesellschaft ist, die aus der Colonie Geldvortheile ziehen möchte.

Die eine Beziehung geht ostwärts zur See. Ein prachtvoller Meeresarm drängt sich hier zwischen dem Festlande und der Insel S.-Francisco tief ins Land hinein, mit einer Hafengelegenheit, die wirklich selten ist und sich der von Rio-de-Janeiro und Bahia an die Seite stellen kann. S.-Francisco ist der eigentliche Handelspunkt an diesem prächtigen Meeresarm, dessen benutzbare Zuströmungen mitten durch die Colonie Donna-Francisca führen. Aber bisher war kein Menschenleben an jenem Meeresarm und seinen Confluenten, alles war stiller Wald und Versumpfung des Bodens und der Waldmenschen, die über ihn hinschlichen.

Das frische Leben von Donna-Francisca soll nun auf die öde Stadt S.-Francisco zurückwirken und den wenig besuchten Hafen zu einem bewegten Tummelplatze von Schiffahrt und Handel umschaffen. Unbedingt hat die deutsche Colonie dazu schon den allerbesten Anfang gemacht, und in S.-Francisco wird es keineswegs verkannt, daß das neuangeregte Leben der Colonie anregend auf das der halb abgestorbenen Stadt zurückwirke. Es findet täglich Verkehr zwischen beiden statt.

Nach diesem kurzen Blick gegen Osten müssen wir einen

Digitized by Google

Blick gegen Westen und Nordwesten werfen. Ziemlich unerschlossen und eines kurzen und bequemen Verkehrs mit dem Meeresufer entbehrend hat bisher der südliche Theil der neuen Provinz Paraná dagelegen. Selbst von der Hauptstadt Coritiba oder Curityba nach dem so wichtigen Hafenplatz Paranagua ist noch keine gute Straße eröffnet, und der so bedeutende Handelsverkehr leidet unter den allerhärtesten Schwierigkeiten.

Auf der nördlichen Seite des Meeresarms und des Flusses von S.-Francisco zieht sich eine Art von Straße an einem steilen Gebirge hin, an der Serra das Tres Barras, von dem jener Paß auch seinen Namen erhalten hat. In vier bis fünf Tagen kann man auf ihr in das Oberland von Paraná hinauf gelangen: aber die sogenannte Straße ist eigentlich nur ein Ochsensteig und soll von beladenen Thieren kaum passirt werden können.

Da hat sich denn nach einer einleitenden Untersuchung die Möglichkeit, ja Gewißheit herausgestellt, daß von Donna-Francisca aus eine Straße südlich vom Cubatão im Thal des kleinen Rio-da-Prata und eines mit ihm zusammenhängenden Rio-Secco in die Serra-Geral mit sehr gelinder Ansteigung hinaufgeleitet und, die Höhe einmal gewonnen, auf dem Bergplateau in das Hochland von Coritiba hineingeführt werden kann, sodaß man künftig nach vollendetem Wegbau mit einem vierräderigen Wagen von Joinville nach den Campos von Paraná (zehn Leguas) in einem Tage gelangen wird. Der Ingenieur der Colonie, Wunderwald — sit nomini omen — hat auf mühsamer Picadentour einen Plan zur Wegerichtung entworfen, und der Ingenieurmajor der Provinz Sta.-Catharina, Aloim, sein Gutachten darüber abgegeben, sodaß die Regierung eine bereits stipulirte Summe zum Wegbau gewährt hat.

Von der Sägemühle am Cubatão konnte ich einigermaßen die Gebirgsrichtung übersehen, in welcher die Straße gehen

Digitized by Google

ſoll. Aber von fern geſehen machen ſich ſolche Ueberblicke ungemein leicht und angenehm. Eine ungeheuere Schwierigkeit ſchien mir doch immer in jenem Wegbau zu liegen, und ich konnte nicht umhin jedesmal, wenn man mir fortan von der neuen Straße ſprach, einige ſtumme Bedenken in meinem Herzen dabei zu bewegen.

Der Anblick des waldigen Gebirgsdamms, der dort das Bollwerk zwiſchen der Meeresküſte und dem Gebiet des Paraná bildet und den Strom nöthigt auf weitem Umwege das Meer zu gewinnen, das Intereſſe, was mir der projectirte Wegbau als ein mächtiges Beförderungmittel zum Wohlſtand der Colonie erregte, und das Seltſame der Situation auf einer erſt zu eröffnenden Picade mit dem Kompaß in der Hand durch eine wilde Gebirgsgegend durchzudringen, in der noch keine Cultur ihre Bahn getrieben hat, oder ſelbſt in Gegenden kommen, von denen ich beſtimmt ſagen konnte, daß noch nie eines Menſchen Fuß ſie betreten hätte, machten mich ſeit meiner Wanderung zum Sägewerk am Cubatão eifrig daran denken, ob es ſich nicht möglich machen ließe, daß ich von hier aus in das Oberland von Paraná hinaufdringen und ſo nach Coritiba, der Hauptſtadt der Provinz, gelangen möchte, in welcher Form auch immer. Ich ſprach mit Herrn Aubé darüber, aber ohne Zuziehung des Ingenieurs Wunderwald konnten wir keinen Entſchluß faſſen. Wunderwald war gerade im Thal des Rio-Secco beſchäftigt, und wir mußten ſeine Ankunft abwarten.

Er verſchwieg mir, als er nach einigen Tagen kam, keineswegs die großen Mühſeligkeiten einer Picadenſchlägerei durch die Serra-Geral nach den Campos von Coritiba, zunächſt nach dem Campo do Ambroſio, wo ſich zuerſt wieder zuſammenhängende Anſiedelungen fänden. Doch ſchlug er die Dauer der dabei zu ertragenden Anſtrengungen und Entbehrungen aller Art nur auf acht Tage an. Und da er doch

Digitized by Google

nach einigen Wochen noch einmal in Angelegenheit des Wegbaues sich nach dem Hochland hinaufschlagen mußte, so fand er in mir einen Bundesgenossen à toute épreuve, der seine Kräfte vollkommen kannte, um sich mit großer Ruhe sagen zu können, daß er das, was ein Mensch an Entbehrungen und krankmachenden Einflüssen überhaupt ertragen könnte, auch wol noch mit durchmachte.

Meinem lieben Reisegenossen Dr. Burkart aber konnte ich die harte Tour nicht zumuthen. Unsere Reisefirma von kurzer Dauer löste sich schon in Joinville auf, und er ging mit dem Dampfboot von S.-Francisco nach Rio-de-Janeiro, während Wunderwald unsere complicirte Picadentour mit Umsicht vorbereitete.

Kaum darf ich es irgendeinem meiner Leser zumuthen, so manches Freundliche und Erfreuliche zu vernehmen, was mir in meinem Aufenthalt in Donna-Francisca zu Theil ward, oder mir auf einzelnen Spaziergängen in die verschiedenen Districte und Partien der Colonie zu folgen und zu deren wohlgesitteten Bewohnern.

Einquartiert im anmuthigsten Sommerstübchen, welches mittels einer Thür mit dem Innern des Hauses, mittels einer andern mit der offenen Veranda derselben und somit dem freien Felde zusammenhing, schien ich einerseits als ein Mitglied in das Haus und die Familie des Herrn Directors Aubé aufgenommen zu sein, und hatte doch andererseits meine volle Unabhängigkeit. Ich durfte alle diejenigen kennen lernen, die das Haus besuchten, und konnte mich auch mit denen befreunden, die weniger oft kamen, sodaß ich nach jeder Seite hin einen Ueberblick über die Colonie und ihre Gegenwart gewinnen konnte.

Und wenn ich nun aus dem, was mich die Gegenwart der Colonie gelehrt hat, einen Schluß auf die Zukunft derselben ziehen kann, so möchte ich Folgendes sagen.

Digitized by Google

Ich glaube, daß gerade im selben Verhältniß, wie S.-Leopoldo in Rio-Grande für jene Provinz der Hauptpunkt der deutschen Colonisation geworden ist, und der Brennpunkt des ganzen deutschen Lebens in derselben, Donna-Francisca für die Provinz Sta.-Catharina der Centralkörper desselben deutschen Lebens sein wird: die Metropole eines Ansiedelungssystems, welches weit entfernt, nicht so bedeutend ausgreifen zu können, wie die Colonie Rio-dos-Sinos, dieselbe in cultivirender, germanisirender Bedeutung noch bedeutend übertreffen wird.

Denn neben der eigentlichen Bezwingung des wilden Bodens und des entfesselten ungebändigten Urwaldes, gegen den ja alle Colonien ihren Krieg führen, hält Donna-Francisca vor ihnen allen und so auch vor S.-Leopoldo das weithin flatternde Banner der Menschencultur, der Versittlichung, des Europäismus fest, und trägt es kühn voraus gegen das Barbarenthum des Indianismus und brutalen Bugresthums, wie es ja auch unter Menschen aller Klassen und selbst unter manchen Einwanderern als ein hemmendes, herunterwürdigendes vorkommt, und dort vielleicht als das allerschlimmste, wo es der Einwanderung selbst inhärirend ist und mit ihr als eine ihrer Eigenschaften schon von Europa herkommt.

Somit finde ich in der ganzen Haltung, dem ganzen Tone, ich möchte wirklich sagen dem guten, feinen Tone von Donna-Francisca den Hauptwerth, die Hauptbedeutung der Colonie angegeben, ihren Hauptreiz, ihre volle Anziehungskraft.

Mag eben darin der Grund liegen, den einige, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, der Colonie zum Vorwurf machen, daß sie auf ihrer breiten materiellen Basis nicht so weit vorangeschritten ist, wie die Einwohnerzahl voraussetzen ließ, daß sie noch nicht so viel zu Markt bringt wie andere Colonien; mag eben in dieser feinern Entwickelung und zartern Gliederung der Grund liegen: Donna-Francisca ist nun

Digitized by Google

einmal das saubere Fürstenkind im einfachen Colonisten-Mädchengewande; sie ist nun einmal — und mir gefällt der Vergleich ganz gut — jene feingewebte Miranda, der es in ihrem einsamen transmarinen Aufenthalt verboten ist ihren Namen Miranda zu nennen, weil man solche Mirandanatur in einer Inselverbannung nicht gleich anerkennen möchte. Die deutsche Colonie aber, welche von der anmuthigen und schönen Prinzessin von Joinville aus der Taufe gehoben ward, darf ja nichts anderes sein als solch ausnahmsweises Wunder im Walde, und darf auch nie anders werden.

Daher verschone man sie doch um Gottes willen mit allem, was einen echten Kaliban vorstellt, mit herumvagirenden Belgiern und Trunkenbolden, gegen deren Importation ich im Namen der mir so lieben Colonie mit Hand und Fuß protestire. Sonst ist Donna-Francisca nicht mehr die Pathin der anmuthigen Prinzessin Joinville, sondern eine tüchtige Viehmagd mit stämmigen Fäusten, die ich in ihrer derben Gliederung, in ihrer derben Faustkraft immer achte und anerkenne, aber nimmermehr vor allen andern Colonien hervorheben kann als erste an Sittlichkeit und Schicklichkeit.

Es ist ein eigenes Zeichen der Zeit, daß Leute aus sogenannten guten Ständen, mit einigen Hülfsmitteln oder ohne dieselben, sich auf den fast unbegreiflichen Wanderzug der Auswanderung nach Westen begeben. Wenn ich nun solche Leute von guter Erziehung vor mir sehe, die sich weder vom Fortziehen aus Deutschland abhalten lassen, und noch viel weniger, wenn sie nun ziemlich rathlos in Brasilien stehen, sich in die soeben verlassene Heimat zurückschicken lassen wollen, und ich ihnen, den in der ganzen Auswanderungsmarime sich vielleicht Irrenden, einen Rath über die Wahl ihres künftigen Aufenthalts geben soll: so muß ich ihnen unbedingt Donna-Franscisca anrathen, den Ort, wo sie materielles Fortkom-

Digitized by Google

men wie in andern Ansiedelungen finden werden, und dazu ein gesittetes, wohlgehaltenes Leben, wie irgendwo in deutschen Colonien, die ich betreten habe. Ich wenigstens würde mit meiner Familie, wenn mich Irrthum oder Nothwendigkeit zu einem Leben in einer deutschen Colonie zwingen sollte, das Leben in Donna-Francisca jedem andern unbedingt und bei weitem vorziehen.

Und in dieser Stimmung, womit ich auf die Colonie und das in ihr Erlebte zurücksehe, gehe ich noch weiter.

Wie viel es auch der hamburger Colonisationsgesellschaft zu danken sein mag, daß sie die ganze Mühe der ersten Colonieanlage übernahm: so kommt es mir doch vor, als ob die Gesellschaft in Hamburg für den raschern Entwickelungsgang der Colonie etwas Hemmendes und Lähmendes an sich hätte. Ich will nicht, da ich nicht alle Umstände genau kenne, darüber aburtheilen, aber Eins meine ich ganz bestimmt, nämlich: daß die brasilianische Regierung noch freigebiger und freisinniger große Mittel für die Colonie hergeben würde, wenn sie aus jedem hamburger Nexus losgewickelt dastände. Namentlich würde mit diesem Freistehen von europäischer Abhängigkeit die Thätigkeit des Directors viel weitgreifender werden. Er kann dann von seiner Oberbehörde, seiner einzigen in Zukunft, mittels Dampfschiffahrts-Verbindung alle vierzehn Tage seine Weisungen bekommen, statt daß jetzt eine durch Monate sich hindurchschleppende und aufschiebende Expedition von Hamburg aus ihm recht oft Muth und Eifer lähmen mag. Ich möchte, daß auf dem allerfreundlichsten Wege die völlige Uebergabe der hamburger Colonie an die unumschränkte brasilianische Verwaltung geschähe. Dann fällt unmittelbar ein Uebelstand fort, an den ich schon in einem Gespräche mit dem Staatsrath Herrn Manoel Felizardo de Souza gedacht habe, und zwar folgender:

Wenn die Einwanderung zunimmt und der Landbegehr so

Digitized by Google

fortgeht wie jetzt, so hat das bisherige hamburger Terrain bald ein Ende: und dann hätte vielleicht die ganze Colonie Donna-Francisca ein Ende, gerade dann, wenn sie erst recht anfangen soll und sich in Deutschland den besten Namen erworben hat.

Doch darf ich aus einer Aussage des genannten Herrn Staatsraths den Schluß ziehen, daß man auch dann erst recht mit Donna-Francisca anfangen will. Ueber ihre Grenzen hinaus liegt wundervolles Regierungsland; es soll gerade jetzt, um keine Stockung im Abgeben von Ländereien eintreten zu lassen, vermessen werden, besonders in südlicher Richtung nach dem Itapecu hinwärts, ja es kann sogar billiger an die Colonisten abgegeben werden und in größern Stücken als im hamburger Nerus.

Darin sehe ich die ganze Zukunft der Colonie, die ganze Zukunft von dem nördlichen Theile von Sta.-Catharina. Die deutschen Pioneers werden unten an der Serra-Geral entlang nach Süden mit Colonisation und guten Wegen gehen, sie werden am Itapecu einen Haltpunkt anlegen und eine Brücke über den Fluß werfen, wo dann ein neues „Frankfurt", ein Uebergang des freien Anbaues über den Fluß sich herausbilden wird. Von dort werden sie in immer südlichem Vordringen den Itajahy treffen und sich an seinem Ufer ausdehnen.

Wie wird sich aber die Colonie Blumenau zu dieser friedlichen Invasion verhalten? Denn ich glaube mit vollem Ernst an ein solches Ueberfluten der Colonisation von Donna-Francisca über den Norden der Provinz von Sta.-Catharina.

Wenn die Regierung volles Zutrauen zur Schöpferkraft des Dr. Blumenau hat, so wird sie ihm volle Mittel an die Hand geben, mit einer künftigen Colonisationsentwickelung außerhalb des Blumenau'schen Colonieverbandes gleichen Schritt gehen zu können. Wo nicht, so möchte wol ein Welken in

Digitized by Google

der Privatanlage Blumenau eintreten, bis sie in ein anderes Verhältniß tritt, und im nächsten Zusammenhange mit den wirklichen Regierungscolonien, vielleicht gar als eine solche, steht und als solche ebenbürtig eine gleiche kräftige Unterstützung genießt.

Mit Recht aber muß der Itajahy und alles, was an Land und Menschen an seinen Ufern liegt, auf jeden Fall mit aller Macht, mit allen Mitteln angefaßt werden. Wer sie hat, wer Macht und Mittel hat und sie anwenden und aufopfern will: der wird aus dem herrlichen Strome eine gewaltige Colonisations-ader herausbilden.

Vor allen Dingen sind dazu gute Wege nöthig, Wege, wie man sie in Donna-Francisca macht. Von Annaburg bis zum Itajahy würden zehn Leguas Wegs zu machen sein, vielleicht mit geringern Kosten und größerer Haltbarkeit, als von Blumenau bis zur Barre vom Itajahy: denn für Weg und Steg ist der Waldstrom ein schlechter Nachbar, wie er sich denn als ein solcher schon mehrfach bewiesen hat. Weniger an Zerstörungen durch Naturereignisse möchte eine Straße von Blumenau nach Donna-Francisca zu leiden haben.

Und wenn ich nun noch daran denke, daß der Handelsverkehr im Hafen von S.-Francisco, wenn nur einigermaßen Sorge getragen wird, ein so bequemer, so sicherer ist, mit dem die kleine Bucht am Itajahy sich nie, auch nur im allerentferntesten vergleichen lassen kann: so komme ich immer wieder zu dem Schluß, daß alle weitere Colonisationsentwickelung im Norden von der Provinz Sta.-Catharina als eine einheitliche von Donna-Francisca ausgehen und in jener Colonie ihren eigentlichen Schwerpunkt, ihren Hauptsitz, ihr leitendes Organ haben müsse.

Vor solcher und in solcher größern Colonisationsentwickelung aber müssen alle Sonderinteressen, alle Privatunterneh-



Digitized by Google

mungsabsichten schweigen und zum Schweigen gebracht werden. Es darf da nur das Gedeihen derer, die da als Selbstarbeiter, als Selbstanbauer kommen, berücksichtigt werden: nicht das Gedeihen derer, die da inmitten des sich regenden Menschenknäuels Ländereien auf Speculation liegen lassen, um sie durch die Arbeit fleißiger Nachbarn und deren mühsame Anstrengungen zu verwerthen.

Solche stille Landspeculationen finden auch in Donna-Francisca statt. Dort besitzen reiche Leute in Europa Ländereien, die durch den Schweiß der um solche Ländereien sich ansiedelnden Anbauer im Preise steigen, während dadurch den Arbeitenden bedeutender Abbruch geschieht. So besitzt unter andern der Fürst von Schönburg-Waldenburg 6000 Morgen Waldland, so einzelne Kaufleute in Deutschland. Auch am Itajahy liegen solche Landstücke auf Speculation unangetastet.

Ich habe in Betreff von Donna-Francisca in Rio ernstlich darum angehalten, daß solcher Beeinträchtigung des Anbaues auf Kosten und zum Schaden der Anbauer gewehrt werde, und hoffe es dahin zu bringen, daß jeder, der in einer Colonie Land besitzt, ohne es selbst anzubauen, jährlich für den Morgen eine gewisse Strafe gibt, die mindestens dem Vortheile entspricht, den das Land jährlich an größerer Verwerthung dadurch gewinnt, daß die Nachbarn ihr Land anbauen. Oder auch: man treffe eine Anordnung, wonach jeder, der sein Land in einer gewissen Zeit gar nicht in Angriff nimmt, desselben für verlustig erklärt wird.

Etwas Aehnliches existirt schon im kleinen in der Colonie Blumenau. Es sollte aber auch im großen überall da geltend gemacht werden dürfen, wo bei angeregter Colonisation einer Gegend, längs eines Flusses, mit großen Landstücken speculirt und ein wirklicher Landschacher getrieben wird. Was als zweckmäßige Anordnung den Kleinen Recht ist, sollte auch unter den Großen billig erscheinen. Und am Ende sind

Digitized by Google

ja der Segen für den brasilianischen Landbau und die Colonisation die Kleinen, nicht die Großen.

So hoffe ich, daß sich in nicht gar langer Zeit aus dem Norden von Sta.-Catharina ein neues Pennsylvanien herausbildet, ich hoffe es, halte es für sehr möglich und finde viele Elemente dazu gegeben und bereits in Thätigkeit. Freilich vermisse ich noch die Seele eines solchen Pennsylvanien: die Seele eines William Penn, der — nicht um in Landspeculationen einen „Rebbes" zu machen — Leib und Seele für seine von Europa kommenden armen Auswanderer und Glaubensgenossen daran setzte, wie das seitdem kein zweiter gethan hat.



Digitized by Google

# Fünftes Kapitel.

Schlußwort über die Provinz von Sta.-Catharina. — Ihre Zukunft.

---

So ging denn mein mir so liebgewordener Aufenthalt in der deutschen Colonie Donna-Francisca zu Ende und mit ihm mein Besuch der Provinz Sta.-Catharina.

Da konnte ich denn nicht umhin einen Rückblick auf das von mir in der Provinz Gesehene und Erlebte zu werfen.

Es haben nicht viele Reisende in so mühevollen Touren, wie ich, die Provinz durchstreift und ihre einzelnen Districte von so vielen Punkten überschaut.

Ohne kleiner Ausflüge auf der Insel zu gedenken, erinnere ich daran, daß ich von S.-José auf dem Festland nach Laguna ritt. Von dort machte ich eine Canotfahrt auf dem Tubarão nach Piedade. In Rapoza am Tubarão verließ ich die letzten Menschenwohnungen und schlug mich durch Wald, Flüsse und Gebirge über Barro-Branco mit seinen Steinkohlenlagern, über Passa-Doris, Rossinha, Passa-Vinte und dem Feiro, alles nur Oerter ohne Ortschaft, ohne Anbau und Menschen, an der steilen Gebirgswand der dortigen Serra aufwärts in das Oberland der Provinz und zu den mannich-

Digitized by Google

fachen Quellen des Uruguay hindurch. Von der einsamen Estancia das Tejucas aus nahm ich den vollen Eindruck des Lebens im Oberlande in mich auf; er blieb mir auf der Reise nach Lages und während des dortigen Aufenthalts, und wiederholte sich mir in seiner wunderbaren Eigenthümlichkeit auf der Estancia dos Indios und während meines Tropeirolebens von dort über die Felder des letzten Uruguaygebietes hin und zur Militärcolonie am Itajahy hinab.

Am Rio-dos-Bugres fand ich die erste deutsche Colonieentwickelung in Sta.-Izabel und folgte derselben längs des Cubatão. Ich ging den Fluß hinunter, um dann den Maruim wieder hinaufzugehen, wo ich die Deutschen in S.-Pedro de Alcantara besuchte. Der Rio-Louro führte mich an den Biquassu, dieser zur Meeresküste.

Von hier ging mein Lauf nördlich mit einzelnen Flußverfolgungen in westlicher Richtung. Ich ging den Rio-das Tejucas-Grandes bis zu seinem Salto, folgte dann der öden Meeresküste, erreichte die Insel S.-Francisco und gelangte von dort zur Colonie Donna-Francisca.

Einen ziemlich constanten Charakter des Bodens habe ich in jeder der drei Hauptabtheilungen der Provinz gefunden, sodaß jede ihren eigenen und wirklich fast ausnahmslosen Charakter zeigt.

Von S.-Joze nach Süden ist, sowie man über den Maruim und Cubatão hinaus ist, eine etwas schroffe Bergnatur unverkennbar, die das anbaufähige Land einer Fläche, eines gelinden Abhanges ziemlich einschränkt. Dehnt sich aber einmal längs eines Flusses ein Flachland hin, so ist es häufig so morastig, daß es ziemlich hartnäckig den Anbau zurückweist. Kaum besser ist es da, wo in größern Flächen eine sandige Natur vorherrscht. Hier decken kurzes Gebüsch oder ungeheuere Scharen verkrümmter Palmen den Boden und kaum eine beginnende Cultur watet im lockern Sande der Halbwüste.

Digitized by Google

Eine glückliche Ausnahme von diesem Steckenbleiben im Sande macht nun der Tubarão mit seinen Zuströmungen, seinen Schluchten, seinen Abhängen, seinen Flachgegenden. Der Hauptarm des Flusses ist schon bis Rapoza angebaut; von dort aber liegt noch alles in Wald und Naturschweigen, obgleich auch wundervolle Strecken Landes in jener Wildniß verborgen liegen, die des schönsten Anbaues fähig sind. Ein Nordarm des Flusses mit seinen Walddistricten ist ganz unbenutzt. Von dort geht ein Fußsteig für höchst kleinen Verkehr ins Oberland. Dem Braço do Norte reiht sich das schöne Weideland in der Fläche des Capivari an; dort liegen schöne Keime zu einer deutschen Colonie verborgen, in der Landbau und Viehzucht im Gleichgewicht bleiben können.

Von solch einer anzulegenden Colonie ist der Verkehr nach Laguna leicht und wundervoll; der öden Stadt erwächst eine ganz neue Zukunft. In wenig Stunden Dampfschiffahrt bringt sie ihre Producte in die schützende Bucht von Sta.-Catharina, welche vier mal im Monat mittels Dampfschiffahrt mit Rio-de-Janeiro zusammenhängt. Ich konnte nicht umhin in Rio die Aufmerksamkeit auf diesen etwas stiefmütterlich behandelten Theil der Provinz hinzulenken; denn zu lebhaft erinnerte mich die Situation hier an die von Donna-Francisca. Eine Colonie am Tubarão hat eine Beziehung in sich selbst, eine zum Hafen von Laguna, eine dritte zum tief versteckten Oberlande an den Quellen des Uruguay.

Aber auch der Landbau der Nachbarschaft, der dort schon existirt, würde durch eine Concurrenzcolonie angeregt werden. Brasilianische, glückliche Anbauer am Tubarão und selbst die, welche in schon sandigern Gegenden viel Manioc bauen, würden noch vielmehr ihre Kraft entwickeln, und das um so mehr, da Flüsse und Lagoen den Absatz über Laguna so ausgezeichnet erleichtern. Freilich müßte jeder dortigen größern Anlage eine höchst genaue Untersuchung vorhergehen, denn

Digitized by Google

der Vorüberreisende kann eben nur übersehen, wobei er allerdings manches übersieht.

Und sowie jegliche Cultur eine viel größere Peripherie um sich herumzieht, als ihr materieller Anbau anzudeuten scheint: so würde auch der Süden der Provinz noch einen andern Segen von solch einer Colonisation empfinden. Kaum irgendwo anders als eben im Süden von Sta.-Catharina, vom Tubarão in Rio-Grande hinein, schlägt man die Zahl der Bugres hoch an. Ja im Relatorium des Generallandamts von 1858 finde ich die Zahl der Wilden auf 2000 angegeben, und dabei auf die Furcht hingedeutet, die man bis nach Piedade am Tubarão vor ihnen hat, sodaß manches schon Gewonnene in dieser Furcht schon wieder aufgegeben ist. Ich selbst traf auf meinem Zuge in das Oberland hinauf Spuren dieses Aufgebens von gewonnenem Terrain. Die Rossinha machte mir einen höchst betrübenden Eindruck. Wenn ich dort Spuren von Mordbrennerei der einfallenden Bugres gesehen hätte, so würde mir das weniger ärgerlich gewesen sein als so, wo die bloße Furcht eher davonläuft, als die Gefahr andringt.

Wol möchte ich die Frage aufwerfen: woher weiß man denn, daß die Scharen jener nackten Räuber sich noch auf 2000 Individuen belaufen? Gewiß, ich würde mit der größten Seelenruhe eine Null fortstreichen. Und wenn ich auf einer deutschen zukünftigen Colonie in der Gegend des Tubarão nur 30—40 Flintenläufe weiß, so halte ich diese Colonie für vollkommen gesichert gegen 200 oder gegen 2000 Bugres!

In einem ganz andern Colorit als jenes Unterland erscheint das Oberland, wenn man vom Feiro nach oben hinauf geklettert ist. Trocken und doch wundervoll bewässert, mit weiten Grasfeldern und doch auch dichtem Wald versehen, bietet das ganze, meistens über 3000 Fuß hoch gelegene Oberland für Viehzucht alle nur möglichen Proportionen. Eben

Digitized by Google

deswegen wird Viehzucht zu überwiegend ausgedehnt. Wie viele zum vollendetsten Ackerbau passenden Gegenden liegen unangerührt da! Wie wenig wird irgendwelchem Fortschritt die Hand geboten!

Ich kann hier nicht den Vorwurf zurückhalten, daß von seiten der öffentlichen Verwaltung der Provinz an allen Ecken und Enden gesündigt wird. Kaum hat man sich von S.-José etwas entfernt, so hört alles auf. Fleckenweise sieht man noch Wege, Stege aber meistens gar nichts. Wie ungeheuer lotterig wird der Uebergang über einzelne Flüsse betrieben! Alles ist schwierig, lumpig, erbärmlich, kaum ein skandalöses Canot, kaum eine Furt! Und nun gar der Weg ins Oberland und der Weg durch das Oberland! Der Uebergang vom Canoas, vom João Paulo! Das soll eine Hauptpassage sein! Der Weg über den Morro do Trombudo wird recht hübsch geflickt, denn anders kann ich eine langsame Wegbauerei nicht nennen, hinter welcher das Werk längst eingefallen ist, wenn sie vorn mit der Arbeit zu Ende kommt. Hier müssen ganz andere Wegrichtungen eingeschlagen werden, in allem eine viel größere Energie entwickelt werden. Im Norden der Provinz helfen sich die deutschen Anbauer schon selbst; dort braucht man sie nur nicht zu hindern, muß ihnen, wie z. B. in Donna-Francisca, nur nicht sagen, daß ihre Wege zu gut sind!

Man behauptet allgemein, daß von allen brasilianischen Provinzen Sta.-Catharina noch am urzuständlichsten sei. Und wahrhaftig, nach dem, was ich erlebt habe, möchte ich das auch sagen. Ja, schlimmer als das! Es ist ein gewisser Schein vorhanden, als ob schon etwas gethan wäre, als ob etwas gethan würde! Und was ist es? Ich weiß es nicht, habe es nirgends gesehen, nur da gesehen, wo deutsche Faust die Art schwang und höchstens einigermaßen am Tubarão im Süden.

Eben deswegen haben die Deutschen einen so großen Be-

Digitized by Google

ruf für Sta.-Catharina, eben darum werden sie dort ein neues Pennsylvanien gründen, eben darum ist jegliche Naturscenerie noch so großartig in der Provinz.

Von Granit, Sandstein und Syenit sind die gewaltigen Höhenzüge aufgebaut, welche das Land durchziehen. Viele Schieferlagerungen kommen zwischendurch vor, mächtige Steinkohlenschichten an einzelnen Stellen. In isolirten Gruppirungen finden sich Porphyre. Als Haupt- und Charaktermassen aber müssen immer Sandstein und Syenit, jener mehr im Süden, dieser mehr im Norden, genannt werden.

Die schöne Pflanzennatur habe ich schon hinlänglich berücksichtigt. Im Unterlande ist sie eine fast durchweg tropische, eine wundervoll glückliche, im Saft und Ueberfluß strotzende. Kaum irgendeine Pflanze möchte in dem sonnigen, feuchten Unterland das Gedeihen versagen. Kaffee, Zucker, Taback, Reis, europäische Früchte, Orange und Pisange wetteifern untereinander in Schönheit und Fülle des Ertrags und harren ungeduldig der vielen noch fehlenden Hände, um ihren Anbau zur höchsten Segensfülle zu bringen.

Nordische Fichtennatur, Nachtreife und selbst Eisscherben charakterisiren dagegen das Oberland. Ungeheuere Pinheiro-Waldungen geben den mächtigen Bergwellen einen mit Worten nicht zu schildernden Charakter. So rauschen auch die Uruguay-Zuströmungen besondere Weisen. Aus Fichtenwaldungen heraus, in Fichtenwaldungen hinein stürmen und brausen der Pelotas, der Lavatudo. Im Schlunde eines Pinhals stürzt der gewaltige Caveiras wie ein norwegischer Strom hinunter und bildet um seinen Wasserfall ein naßkaltes Ungewitter, fast einen Novembersturm des Nordens. Aber ungeheuere Papageienschwärme führen den vom Norden träumenden Reisenden immer wieder in die Südwelt zurück.

Ungeschlachte Farrenkrautstämme geben dieser seltsamen Natur einen noch europafremdern Charakter. Es hat jemand

Digitized by Google

das Unterland von Sta.-Catharina mit der Physiognomie größerer Südseeinseln vergleichen wollen. Vielleicht hätte er auch an das Oberland denken und dessen alles Maß überschreitenden Farrenkrautwuchses erwähnen sollen, neben welchem sich die Araucarien leicht, um an ein neuseeländisches Bild zu erinnern, in Dacrydien verwandeln möchten.

Ebenso wenig wie ich noch einmal die Pflanzenphysiognomie der Provinz in ein allgemeines Bild zusammendrängen will, darf ich hier auch von der Thierwelt sagen. Unzen, Affen, Tapire, Capivaris, Pacas und Dicotylesarten theilen sich mit lichtscheuen Botokuden in das Dunkel der Waldungen, keins von allen irgendeiner Zähmung nützlicher Art fähig, und eben deswegen alle nur provisorische Geschöpfe des provisorischen Urwaldes. Im Oberlande werden sie mehr und mehr vom Rind und Roß zurückgedrängt, welche beide Thierarten, obwol sie ja eingeführt sind, recht eigentlich die Charakterthiere auch um jene Anhänge des Uruguay sind, wie wir sie im weitern Verlauf des Flusses als solche in Menge gefunden haben.

Die rio-grandenser Vogelwelt ist in Sta.-Catharina schon bedeutend modificirt. Das Ema kommt nicht bis hierher. Mycterien und Reiher sind viel seltener, Urubus und Weiheradler dagegen häufig. Vielleicht nehmen in Sta.-Catharina zahlreichere Ibisarten die Stelle der Reiher ein. Im Unterlande sah ich den schwarzgrauen Ibis (Plumbeur?) häufig und oft in dichten Scharen in einzelnen Morästen. Der Ibis aber mit weißer Brust und braunen Flügeln (Albicollis?) zeigt sich im Oberlande viel, ein dummes, ungeschicktes Thier, welches sich leicht schießen läßt. Wenn diese Ibis von buntern Colorit sich abends in einem hohen Baume zur Nachtruhe niederlassen, so lassen sie lange ein anhaltendes Geschrei hören, fast ein hühnerartiges Geschrei und doch ganz seltsamer Art. Das seltsamste Vogelgeschrei aber, was ich in der gan-

Digitized by Google

zen Provinz vernommen habe, war das von einer kleinen Heerde von Trompetervögeln (Psophia), die ich am Walde auf der Estancia dos Indios traf. Drei bis vier mal hintereinander stießen sie ein scharfes Pfeifen aus, dem dann eine höchst heftige, tieftönende Lufterplosion folgte. Die schlankgebauten Vögel hatten sehr helles Colorit und silbergrau glänzende Flügel. Ich habe sie nur das eine mal getroffen.

Neben Papageien treten in Sta.-Catharina nun auch in voller Farbenpracht die mannichfachsten Species von Tukanen auf. Um beginnende Anpflanzungen wimmelt es oft von ihnen. Sie sitzen dann lauernd auf den Spitzen hoher Bäume und verrathen sich durch schnarrende Töne. Ein guter Jäger schießt leicht an einem Morgen 30—40 Stück und gewinnt damit ein ganz köstliches Essen, namentlich eine Suppe erster Qualität. Die ihnen nahe verwandten Arten Pogonias und Trogon mit schönen Färbungen (manche daher Pavão, Pfau genannt) kommen ebenfalls vor. Einen schönen hierher gehörenden Vogel schoß Friedenreich am Salto des Itajahy; als ich ihn aus dem Dickicht aufnahm, biß er mich aber so empfindlich, daß ich die Spur des falkenartig gezähnten Oberkiefers noch lange an der Hand trug.

Die schwarzen Krotophagen (Arú) kommen ungemein häufig vor, werden aber nicht gegessen.

So ist denn die Familie der Klettervögel überaus reichlich in der Provinz Sta.-Catharina bedacht worden. Wenn viele von ihnen auf den Anpflanzungen schädlich sind, so liefern sie dafür auch, zumal da sie fleischige, fette Vögel sind, sehr wohlschmeckende Braten, und die Jagd auf diese verschiedenen Scansores ist eine unterhaltende und einträgliche.

Doch will ich auch von diesen kurzen Notizen keine weitern beifügen.

Aus dem, was ich flüchtig über Thiere und Pflanzen gesagt habe, thut sich unbedingt schon ein gewisser Tropencharak-

Digitized by Google

ter kund. Ich kann seiner nicht gedenken, ohne auch einer Krankheitserscheinung zu erwähnen, die sich daran knüpft und im Colonisationstreiben, namentlich des Deutschen, einige Rücksicht verlangt, ich meine das Mal-da-Terra, die Bleichsucht, Chlorosis intertropica, oder wie man das Uebel sonst noch genannt hat, eigenthümlich genug und richtig Mal-da-Terra genannt: Uebel, nicht nur des Landes, wegen seiner fast tropischen Breite, sondern des Erdbodens, wegen seiner Ausdünstungen.

Wo in warmen, feuchten Gegenden, und die Nordhälfte der Provinz Sta.-Catharina ist warm und feucht, der unberührte Boden, der jungfräuliche Urwald von der befruchtenden Cultur etwas stürmisch angefaßt und zur Hervorbringung mannichfacher Ackerbauproducte gezwungen wird, da rächt sich die bisher unentweihte Erde und haucht Miasmen aus, die störend und vergiftend in das Blutleben der Menschen eingreifen, wenn diese nicht durch verständige Maßregeln sich dagegen zu schützen suchen.

Diese Vergiftung oder doch Störung einer gesunden Hämatose kann einen jeden treffen, ja Männer und Knaben, eben weil sie sich mehr solchen Miasmen aussetzen, noch mehr als Frauen, während doch außerhalb des Tropenrayons Chlorosen mehr bei Frauen und Mädchen vorkommen.

Das schnelle Bloßlegen eines sumpfigen Waldlandes, welcher dann auf einige Zeit der fast senkrecht darüber hingehenden Sonne, recht eigentlich dem Hyperion ausgesetzt bleibt, mag wol eine Haupturſache zur Chlorosis sein. Es ist da des vegetabilischen Faulungsprocesses und Verdampfens am Tage und des Niederschlagens von unreinem Thau in kühlern Nächten kein Ende, um so weniger, da in diesen vom Urwald rings eingeschlossenen und wol gar noch von nahen Gebirgen förmlich umzäunten Niederungen kein Wind in Masse, kein Luftstrom von bedeutender Breite und Tiefe das Unreine mit sich fortnimmt.

Digitized by Google

In solchem Infectionsproceß, den der Ansiedler selbst hervorruft, kommt er nun der sich an ihm rächenden Natur förmlich zu Hülfe. Er denkt nicht immer daran, daß wenn er sein Haus einige Fuß höher als jene Niederung ist, anlegen kann, er seiner Gesundheit eine Wohlfahrt damit erzeigt; er sieht ja keinen Krankheitsstoff, er riecht und schmeckt ihn nicht, folglich gibt es keinen solchen. Dazu hält er den Erdboden seines kleinen Häuschens nicht trocken und glatt, sondern läßt ihn, wie die Natur ihn gerade gebildet hatte, liegen, beschmuzt ihn mit Feuchtigkeiten aller Art und unterhält ihn in künstlicher Gärung. Es sollte jeder Colonist, der sich beim Gründen seiner kleinen Waldwohnung nicht gleich einen Bretterfußboden machen kann, sich vor allen Dingen dadurch einen gesunden Fußboden schaffen, daß er vor dem Bau des Häuschens den Boden reinigt, möglichst planirt, fest stampft und dann einige Tage hindurch auf demselben ein tüchtiges Waldfeuer so groß wie möglich unterhält und nachher streng dafür sorgt, daß auf demselben nichts ausgegossen werde.

Auch die flüchtig und unordentlich zubereitete Kost wird Ursache zur Bleichsucht. Namentlich habe ich die oben genannten Arvideen in Verdacht, daß ihre schlecht gekochten Wurzelknollen eine gute Hämatose verhindern. Sie müssen bis zum Zerspringen gekocht sein und vollkommen rein abgegossen werden, sodaß sie in ihrer eigenen Hitze vollständig abtrocknen. Auch viele Früchte mögen nachtheilig sein: sauere Orangen, unreife Bananen, Pfirsiche, Araça und andere Myrtaceen, unbedingt auch eine sparsamere Fleisch- und Thierfettnahrung, und letztere wol am meisten, denn gerade da, wo neben dem Landbau der Viehstand am weitesten zurücksteht, tritt die Chlorose am meisten auf.

Auch in der Kleidung müßte mancherlei geändert werden. Namentlich scheint mir das so bequeme und billige Barfußgehen tadelnswerth. Dazu habe ich bemerkt, daß die Anbauer

Digitized by Google

sich abends die Füße in kaltem Wasser rein waschen. „Wir sind das gewohnt", sagen sie und bleiben bei der Gewohnheit.

Auch das Schlafen auf dem Boden müßte ganz wegbleiben. Es ist ganz gut, hübsch, romantisch, mit einem Erdlager von Palmblättern sich zu begnügen: wenn man aber eine Bettstelle machte, würde man sich doch besser befinden.

Und so greifen tausend Kleinigkeiten, anscheinend ganz geringfügige, in das Leben der Colonisten ein, und weniger starke Naturen leiden darunter und bekommen das Mal-da-Terra.

Sie fühlen sich unbehaglich, faul, müde, weniger warm, obgleich sie leicht transpiriren, werden blässer, zuletzt leichenblaß und bekommen Herzklopfen. Voraufgehend oder nachfolgend kann ein wirklich intermittirendes Fieber dabei sein. Geht es vorauf, so ist es meistens die Tertianform; kommt es später zum Vorschein, so ist es täglich da und ist dann wol weniger intermittirend, sondern remittirend und symptomatisch. Die europäischen Chlorosen sind so gleich mit diesem Mal-da-Terra, daß ich die weitere Symptomatologie hier weglasse.

Thut man nichts dazu, so geht die begleitende Herzneurose in eine wirkliche Atrophie mit Dilotation über. Es tritt Durchfall auf, Fußödem und Wassersucht, und gar manche junge Anbauer starben schon am Mal-da-Terra. Doch sind die Fälle häufig, wo ohne alles Zuthun von Seiten der Kunst, ja ohne alle hygienische Rücksicht das Uebel sich von selbst wieder verzog und die blassen jungen Männer und Mädchen tüchtige und handfeste Anbauer wurden. Es war ein Acclimatisationsproceß mit ihnen vorgegangen.

Vorbeugung der leicht einzusehenden, aber schwer wegzuräumenden Causalmomente möchte da wol Hauptverfahren zur Heilung sein: andere Wohnung, andere Arbeit, andere Kost. Als Arzneimittel ist hier fast uneingeschränkt das Eisen zu empfehlen. Eisenrost und Feilspäne mit Orangensaft einge-

Digitized by Google

kocht liefern ein wundervolles Präparat, was sich auch ungemein leicht verdaut.

Aber der intelligente Arzt einer Colonie — und die Ansiedelung eines solchen ist eine nothwendige Gewissensache in jeder Anlage — weiß da am besten, was zu thun ist.

Und am Ende ist das Mal-da-Terra nur ein Durchgangsübel, nicht nur der Individuen, sondern einer ganzen Colonie. Ist Weg und Steg gut gehalten, hat sich Sauberkeit und Ordnung, Sittlichkeit und Zucht in einer Colonie ein- für allemal festgesetzt, so verschwindet das Mal-da-Terra und die Gesundheit bleibt unangetastet.

Davon ist Donna-Francisca, namentlich Joinville, ein schlagendes Beispiel. Die Flachlage des Bodens, das Andringen der Flut bis in den Rio-da-Cochoeira gab anfangs zu manchen bedenklichen Krankheitserscheinungen Anlaß. Und schon heute ist Joinville ein unbedenklich gesunder, frischer, fröhlicher Aufenthalt, in welchem ein ängstliches Gesundheitstheoretisiren vor der Erfahrung und dem prächtigen Gedeihen der Kinder und Heranwachsenden vollkommen schweigt.

So hat denn auch das Mal-da-Terra keinen tiefeingreifenden Einfluß in die Zukunft der Provinz.

Noch einmal gesagt: eine herrliche Zukunft hat diese Provinz, in ihrem Norden, in ihrer Mitte, in ihrem Süden, im Oberland, im Unterland.

Wenige Küsten mit so vielen schönen Hafengelegenheiten gibt es, wie längs des Ufers von Sta.-Catharina sich finden, wenige Küsten auch, auf denen so hübsche, wenn auch nicht große, dennoch wohl zu benutzende Flüsse dem Meere zufließen.

Auf allen diesen gegebenen Elementen wird, wenn erst Menschenkraft in ihrer vollen Entwickelung sich geltend gemacht hat, einmal eine schöne Provinz sich aufbauen lassen, die an Ausdehnung vielen andern Landestheilen Brasiliens nachsteht, aber an Intensität wol zu den ersten gehören möchte

Digitized by Google

und der einen oder andern eine bedeutungsvolle Concurrenz machen kann.

Ich erinnere nur an die großen Chancen, die der Norden von Sta.-Catharina für den Zuckerbau bietet. Hier wird einmal von freien Händen der Zucker gebaut werden, der schon heute in Bahia nicht mehr so im Uebermaß von den abnehmenden Sklavenkräften producirt wird. Und im Süden des kleinen Landes mag sich wol einmal ein vortrefflicher Handelsweg in die Provinz Rio-Grande hinein eröffnen, wenn die Barre der Provinz fortfahren sollte, Uebelstände und augenscheinliche Gefahr für den Seehandel zu bieten.

Bei meinem Aufenthalt in Donna-Francisca hatte ich vor, die ganze Provinz Sta.-Catharina genauer monographisch zu behandeln. Dazu waren aber Specialstudien nöthig, die ich an Ort und Stelle nicht machen konnte, weil mir manche hübsche schon vorhandene literarische Hülfsmittel fehlten.

So blieb auch in dieser Provinz mein Reiserelatorium nur eben ein solches und mußte ein solches auch nach meiner Ankunft in Rio-de-Janeiro bleiben, wo mir bei der mir zu meiner brasilianischen Reise zugemessenen Zeit noch weniger Muße zu einer ausführlichen Darstellung der Provinz Sta.-Catharina blieb, als in der Provinz selbst und in meinem Aufenthalt in der Colonie Donna-Francisca.

Digitized by Google

# Vierter Abschnitt.

## Die Provinz Paraná.



Digitized by Google

# Erstes Kapitel.

Abschied von Joinville. — Waldexpedition durch die Serra-Geral zwischen Sta.-Catharina und Paraná. — Ankunft auf dem ersten Campino der Provinz Paraná.

---

Am 16. August morgens 8 Uhr nahm ich von dem freundlichen Joinville Abschied. Ich nahm ihn nicht ohne innere Erregung und Wehmuth; gar zu freundliche Tage hatte ich daselbst zugebracht. Dennoch würde mir mein Scheiden vom lieben deutsch-brasilianischen Städtchen noch schwerer geworden sein, wenn nicht eine Begleitung mich erfreut hätte, die ich nimmer vergessen werde. Meine besten Freunde von Donna-Francisca gaben mir zu Pferde das Geleite, besonders war es Herr Aubé selbst, der mich bis über die Grenzen seines Territoriums bringen wollte, ja die liebenswürdige und jugendliche Frau Directorin hat bei der Gelegenheit die unerhörte Thatsache aufgeführt, daß ein zierlicher Frauenfuß auf rauher Urwaldspicade bis zur Sägemühle am Cubatão vordringen kann.

Wir trabten fröhlich von dannen. Am Kirchhofe warf ich den letzten Abschiedsblick auf den lieben Ort. Bald waren



Digitized by Google

wir, nachdem wir um ſo manche mir liebgewordene Waldecke gebogen, durch ſo manchen traulichen Colonieweg geritten waren, in Annaburg, bald am Ende der letzten Roças. Und nun begann unſere Fußwanderung durch den Urwald.

Schon einmal habe ich von dem Wege nach der Sägemühle geredet. Auch bei dieſem zweiten mal zog Munterkeit und frohe Laune mit uns durch die einſame Picade. Was würde doch die europäiſche Romantik um ſolch einen Waldzug geben! Wo ein Waldbach floß, wurden im Nu einige kleine Palmen mit dem Waldmeſſer umgehauen und eine leichte Brücke gebaut; wo ein Baumſtamm die Picade hemmte, ward geſchickt darüber hinwegvoltigirt oder, wenn Raum da war, unten durchgekrochen. Alles ging vortrefflich; unſer vorauf-marſchirender Ingenieur Wunderwald erwarb ſich wirkliche Lorbern um uns und unſern Marſch. Ich muß aber dennoch geſtehen, daß unſere anmuthige Führerin Madame Aubé ſich noch viel verdienter um uns machte. Im zierlichſten Wandercoſtüm, an welchem ein kleiner Bloomerismus nicht zu verkennen war, überwand ſie leichter als wir faſt alle die Picadenſchwierigkeiten und munterte die Reiſecolonne durch ihr Beiſpiel auf, ja an einem klaren Waldbache, an deſſen Rand ganz ſchnell einige Palmblätter hingeſtreut wurden, bekamen wir alle aus ihrem Frühſtückskorb etwas zu eſſen.

Unterdeß krachte auch mancher Flintenſchuß im Walde. Aus den hohen Waldesgipfeln ſtürzten zwei Jacutingas und einige Tukane herab und wurden ſorgfältig mitgenommen.

Am Ausgang des Waldes kam uns der biedere Schweizer von der Sägemühle entgegen, Herr Weber. Es war jemand vorausgeeilt, um ihn von dem Waldwunder, dem Anmarſch unſerer Frau Directorin zu unterrichten, an welches er nicht hatte glauben wollen. So zogen wir denn mit fliegenden Fahnen in unſer Standquartier ein und nahmen Beſitz von der Mühle am Cubatão.

Digitized by Google

Noch einmal empfand ich die volle Poesie des wunderlieblichen Ortes! Durch den stillen Hochwald brauste der wilde Cubatão daher; am Rio-da-Prata plätscherte das Rad der Sägemühle, hinter welchem wir auf einem schmalen Steg hinübergingen, sodaß wir uns zwischen den beiden Flüssen befanden. Einzelne Eisvögel flatterten hin und her am Wasser, durch welches mit mächtiger Kraft gerade ein trotziger Stier hindurchwanderte. Hier am Walde der Wildniß, umgeben von so lieben Menschen, fühlte ich es einmal wieder recht lebhaft, daß es doch nicht so leicht ist von letztern zu scheiden, um in die erstere zurückzukehren, und nun gar zu einer Picadentour, wozu noch keine Picade geschlagen war.

Eine wunderhübsche Abendscene begann. Unser Wild war zum kostbarsten Leckerbissen umgewandelt und eine tüchtige Portion der Tajawurzel dazu gekocht. Tischtuch und regelmäßiges Service war damals noch nicht am Cubatão; statt der Teller dienten kleine Bretchen; die Honoratioren unter uns bekamen eine Art Messer und Gabel, sonst mußten die Finger helfen. Alle tranken aus einem kleinen Glase den mitgenommenen Wein. Es ging ganz vortrefflich.

Es ward spät und etwas kalt. Nachdem Herr und Madame Aubé sich zurückgezogen hatten, machten wir mitten in dem Mittelraum des Hauses ein lustiges Feuer und unser Nachtlager umher. Doch war in den ersten Nachtstunden an keine Ruhe zu denken. Gott mag wissen, was eigentlich in uns gefahren war. Wir spielten Sommernachtstraum und waren alle verwandelt. Das war mein erster Reisetag von Joinville nach Coritiba.

Nicht so fröhlich war ich am folgenden Morgen. Wir nahmen Abschied. Eine schwierige Waldwanderung begann. Der Boden hob sich allmählich, lauter brausten die Wasser, steiniger ward der Boden, wilder lagen die umgestürzten Baumstämme durcheinander; zuletzt ward der Wald selbst dämmern-

Digitized by Google

der, denn zu beiden Seiten bauten sich die Höhen der Serra auf. Südlicherseits vom Thale des Rio-da-Prata und Rio-Secco hebt sich die Picade mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit. So weit man bis jetzt urtheilen kann, wird die Straße ganz ausgezeichnet werden.

Enger ward die Waldschlucht, einsamer, wilder. Da that sich eine Klärung auf. Das originellste Waldasyl lag vor uns. Sechs bis acht Männer, Deutsche und Helvetier, bauten sich ein langes, niedriges Palmenhaus; ein anderes, größeres stand schon seit Wochen da, Wunderwald's Rancho.

Wunderwald's Rancho! Wirklich ein Ideal von Waldhütte oder Waldhaus ist dieser Rancho. Er ist 14 Fuß tief, 24 Fuß breit, ein breites Dach mit sehr niedrigen Wänden. Alles ist von Palmen, von ganzen und gespaltenen Palmenstämmen, von Palmenblättern, in der saubersten Ordnung mit Cipós zusammengebunden, das Ganze hauptsächlich von zwei großen Waldbäumen getragen; zu beiden Seiten sind halbhohe Lagerstätten von Palmenlatten mit Palmenblättern belegt; vor ihnen liegen einige Myrtenbalken als Sitze; die Thür wird nachts mit einem Palmblattdeckel zugesetzt. In der Mitte brennt auf der Erde ein gemüthliches Feuer, kurz in Abraham's Schoße kann man nicht gemüthlicher sitzen wie in Wunderwald's Rancho oben auf der Serra.

Dazu hängen an Querlatten alle nur denkbaren Gegenstände umher: Aexte und alte Hosen, Carne secca und Ledergamaschen, geschossenes Wild und alte Decken, Kochtöpfe, Blechbecher, Salz, Reis, eine kleine Apotheke, Pulver, Blei, Flinten und Pistolen, mitten im Walde waren wir und lebten wie die Fürsten.

Und vor dem Palmenpalast loderte tiefer unten ein helles Feuer, um welches unsere Leute in der prachtvollsten Gruppe lagen. Ein dichter Nebel zog durch den Wald. Wie Gespenster schauten die Kronen der Bäume hoch hinaus; die

Digitized by Google

Scenerie war gar zu hübſch, wir waren von uns ſelbſt ganz erbaut.

Am folgenden Morgen machten wir eine herrliche Bergpartie. Oben auf ſteilem Waldgipfel ſtanden wir. Wunderwald ließ eine Reihe von Bäumen anſchlagen, ſie ſtürzten krachend hinab und eine herrliche Bergkette lag offen da. Meilenweit konnten wir nach der Provinz Coritiba hinſehen, eine duftige Laubwaldswelt mit ſchönen Thälern. Aber vergebens ſucht man im Bergchaos nach einem cultivirten Punkte, kein Haus, kein Feld erſcheint, kein Rauch ſteigt auf, kein Hahnenruf tönt. In der Tiefe brauſt der Waldbach, ſonſt vernimmt das Ohr keinen Laut. Und durch dies Chaos ſollten wir uns durchſchlagen!

Wir kletterten hinab zum Rancho zurück. Die letzten Begleiter, der gute Pfarrer und Leiſtico, die Lieben, Guten, mußten zurück zur Sägemühle, ſie nahmen meine beſten Grüße mit. Und nun war ich mit meinem Waldgenoſſen Wunderwald allein.

Unterdeß hatten unſere Leute ein tüchtiges Stück Picade weſtlich geſchlagen. Doch nahmen wir uns vor erſt am nächſten Morgen aufzubrechen. Wir kletterten den Reſt des Nachmittags an den ſchönen Waldbergen umher und packten dann alles zurecht zur mühſeligen Waldfahrt, die mir noch origineller erſchien als mein Maulthiertreiberleben von Lages nach S.-Joze.

Zu dieſer Waldfahrt war es nöthig geweſen zwölf Menſchen aufzubieten. Dieſe hatten ſich auf acht Tage verproviantiren müſſen, hatten verſchiedene Kochapparate bei ſich, meine Sachen und eine Art von kleinem Hausſtand, damit wir unterwegs wenigſtens zur Noth uns unſer Eſſen kochen könnten. Einer von den Leuten fehlte noch. Er war auf dem Marſche zur Sägemühle halb angetrunken mit einem Theile meiner Sachen liegen geblieben; die Nacht mit allen ihren

Digitized by Google

Waldschauern und der unheimlichen Einsamkeit hatte ihn überfallen. Am Morgen früh hatte er nicht gewagt allein weiter zu gehen, er ließ meine Sachen an einem Bache liegen und kehrte nach Annaburg zurück, von wo aus ein muthigerer Mann, als er selbst war, aufbrach, unterwegs meine Sachen fand und so mit ihnen zu Wunderwald's Rancho am Ende des Thales vom Rio-Secco hinauf kam.

Am 19. August früh morgens war es denn ein lustiges Regen und Bewegen dort oben. Die ganze Mannschaft packte ihre Sachen, ihr Essen, Wäsche, Decken, eiserne Kochgeschirre u. s. w. zusammen; noch einmal hielt Wunderwald, der vielerfahrene Waldläufer, Musterung, einiges Vergessene ward noch nachgeholt und eingewickelt, dann noch einige Jagdflinten umgehängt, und fröhlich zogen wir zu vierzehn Menschen in den Urwald hinein, in welchem wir sechs bis acht Tage bei den wilden Bestien zubringen sollten.

Doch nicht unter eben günstigen Anzeichen. Der Frühmorgen war schwül geworden, ein heftiger, warmer Wind tobte hoch oben in den Waldbäumen; auf den Berggipfeln schrien die Urus, eine Art Tinocamu oder wohl richtiger Inhamu oder Waldhühner (Uru im Guarani = Hahn, Uruguay Hahnenschwanz) und verkündeten Unwetter; aber alles konnte unsern Muth nicht stören: wir zogen kühn durch die enge Waldpicade, die den Tag vorher geschlagen war.

Man denke nur ja nicht, daß eine Picade ein Weg ist, wie wir uns in Europa Wege bahnen; die Sache ist ganz anders. Ein Mann mit einem Waldmesser, einem kurzen Degen geht vor dem Ingenieur vorauf; letzterer gibt nach seinem Kompaß die Richtung an, in welchen ersterer sich durch den Wald zu schlagen hat. Nun wird freilich das nothdürftigste Gebüsch, Kraut, Rohr weggeschlagen, sodaß man durchschlüpfen kann, aber auch nur dieses. Und so wenig ist dieses Abgeschlagene, daß man kaum die Fährte des Vorschlä-

Digitized by Google

gers, wenn man weit hinter ihm zurückbleibt, erkennen kann und sich wohl hüten muß, von der Picade abzuirren. Und trotz des Wenigen, was angehauen wird, kommt man mit einer Picade nur sehr langsam fort; kaum kann man in einem Tage 1500—2000 Klafter vorwärts dringen und dennoch ist die Arbeit des Nachfolgens für die Lastträger, die mit dem Gepäck hinterdrein gehen, in hohem Grade aufreibend und wahrhaft tödtend. Das Gepäck haben sie sich umgebunden, mit Händen und Füßen müssen sie klettern, Gebüsch und Schlingpflanzen packen sie fest und oft müssen sie sich gegenseitig loswickeln. Alle Augenblicke versperrt ein umgestürzter Baum den Paß, man muß darüber hinwegklettern oder unten durchkriechen. Oder so jäh ist der feuchte Abhang, daß man viele Fuß hinuntergleitet in ein Loch, einen Bach, einen Morast. Scheinbar ist die Picade oft bequemer, weil der Wald lichter erscheint, doch nur scheinbar. Denn nun haut der Vorschläger oder Ingenieur nur eine kleine Marke an einzelnen Bäumen und man findet oben nur die Richtung, die eingeschlagen ist, aber keine eigentliche Picade. Kurz, man muß sich selbst durch den Urwald gehauen haben, um das unbedeutende Wörtlein, sich durch eine neue Picade über die Serra-Geral zwischen den Provinzen Sta.-Catharina und Paraná hinüberzuschlagen, in seinem vollen Gewicht zu erkennen und beurtheilen zu können.

Und was hat man nun für alle Mühe, Arbeit und directe Gefahr? Etwas, was der Europäer, ja selbst die größte Zahl der Reisenden nimmer empfinden können: man hat die classische Ansicht des Urwaldes in seinen geheimsten Tiefen, in seinen letzten Winkeln! Die meisten Reisenden, ja alle reisen immer noch auf Straßen, auf Wegen und wären sie noch so klein, noch so enge; oder sie fahren auf Flüssen, auf Strömen, auf Landseen, immer noch in einer gewissen Bequemlichkeit, unter dem Schutze einer wenn auch noch so klei-

Digitized by Google

nen, eben beginnenden, kaum aufträumenden Cultur, unter der Leitung eines Vaqueano, eines der Steige und Durchschlüpfungspunkte kundigen Führers, eines Negers, eines Indianers. Nimmer so auf der Picade! Hier weist nur die Magnetnadel stumm und still nach Norden und schweigt, mag man auch noch so viel fragen, ob Höhe, ob Tiefe, ob Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Durchkommens, des Ueberkletterns vorhanden sei! Kein Mensch mehr, nicht mehr irgendeines Menschen Spur! Kein Hahnenruf, kein Hundegebell! Oben in den Gipfeln des Waldes rauscht der Wind, unten im Grunde der Strom, in weiter Ferne donnert der Wasserfall, niemand, niemand ist mit der muthigen Schar, Gott allein ist mit ihr! Das ist eine wunderbare Situation!

Vor dreißig Jahren soll einmal ein Ochsentreiber von Coritiba ins Cubatãothal hindurchgedrungen sein. Der nächste, der dann sich einmal eine Picade hindurchschlug, war nun Wunderwald; auf einer Irrfahrt von drei Wochen wären sie fast verhungert, bis sie auf das Hochland der Provinz Paraná hinaufkamen. Ein anderer kühner Waldläufer war der Ingenieur Hégreville. Er kam, was unbedingt viel leichter ist, von Coritiba hinunter und ließ sich dann vom Thale des Cutabão leiten. Die Picaden beider Ingenieure sind aber vollkommen verwachsen, und von neuem muß jeder, der die Waldtour wagen will, mit Kompaß und Waldmesser sich durchhauen. Der Ingenieurmajor Alvim ist nur bis zum Ende des Thals vom Rio-Secco gekommen, wo Wunderwald's Rancho steht. Dort fanden wir seinen Namen in einem Baume.

So lag denn heiße Arbeit vor uns. Bald war das Ende der Tags vorher gehauenen Picade erreicht und wir schlugen lustig und unverdrossen nach Westen und Südwesten weiter. Lustig und unverdrossen sage ich, denn in der That waren meine zwölf Pioneers gar gut aufgeräumt. Es waren Hol-

Digitized by Google

steiner, Mecklenburger, Rheinländer, Holländer und Schweizer. Letztere verstanden erstere nicht; es gab komische Mißverständnisse, einer hielt dem andern sein grausiges Deutsch vor, man neckte sich plattdeutsch und alemannisch! Links und rechts kamen herrliche Urwaldsbäume zum Vorschein, oft von tüchtigen Dimensionen; ich maß einen Feigenbaum von 38 Fuß Umkreis, was immer über 12 Fuß Durchmesser gibt. Gewaltige Stämme halten sich umklammert und ruhen erstarrt, ja erstorben in wilder Umarmung, in hassendem, vernichtendem Ringen.

Ein Gewitter zog über uns hin, wir mußten uns verkriechen, so gut es gehen wollte. Und da es doch schon später ward und wir bei schlechtem Wetter keine Aussicht hatten weiter zu dringen, ward Befehl zum Abpacken und Ranchobauen gegeben.

Die Einrichtung eines Nachtquartiers im Urwald ist aber höchst originell. Das Gepäck wird weggesteckt, um es provisorisch vor Nässe zu schützen. Und nun klingt ringsher die Art. Es kommt darauf an möglichst viel Blätter von der Euterpe edulis, der Kohlpalme zu gewinnen. Ringsher stehen viele dieser edeln, schlanken Palmen. Nach acht bis zehn wohlgeführten Streichen bewegt sich der Stamm; Achtung! schreit der Waldhauer, und wie in einem Jammerruf stürzt die liebliche Waldkönigin zur Seite; krachend stürzt ein ganzes Chaos von Baumästen, von jungen Bäumen unter ihrem Fall zusammen; oft zerschlägt sich der Stamm in drei bis vier Stücke beim Aufschlagen auf festere Stämme oder auf den Boden. Ist dann das sausende Ungewitter des Umstürzens vorbei, so haut man die großen zweizeiligen Blätter ab und schleppt sie zum Bivouak. Und auf diese Weise werden acht bis zwölf Palmen zu einem einzigen Rancho für eine einzige Nacht umgehauen.

Dort haben andere Waldhauer unterdeß ein schräges Dach-

Digitized by Google

gerüſt in einem Winkel von etwa funfzig Graden aufgerichtet, vorn etwa ſieben Fuß hoch und dreißig Fuß lang. Dieſes wird jetzt mit Palmenblättern belegt, deren Foliolen mit vielem Geſchick und großer Schnelligkeit ſich ineinander ſchieben laſſen. Iſt ſo eine drei- bis vierfache Blattſchicht aufgelegt, ſo iſt das Dach ziemlich dicht ſelbſt gegen ſtarken Regen; die vorn über das Gerüſt hinausragenden Blattenden werden umgeknickt und bilden ein Vordach; auf den Boden des Rancho werden nun Palmblätter in genauer Ordnung hingelegt, ſodaß ein Blatt das andere halb deckt; zwiſchen jede Blattrippe wird ein Mann gelagert, und man hat ein tief dunkelgrünes, glänzendes Waldhüttchen und ein Lager à la Paul et Virginie, über welches alle, die ſolch Ding ſehen, in jubelnde Freude ausbrechen möchten, nur nicht die, die darin die Nacht zubringen ſollen; denn der Boden iſt naß, das Lager iſt naß, die Luft iſt naß und die Temperatur iſt naßkalt.

Und doch dieſe auch, auch dieſe, die in ſolchem Palmenrancho übernachten, ſind voll von der jubelndſten Freude, voll von Begeiſterung über den wunderbaren Aufenthalt. Ich wenigſtens war es durch und durch! Hell aufflackerten die beiden Wachtfeuer vor unſerm Rancho und warfen ſeltſame Lichter auf die Stämme des Urwaldes. Um den erwärmenden Brand ſaßen die nordiſchen Waldgenoſſen: der eine kochte Kaffee, der andere brühte Carne secca, der dritte ſchnitt den Palmenkohl in einen eiſernen Topf, der vierte kletterte in den Bach hinab und ſchöpfte Waſſer. Und aus nah und fern tönte ſo manche Nachtſtimme durch den Wald hindurch, ſo wenig Leben that ſich kund in der Nacht, und doch war eben dieſes wenige ſo mächtig, ſo groß, ſo erhaben. So verging die erſte Nacht ganz wundervoll.

Wieder die unglücklichen Urus weckten uns am Frühmorgen des 20. Auguſt aus dem Schlafe und riefen uns zum Aufbruch. Bald war der Kaffee mit Maniocmehl getrunken,

Digitized by Google

rasch alles zusammengepackt und die ganze Karavane in Bewegung. Eine sehr beschwerliche Picadenpartie begann: es wechselten Höhen und Tiefen, ein feuchter, kalter Nebelregen folgte uns. Unten an einem sehr schroffen Waldabhange entschädigte uns ein kleiner, hübscher Wasserfall, kaum einige Fuß breit und etwa zwölf Fuß hoch, klar und weiß herabstürzend über schwarzem Gestein; eine Partie so sinnig und poetisch, daß sie dem schönsten Park im großen Stil alle Ehre gemacht haben würde. Nach einer kleinen Mittagsrast führte uns unser Kompaß weiter in westlicher Richtung. Ganz fern hörten wir einen Wasserfall zu uns herüberdonnern, einen herabstürzenden, schon besuchten Arm des Cubatão, der großartig sein soll, aber außer unserm Curs hinauslag. Dann rauschte es wieder tief unter uns. Wir stiegen hinab. Ein kräftiger Waldbach schoß dahin, um wenige Schritte von uns über rothen Granit an hundert Fuß in schrägem Felsbett hinabzustürzen. Ein mächtiger Felsblock bildet an jähem Rande eine kleine Grotte, oben auf derselben hängen uralte Waldbäume, die ruhig und ernst in die Tiefe des Felsenrisses und ihr wildes Toben hinabschauen. In solcher Serra folgt eine große Scenerie der andern. Ist das Gebirge erst einmal wegsam geworden, hat erst die nachhelfende Kunst an diesen einzelnen Wasserfällen feste Punkte angegeben und gesäubert, von denen aus das Naturschauspiel übersehen werden kann, so wird diese und jene herrliche Partie schon ihren Namen gewinnen und vielfach berufen werden.

Und nun wieder mühevolles Klettern hoch bergan. Viel Bambusrohr hemmte unsern Schritt. Ein Tapir schoß auf aus dem mächtigen Grase und rannte davon; lange noch hörten wir das Knistern im Gebüsch. Auch einige Affen bewegten sich im Gipfel eines hohen Baums, aber vergebens war ein Jagdversuch: die scheuen Thiere wissen sich zu gut zu verstecken, man kann ihnen nicht beikommen. In einem tiefen,

Digitized by Google

feuchten Grunde machten wir halt und dieselbe Waldverwüstungsscene wie am Tage vorher begann zur Errichtung eines Rancho. Bald war das Palmendach fertig, bald flackerten die Feuer, bald lagen wir gemüthlich auf unserm Blätterbett und schlürften unsern Kaffee trotz Gewittern und Abendnebel. Dann schlief die ganze Mannschaft. So einfach, so bescheiden war unser Waldquartier und dennoch kam ein Dieb über Nacht. Ich erwachte um Mitternacht und vernahm ein Klappern an unserm Kochgeschirr, in welchem ein Stück Carne secca zum Frühstück liegen geblieben war. Ein Gamba (Didelphis) hatte sich darüber hergemacht und sprang davon, ohne das Fleisch fahren zu lassen; immer ein schmerzlicher Verlust, wenn auf einer Waldfahrt die Diät genau abgemessen werden muß.

Zwar keine Urus, aber ein rollendes Gewitter weckte uns am folgenden Morgen. Bald aber war es klares Wetter und fröhlich und unverdrossen und unter manchen Neckereien zogen die Pioneers weiter im Walde. Außerordentlich hoch kletterten wir; vom luftigen Gebirgszuge herab blickten wir in das schroffe Cubatäothal hinein, ohne das rauschende Wasser erblicken zu können. Und dennoch war die Ansicht von den steilen Bergwänden wundervoll.

Auf hohem Baumgipfel sonnte sich ein Jarutinga. Ein glücklicher Schuß stürzte das schöne Thier herunter. Seltsamerweise trafen wir hier die Spur eines ganz zusammengesunkenen Rancho. Vor drei Jahren hatte Wunderwald an derselben Stelle sein Nachtquartier aufgeschlagen, und mit freudigem Ausruf begrüßten wir die Stelle, von welcher aus unser Führer schon einmal in das Hochland von Paraná hinauf gedrungen war. Ein neues Gewitter zwang uns zur schleunigen Errichtung eines kleinen Palmendachs; ein sonniger Nachmittag erlaubte uns noch ein schönes Ende mühevoller Waldfahrt durch eine etwas flachere Gegend. Dann zwang uns

Digitized by Google

ein neues Gewitter zum Lagern. Und nun waren keine Palmiten am Orte, der Boden war moraſtig, der Regen floß in Strömen und da ſtanden wir mitten im Walde unter einem alten Baume und durften kaum daran denken, daß noch ein Nachtquartier zurecht gemacht werden könne. Und dennoch ging es mit vereinten Kräften. Einige Palmen fanden ſich noch in einiger Entfernung; das zu einem vollſtändigen Dache Fehlende erſetzten große Baumfarrenblätter und dichtbelaubte Bambuſen. So kam denn ein Rancho zu Stande, rauh und ſtruppig wie ein Stachelſchwein, aber doch ein Rancho. Und ſogar Feuer konnte angemacht werden. Ein mühſamer Tag lag hinter uns mit allen Wechſeln einer Picadentour, wir lagen am Bivouakfeuer wie nach einer geſchlagenen Schlacht, nach einem mühſam erkämpften Siege. Aber man muß ſolche Partie mitgemacht haben, um mich zu verſtehen. Eine erbärmliche Nacht folgte. Der Regen rauſchte und bald leckte das Waſſer überall durch. Ein Schläfer erwachte nach dem andern mit einem Fluche und lange vor Tagesanbruch ſaßen wir alle ärgerlich halb und halb lachend da und ſuchten wenigſtens unſer Feuer zu erhalten.

Viel beſſer ging es uns am 22. Auguſt. Der klare, friſche Morgen machte auch uns muthig und friſch und ſo begannen wir unſere mühevolle Fahrt von neuem. Tiefes Staunen erregte nach einigen Stunden anſtrengenden Kletterns bei uns allen der Anblick von drei zuſammengefallenen Ranchos. Wunderwald hatte hier nie gelagert; Hütten von Bugres waren die beſcheidenen Ruinen vor uns auch nicht. Wir mußten ſie demnach dem Ingenieur Hégreville zuſchreiben; offenbar hatte er hier eine Nacht mit ſeinen coritibaner Gefährten zugebracht. Zum zweiten mal hatten wir demnach auf unſerer einſamen Wanderung die Freude, Menſchenſpuren zu treffen und uns daran zu freuen. Und worin beſtanden dieſe Spuren von Menſchen, an denen wir uns freuten? In einigen

Digitized by Google

wenigen Stäben, die von europäiſchen Meſſern zugeſchnitten waren!

Wir ſuchten die wenigen Spuren, welche die damals geſchlagene Picade noch in einigen Schnittflächen einzelner Gebüſchesäſte gelaſſen hatte, feſtzuhalten und wurden eben dadurch irre geführt: offenbar hatten ſich hier die beiden alten Picaden der beiden Ingenieure geſchnitten und wir verwechſelten die eine mit der andern, ein Irrthum, deſſen Folgen für uns einen bedeutenden Zeitverluſt hervorriefen.

Vor Sonnenuntergang lagerte ſich ein feuchter Nebel über den Wald. Wir fanden einen hübſchen Platz zum Rancho, in deſſen Nähe alles Baumaterial zur Errichtung des Bivouaks vorhanden war. Krachend ſtürzten zehn bis zwölf Euterpenpalmen zuſammen, wol dreißig bis vierzig kleine Iripalmen gaben ihre breiten Blätter zur Dachdeckung her und wir bauten unſern grünen Waldpalaſt in großen Dimenſionen, über 40 Fuß lang und 8 Fuß tief, mit reichlichem Palmenlager zur Nachtruhe. Ein prachtvoller Araça (Myrtus araça) fiel unter den Arthieben eines kräftigen Waldhauers, um mit ſeinem ausgezeichneten Brennholz unſere beiden Nachtfeuer fortwährend zu nähren. Wirklich vornehm waren wir gelagert, herrlich flammten unſere Holzſtöße und trefflich ſchmeckte das Abendeſſen, obgleich jeder Europäer es für ziemlich erbärmlich gehalten haben würde. Ja ſo weit ging der Luxus unſers Palaſtes, daß wir die ganze Nacht vollkommen trocken lagen, obwol es einige male in der Nacht regnete. Wahrhaftig, man wird im Urwald ſchon genügſam.

Ungern verließen wir am folgenden Tag unſer langes, grünes Palmendach. Doch ward aus der grauen, nebeligen Frühdämmerung ein ſonniger Morgen, in den wir rüſtig hineinwanderten. Rein und blau wölbte ſich der Himmel über den ſchroffen Schluchten des Gebirgs, in deſſen bedeutendſtem Thale wie in einem mächtigen Einriß der Cubatão unter uns

Digitized by Google

dahinrauſchte. Schon ziemlich weit hinter uns hörten wir noch immer den Waſſerfall eines ſeiner Seitenarme herabtoſen ins Felſenthal.

Unſere Bouſſole wies uns jetzt den Weg in das Flußthal hinab. Mühſam war die Niederfahrt. Ein faſt undurchdringliches Gewirr von Bambuſen füllte die Zwiſchenräume zwiſchen den Waldbäumen aus; jeder Schritt mußte mit Meſſerhieben erkauft werden.

Plötzlich ſtanden wir am brauſenden Fluß. Er gewährte einen erquickenden Anblick. Schäumend und brauſend zog das unruhige Gewäſſer ſeinen Felspfad dahin, ſchweigend und reglos hingen des Urwalds düſtere Kronen weit hinüber über den Fluß. Im feuchten Schatten der Bäume blühte zahlreich eine ſchöne Amaryllis, je zwei Blumen auf einem dicken, hohen Schafte, jede Blume eine volle Spanne offen ſtehend. Hoch über ihnen hingen elegante Fuchſienblüten in den Laubkronen, untermiſcht mit einer prächtig rothblühenden Leguminoſe. Einzelne Alcedonen flogen umher über den Fluß, ſonſt war alle weitere animaliſche Natur vollkommen verſchwunden.

Unter vielen Mühen gingen wir am Ende den Fluß aufwärts. Eine herrliche Felspartie aber durchſetzte das ganze Thal. Durch eine Lücke deſſelben brach der Fluß hindurch und bildete einen freilich nur wenige Fuß hohen, aber höchſt romantiſchen Waſſerfall. Hier mußten wir mitten auf den glatten Steinen, völlig umrauſcht vom klaren Bergwaſſer, halt machen, an ein Weiterdringen war nicht zu denken. Wir mußten einige Hundert Schritt wieder umkehren und es verſuchen die andere Seite des Fluſſes zu gewinnen. Ein kleineres Felſenriff bildete hier eine brauſende Cachoeira, eine Stromſchnelle. Wir konnten hindurchwaten, eben bis zum Knie reichte uns das tobende Waſſer, aber es war ſchneidend kalt, und die ſcharfen Felskanten unter dem Waſſer wirkten auch nicht etwa angenehm auf unſere nackten Füße.



Digitized by Google

Einen herrlichen Lagerplatz fanden wir auf der andern Seite unmittelbar am Flusse. Bald war unsere Hütte gebaut und unser kleiner Haushalt installirt. Ich lag auf einem glatten Felsen, der in den Fluß hineinsprang und schlürfte mit Behagen den eben gebrauten Kaffee. Ueber mir hauchten zahlreiche Orchideen ihre starken Vanilledüfte aus. Rechts von mir, einige Klafter den Fluß aufwärts, tobte der Wasserfall vom Felsen herab, links vor mir brauste die Stromschnelle.

Wir hatten unser geringes Essen beim Hereinbrechen der Abenddämmerung eingenommen. Hell loderten unsere Wachtfeuer im Walde. Um Mitternacht culminirte der Vollmond am wolkenlosen Himmel. Scharfe Lichter fielen auf den schäumenden Wasserfall und des Flusses glänzende Wirbel. Tiefschwarz erschienen des Waldes Schatten neben den mondbestrahlten Fluten. Einzelne kleine weiße Nebelstreifen schwammen hoch über dem Flusse an den Laubkronen des Urwaldes umher. Die Gefährten schliefen ruhig unter dem Palmendache, mit ihnen schlief jede Sorge vor einem Ueberfall der Wilden. Gott wachte über allen. Es war eine wunderbare Nacht; ich werde sie nie vergessen.

Wir zogen am folgenden Morgen (24. August) den Fluß aufwärts und begegneten noch mehreren kleinen Wasserfällen. Fast ebenso schön wie die tobenden Abtheilungen des etwa 40 Fuß breiten Flusses sind seine ruhenden Partien, die man in der Landessprache sehr passend Poços, Brunnen nennt. Es sind das tiefe, vollkommen reglose Wasseransammlungen, welche, da man keinen Grund aus ihnen herausschimmern sieht, vollkommen grünschwarz erscheinen. Meistens schwärmen zahlreiche Insekten auf ihnen umher; ihre Tiefen sollen reich an kleinen, aber wohlschmeckenden Fischen sein. Das stille Wasser drängt sich so dicht an den Waldesabhang heran, daß man oft Gefahr läuft in solchen Poço hineinzufallen, wenn die Picade ihm sehr nahe kommt. Mehr als einmal sahen wir

Digitized by Google

faſt lothrecht einige Fuß unter uns die ſchwarze, ſchweigende Tiefe.

Unſer tapferer Anführer Wunderwald ſchlug, wie er es für zweckmäßig hielt, die Richtung nach Nord und ſelbſt Nordoſt ein, um bald den Hochrand der Provinz Paraná zu gewinnen. So geriethen wir ab vom Fluſſe und erklommen unter großen Mühen eine ſehr hervorragende Waldhöhe, von welcher aus in der angegebenen Richtung kein Weiterdringen möglich ſchien. Kaum konnten wir oben durch die Tauſende von Bromelien, Farrenkräutern und Melaſtomen hindurchkommen; überall hingen die verwitterten Baumſtämme voll von Orchideen, überall aber hemmten auch dichte Taquarabüſche unſere Schritte. Nach einem langen Irrweg mußten wir uns entſchließen, wieder zum Cubatão hinabzuklimmen und ſeinem höchſt ſteilen Bett nach Weſten hin aufwärts zu folgen, in deſſen dunkler Kluft wir in weiter Entfernung einen Waſſerfall von bedeutenden Dimenſionen erblickten, der bisher ganz unbekannt war.

Wir kamen etwas matt und abgeſpannt zum Fluß zurück. Beim langen Umherirren auf den Höhen war der Tag allmählich zu Ende gegangen und wir mußten uns dicht am Waſſer unſer Dach aus Taquara machen, denn Palmen kamen in der Gegend nicht vor. Kaum einige Hundert Klafter waren wir vorwärts gekommen; unſer Proviant nahm reißend ab und mit ihm auch etwas der Muth und die Fröhlichkeit der Leute. Unter einem Gewitterregen ſchliefen wir ein oder legten uns doch zum Schlafen nieder, unter einem feinen Staubregen wachten wir durchnäßt wieder auf, wenn wir überhaupt geſchlafen hatten. Und zu all dem Unbehaglichen der Situation kam noch die Morgenparole, ſich nicht allzu ſatt zu eſſen, damit wir nicht direct Hunger leiden möchten, falls ſich unſer Waldaufenthalt noch länger hinziehen ſollte.

Mit dieſem ſchlechten Troſte zogen wir in naſſen Kleidern



Digitized by Google

durch den triefenden Wald und wateten wieder durch den Cubatão, um an seinem rechten Ufer nach Westen aufwärts zu gehen. Dies war aber unmöglich, das Thal ward so schroff und wild, daß wir am steilen Abhang in die Höhe klettern mußten.

Unter vielen Mühen drangen wir aufwärts. Das Donnern jenes Wasserfalles kam uns immer näher, aber immer steiler ward auch die Höhe; aus unserm Wandern ward ein Klimmen mit Händen und Füßen zwischen mächtigen Farrenkrautbäumen und Myrtaceen von großen Dimensionen.

Vom jähen Abhang blickten wir in die schwindelnde Tiefe. Schroffe Waldabhänge bildeten einen weiten, gewaltigen Kessel. Von drüben her kam der Cubatão aus enger Schlucht hervorgeschossen und stürzte wol einige Hundert Fuß in einer schneeweißen Schlangenlinie und mehreren Absätzen in den Thalschlund hinab. Von einem zweigetheilten Stamm eines Riesenfeigenbaums aus suchte ich eine genaue Ansicht von dem großartigen Naturbilde zu gewinnen, es war mir aber nicht möglich. Ja mich ergriff eine Art von Furcht. Es war mir, als möchte sich die ganze Erdwand mit all ihrem Walde ablösen und in das rasende Wasserelement hinabstürzen.

Noch hatte keines Menschen Fuß diese Gegend betreten, noch keines Reisenden Auge hinabgeschaut auf das wundervolle Naturschauspiel. Wir waren die ersten Europäer, die ersten Menschen gewesen, die auf mühsamer und gefahrvoller Wanderung hierher vorgedrungen waren und den großartigen Wasserfall am obern Cubatão entdeckt hatten. Und da nun beim raschen Vordringen der Cultur vom Meere herwärts wahrscheinlich in einigen Jahren schon kühne deutsche Pioneers ihren wohlbetretenen Weg durch die wilde Serra-Geral zwischen Sta.-Catharina und der Provinz Paraná gezogen haben und somit auch jenes Thal mit der mächtigen Cascade zugänglich gemacht haben werden, so glaubte ich das Recht zu

Digitized by Google

haben, dem erhabenen Naturbilde einen Namen zu geben und nach der erhabenen Kaiserin von Brasilien Donna Thereza Maria Christina den „Theresienfall" nennen zu dürfen.

Hoch oben über dem Fall des Cubatão ragen schon einige mächtige Araucarien in die Luft hinaus und bekunden so die Nähe des Oberlandes. Uns war ihr Erscheinen doppelt lieb: einmal kündeten sie das Ende unserer Irrfahrt an und dann konnten wir hoffen, noch einige Pinhaões, Früchte der Araucarienzapfen, auf dem Boden liegen zu finden. Leider irrten wir uns in beidem.

Wir kletterten nach Nordwest vollends über die schroffe Höhe hinüber und gelangten wieder zum Cubatão hinab, der oberhalb seines großen Falles sehr still und ruhig seinen Weg zieht und zu beiden Seiten kein sehr schroffes Terrain zeigt, sondern mehr einen feuchten, ziemlich unscheinbaren Wald, durch welchen wir nun weiter gingen. Ein breiter Bach kam hier von links her gegen den Fluß. Wir durchwateten wieder den Cubatão, unten und oben recht naß und nüchtern gestimmt und in einer amphibienartigen Temperatur. Jenseit des naßkalten Fußpfads hatte ich eine Freude, die nun eben für einen Reisenden eine wirklich kindische ist, weil sie andern sehr klein erscheint und dennoch recht von Herzen kommt. Auf dem feuchten Boden blühte in prachtvoll großen und zahlreichen Exemplaren eine weiße mit leichtem Roth angehauchte Anemone, deren ganzer Habitus und besonders ihre Standbedeutung mich lebhaft an unser liebstes Frühlingskind, die Anemone nemorosa erinnerte. Ja selbst eine gewisse Dreitheiligkeit der Blätter brachte die Blume der Serra-Geral in die nächste Nähe ihrer nordischen Verwandten. Und so war sie mir denn auch am Cubatão von Sta.-Catharina ein gar lieber Frühlingsbote, an dem ich mich den ganzen Tag erfreute. Damit ging der Tag zu Ende.

Mitten im dichtesten Gewirr von Taquara neben einigen

Digitized by Google

Palmen und Araçabäumen schlugen wir unser Lager auf. Alles war naß, alles recht miserabel, besonders war unser Proviant knapp. Mit mehr als Sparsamkeit eingetheilt, wollte unser Eßvorrath immer nur höchstens noch für drei Tage reichen; wir drehten ihn rechts, wir drehten ihn links, drei Tage und nicht mehr konnte er ausreichen, nicht um uns zu sättigen, sondern um uns künstlich hinzuhalten. Außer der Feuchtigkeit, die uns sehr ungemüthlich plagte, und dem starken Appetit, der uns fast schon krankhaft erschien, ging es uns aber doch, Gott sei es gedankt, vortrefflich: noch immer waren wir gesnnd, nur einer litt etwas an Dysenterie; ich gab ihm ein kleines Brechmittel, obwol er behauptete, er hätte ja bei so wenig Kost gar nichts im Magen. Nach kurzer Zeit war er auch wiederhergestellt.

Mit Mühe machten wir in unserer naßkalten Hungerstimmung ein Feuer an. Weil alles Holz naß war, rauchte dasselbe sehr stark. Ein heimtückischer Wind trieb uns den Qualm in unsern Rancho hinein und erregte allgemeines Husten und ein arges Thränenvergießen. Kurz und gut, unsere Lage war so erbärmlich, daß wir uns halb todt darüber lachten, obwol einige einen derben Fluch dazwischen in den Wald hinausschickten und einen Schwur ablegten, nie wieder „in den Wald" zu gehen. Ein sanfter Regen, den wir wer weiß wohin wünschten, ergoß sich die ganze Nacht. Gar erquicklich troff es durch unser Dach auf uns hernieder, ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht so dicht zusammengekauert wie hier, aber alles vergeblich: ich ward naß und blieb naß.

Am 26. August morgens ganz dasselbe Bild! Viel Regen und wenig Essen, die Natur grau in grau, die Menschen in aschgrauer Stimmung. Wunderwald that mir am meisten leid. Er hatte, da er schon einmal eine solche Waldfahrt gemacht hatte und demnach die Richtung unserer neuen Picade kannte, bei unserm Aufbruch von Joinville den Leuten nur

Digitized by Google

auf acht Tage Proviant zu nehmen aufgetragen. Sie waren nun bereits zehn Tage im Urwald und konnten noch immer kein Ende absehen. Zudem war die Arbeit des Schleppens meiner Sachen, in wie kleine Parcellen wir dieselben auch getheilt hatten, höchst angreifend und die Eßlust bedeutend anregend. Ich selbst war die Ursache aller Noth, ohne dafür zurechnungsfähig zu sein; ich am allerwenigsten konnte wissen, wie kraftaufreibend und riskant die Picadenpartie werden konnte.

Um nun den Appetit der Leute möglichst wenig anzuregen, schlug Wunderwald uns einen Ruhetag vor, während er mit zwei Arbeitern Picade schlagen wollte. Das ward angenommen. Falls er bis zum Campo der Provinz Paraná hinaufdringen und dort irgendein Stück Vieh treffen sollte, woran nicht zu denken war, wollte er uns Essen mitbringen. Und damit ging er.

Wir machten unterdessen Besserungsversuche mit unserm Rancho und bekamen zuletzt ein dichtes Dach und ein lebhaftes Feuer. Nun ward Zeug getrocknet und zerrissene Beinkleider geflickt, ein echt niederländisches Bild im brasilianischen Urwald. Tiefe Stille herrschte im Walde: kein Vogelruf erscholl, ihm wäre auch nothwendig ein Flintenschuß gefolgt, um den befiederten Bewohner der Bäume in unsern leeren Kochtopf zu bringen. Nirgends ein Wild, zwar Tapirspuren und „Antensteige" genug, die wie förmliche Fußsteige durch das Bambusrohr gehen. Aber Anten kann man ohne tüchtige Antenhunde nicht jagen. Wir hatten aber keinen Hund bei uns. Hätten wir einen Hund gehabt, wir hätten uns auch kaum auf Jagdversuche gelegt, sondern vor allem den Hund selbst erschossen und gegessen.

Ganz von fern her hörten wir noch den Theresienfall zu uns herrauschen. So still war es, daß man auch selbst noch eine Nadel hätte zur Erde fallen hören. Reglos standen die

Digitized by Google

Palmen umher. Um sie zu messen, ließ ich eine recht schlanke umhauen. Krachend stürzte sie in den Wald hinein. Bei neun Zoll Durchmesser unten am Stamm maß sie 63 Fuß Länge, ein edles Verhältniß und gewiß eine Schlankheit, wie sie sonst nirgends in der Natur erreicht wird.

Um halb 4 Uhr nachmittags blies Wunderwald's Signalhorn von fern. Nach einer halben Stunde kam er selbst. Er hatte tüchtig Picade geschlagen und hoffte uns sehr bald auf den Campo von Paraná bringen zu können. Diese Nachricht und ein heiterer Abend machten den allerbesten Eindruck, ohne unsern Appetit zu vermindern, denn der blieb unerschütterlich der allerbeste.

Freundlich war es auch am folgenden Morgen trotz vielen Steigens und Kletterns. Wir kamen tüchtig vorwärts auf der Tags zuvor geschlagenen Picade; herrlich und gesund war der Wald. Das Untergebüsch bestand aus Bambusen, Farrenkrautstämmen und parasitischen Bromelien. Höher hinaus strebten Araça und andere Myrten, neben ihnen viele Sassafrasstämme. Alle Augenblicke verbreiteten sie ihr Arom, wenn sie vom Picadenschläger angehauen wurden, um die Picade zu bezeichnen für die nachfolgenden Waldläufer, die sich sehr oft ausruhen mußten. Kein kräftiges Essen hatte sie zur Arbeit gestärkt. Am herrlichsten ragten Palmen und Araucarien hinaus aus dem Walde. Wir trafen Palmen, die wir über 100 Fuß hoch schätzten. Dennoch wurden sie überragt von den mächtigen Pinaceen, deren Riesensäulen wirklich gewaltig emporstiegen. Schon zu oft habe ich von Araucarien geredet, als daß ich es noch einmal wiederholen dürfte, wie begeisternd diese schlanken und doch so colossalen Bäume auf mich einwirkten, wie ich sie auch nur immer fand. Sie sind die gewaltigsten Säulen, um das Laubdach vom Parthenon des Urwaldes zu tragen. Ein walzenrunder Stamm von vier bis fünf Fuß Durchmesser, der 50 Fuß schnurgerade ansteigt, ohne einen Ast abzugeben, ist ein imposanter Anblick.

Digitized by Google

In der guten Laune, worin uns der schöne Tag und besonders die hübsche Strecke des zurückgelegten Wegs versetzt hatte, waren wir leichtsinnig geworden. An einer sehr passenden Stelle hatten wir unsern Rancho gebaut und ihn nur leicht mit großen Farrenkrautblättern und einigem Bambusgebüsch bedeckt, um so mehr, da das Wetter hell und klar blieb. Nachts kam Regen und wir mußten unsern Leichtsinn büßen; am Morgen war alles naß.

Am 28. August brach Wunderwald wieder allein auf mit zwei Picadenschlägern. Der Redliche, Unermüdliche wollte uns so gern aus unserer preßhaften Lage ziehen und den Campo möglichst bald erreichen, wo ihm bei seinem ersten Zuge vor drei Jahren verwilderte Schweine begegnet waren. Wenn er Fleisch fände, wollte er es uns sogleich schicken, so war die Abrede, — bestimmt wußte ich, er würde nichts treffen. Jeder wünschte sich nun beim letzten Frühmahl, wenn man unser knappes Essen noch so nennen konnte, irgendein Nahrungsmittel. Am leichtesten wäre es noch gewesen, unter dem Rande des Campo irgendeine alte Stute zu treffen. Es geht diesen equestrischen Schönheiten, wie es alten Tänzerinnen und Sängerinnen auch wol zu gehen pflegt. Haben sie ihre Jugend auf dem weiten Campo des Lebens unter allgemeinem Applaus vertummelt, so ziehen sie sich an den Rand eines stillen Asyls zurück in wehmüthiger Betrachtung über verlorene Schönheit, Jugend und Weltbeifall. Fast überall im Oberlande von Sta.-Catharina traf ich so am Rande der fernen Campos und halb versteckt im Gebüsch einige alte Stuten. Wie gern hätten wir nur eine im Walde gehabt. Nur eine kleine Legua noch konnten wir vom Campo entfernt sein.

Wie Leonidas bei den Thermopylen nahm ich mit meinen Getreuen unser letztes Frühstück ein, um dann mit Würde und spartanischer Ruhe mit ihnen zu verhungern. Ginge der Proceß des Verhungerns rasch vor sich, man hätte uns zu elf

Digitized by Google

Menſchen in einer wohlgeordneten Reihe verhungert getroffen. So wie aber die Sachen ſtanden, wußte ich beſtimmt, wir würden, zwar mit tüchtigem Heißhunger, aber dennoch recht wohl und munter das Hochland erreichen.

Unterdeß beſſerten wir unſern Rancho gründlich aus; er hielt dicht gegen den fallenden Regen, und dieſe Verbeſſerung unſerer Lage kam uns wie ein errungener Sieg vor. Wir waren ſeelenvergnügt ohne Mittagseſſen. Einige Jagdverſuche liefen erfolgslos ab. Ich ging über eine volle Stunde mit der Flinte umher, fand aber gar nichts. So ging es auch einigen andern Jägern. Gegen Abend konnten wir noch einige Spuren von Nahrung aufweiſen und vertheilen. Wunderwald kam nicht wieder, er wollte ſeine Ankunft auf dem Campo von Paraná erzwingen, und wir konnten uns nur freuen über ſeinen Entſchluß. „Bei Philippi ſehen wir uns wieder", war unſer Abſchiedswort geweſen.

Aber nicht bei Philippi, nicht auf dem entſcheidenden Campo, ſondern ganz trivial im Walde trafen wir uns. Ich war am 29. Auguſt früh aufgebrochen; noch etwas Kaffee war zum Vorſchein gekommen; wir hatten ihn ausgetheilt, wobei mir der Vorzug ward, meinen Antheil in der leeren Blechzuckerbüchſe ausſpülen zu dürfen, worin übrigens kein Atom Zucker mehr war. Dann waren wir aufgebrochen, um gegen Mittag unſern Ingenieur auf dem Campo zu treffen und dort „das gebratene Schwein" nach Verabredung zu verzehren. Wir gingen der Picade nach gegen Norden und paſſirten zum letzten mal den Fluß, wo wir Wunderwald's Nachtlager erkannten. Nach einer Stunde ſchon trafen wir leider unſern guten Ingenieur mitten im Walde. Man hatte ſich verhauen und wieder umkehren müſſen. Es galt von neuem das Tagewerk zu beginnen.

Eine unangenehme Stimmung bemächtigte ſich der Leute: alle waren flau, ſtill und abgeſpannt. Dieſelben Menſchen,

Digitized by Google

die sich bisher mit wirklich musterhafter Bereitwilligkeit und unermüdlicher Munterkeit unter steten Neckereien vorwärts bewegt hatten, zogen lautlos durch den Wald: sie waren hungerig, ich konnte ihnen wahrhaftig ihre Abspannung nicht verdenken, und dennoch konnte ich ihnen nicht helfen.

Aus dem Gipfel eines Baumes recognoscirte Wunderwald zwei mal die Gegend. Die Zahl der Araucarien nahm immermehr zu: ihrer Menge mußten wir nachgehen, um zum Campo zu kommen.

Wir gingen und gingen, aber kein Campo kam. Noch immer flossen die Bäche nach rechts, nach Nordost, wo wir den Cubatão hatten liegen lassen; so oft wir auch höher im Walde stiegen, wollte kein Campo durchschimmern durch das Gebüsch.

„Ein Schuß!" Wie im Nu riefen wir das allesammt aus. Ein Schuß, keine halbe Legua von uns im Norden!

Wir schossen wieder: zwei mal, drei mal schossen wir, Wunderwald blies sein Signalhorn, dann lauschten wir lange und genau, aber unten im Waldgrunde wollte sich nichts regen. Vielleicht hatte der einsame Jäger Furcht, sich mitten im Walde finden zu lassen. Wer konnte denn am Ende nicht im Walde sein?

Wir aber hatten guten Muth. Der Schuß war aus einer Flinte von Paraná gefallen, das war gewiß, und der Jäger konnte nur in der nächsten Nähe wohnen, das war auch gewiß, ja wir konnten sogar seinen Hund bellen hören.

Da ging es denn zum letzten male frisch los. Aller Muth, alle Munterkeit, alle gute Stimmung war wieder da. Und damit schien denn auch unsere mühselige Wanderung zu Ende gehen zu wollen. Als wir nämlich eine an Farrenkraut überreiche Fläche abwärts gingen, kamen wir über einen ganz kleinen Bach, der nach Südwest lief, offenbar den ersten Wasserfaden, der zum Gebiet des Rio-Negro und durch ihn zum Paraná gehörte. Wir waren zu den äußersten Grenzen

Digitized by Google

der Provinz Paraná gekommen, das schien uns bestimmt, und vielleicht konnten wir, ja wir mußten in wenigen Minuten, höchstens Stunden den Campo erreichen.

Zur Feier des Moments bot mir Wunderwald den letzten halben Schiffszwieback an, den er noch in seinem Vorrath hatte. Ich schlug ihn aus, ein moderner Alexander. Ich wollte nicht eher etwas genießen, bis nicht meine sämmtlichen Reisegenossen auch irgendetwas genossen haben würden.

Von jenem Bache ging es wieder schräg hinan in den Wald. Nach wenigen Minuten trafen wir die entschiedensten Spuren von Rinderklauen am Boden, sie drängten sich zu einem bestimmten Steig zusammen. Nach rechts verlor sich der Steig im Walde, nach links ward er betretener und wir folgten ihm schnell in gespannter Erwartung.

„Der Campo!" so rief plötzlich unser Vormann; „der Campo gerade vor uns!" Noch zehn bis funfzehn Schritte und wir standen auf freiem Grasfelde; eine ungeheure Menge von Araucarien stand zerstreut oder zu dichter Waldung zusammengedrängt nah und fern; hoch in der Luft schwirrten und schrien unzählige Papageien; ich glaubte mich in das Hochland von Sta.-Catharina bei Lages zurückversetzt und wieder auf der Estancia dos Indios zu sein.

So waren wir denn aus dem Waldwirrwarr hinaus. Alle waren herzlich froh, obwol wir damit immer noch kein Essen hatten. In der nächsten Araucarie saß hoch oben ein schreiender Papagei. Ein wohlgezielter Schuß, und im nächsten Augenblick lag der bunte Vogel todt am Boden. So war die Möglichkeit da, daß einige Nahrung erlangt werden konnte, wenn die Jagd mit Umsicht und Geschicklichkeit fortgesetzt würde.

Während nun einige am Waldesrand einen Rancho zu bauen anfingen, versuchte ich es mit einem der Vieldulden-den, uns nach einem Hause, nach Menschen umzusehen. Wir trafen einen von Vieh getretenen Fußsteig und gingen ihm

Digitized by Google

nach. Wir trafen insofern Menschenspuren, als wir einen aus einer Araucarie ausgehauenen Trog fanden, in welchem offenbar Salz zum Lecken für das Rindvieh gewesen war. Bald entdeckten wir im Pfad sogar ganz frische Spuren eines nackten Fußes, welchen wir über einen Bach hinüber folgten. Doch überkam uns die Dämmerung, während welcher wir von unserer Lagerstätte her Schüsse hörten. Es war verständig, wieder umzukehren, denn wir waren nur zwei Menschen und hatten nur zwei scharfe Schüsse bei uns. Beim Rückweg verfehlten wir im Halbdunkel die Richtung. Wir riefen. Wunderwald's Signalhorn tönte zu uns herüber. Wir bogen um eine Schlucht herum, und hell aufflackerte vor uns das Bivouakfeuer der Genossen. Nach einer Viertelstunde waren wir bei ihnen.

Drei Papageien waren geschossen worden. Sie wurden den zwölf Arbeitern zuertheilt, wie wenig auch das Viertheil eines Papageien einen seit Tagen hungernden Waldläufer sättigen mag. Für sich und mich hatte unser Ingenieur noch ein Stückchen Speck, dazu bekam ich den halben Schiffszwieback, den ich im Walde ausgeschlagen hatte. Ich konnte ihn jetzt mit bestem Gewissen annehmen, denn meine Begleiter hatten auch etwas zu essen, wenn auch noch so wenig.

Dabei hatte ich einen stillen Aerger. Es kamen einige Nahrungsmittel zum Vorschein, die einzelne für sich aufbewahrt hatten, im Fall der Hunger und die Noth schlimmer geworden wären. Das Recht der Selbsterhaltung ist meinetwegen auch ein Recht: aber das Recht der Aufopferung für andere scheint mir doch viel schöner zu sein. Am Ende war ja auch in unserm Falle an eine wirkliche Gefahr gar nicht zu denken; es kam nur darauf an, etwas gründlich zu hungern. Und selbst dabei hatte sich bei jenen vorsichtigen Begleitern eine mir widerliche Selbstsucht und Vorsicht gezeigt.

Wie klein auch die Abendmahlzeit am Rande des Waldes

Digitized by Google

war, so erquickend war sie dennoch. Ich briet, während die zwölf Arbeiter Papageiensuppe tranken und ihr Viertheil aßen, mein Stückchen Speck auf einem Bambusstengel und aß es zum halben Zwieback mit unendlichem Behagen. Ja, ich schäme mich des Geständnisses nicht, daß ich, als ich den Speck gegessen hatte, das Ende des Bambusrohres so lange aussog, als ein Speckgeschmack darin zu finden war. Ich habe in der alten und neuen Welt manches lucullische Diner mitgemacht, erinnere mich aber keines einzigen, was mir so geschmeckt hätte wie jenes am Rande der Campos von Paraná am 29. August.

Köstlich schliefen wir die Nacht, seelenvergnügt erwachten wir am Morgen. Ein rechter Araucarienmorgen war es: leichte Nebel und glänzende Papageien flogen in den Spitzen der schwarzgrünen Pinheirowaldungen; frisch war es, ja fast kalt, und gar zu gern wärmten wir uns noch einen Augenblick am von neuem angefachten Bivouakfeuer, bis goldig und wärmend die Sonne aufging.

Dann brachen wir auf, um Menschen zu suchen. Wir gingen dem Fußsteig nach, den wir gestern, mein Waldbegleiter und ich, schon eine halbe Meile verfolgt hatten, und befanden uns bald wieder, und zwar nicht eben zu unserer Freude, mitten im dichten Walde, gerade als ob eine dämonische Macht uns wieder an den Cubatão zurückversetzt und zu neuen Schwierigkeiten verdammt hätte.

Wunderwald ging voran, schweigend folgten die andern. Denn nach der freien Aussicht über eine Camposfläche und einigen Stunden Aufenthalts auf derselben, ist ein schmaler Waldpfad doppelt einengend.

Da hörte ich Wunderwald plötzlich laut Portugiesisch reden. Ich ging rasch hinzu, um zu sehen, was vorginge.

Digitized by Google

## Zweites Kapitel.

Wieder Menschen. — Der Antenjäger am Tejucumas. — Das Gehöft am Rio-do-Meio. — Mate und einige Beziehungen derselben. — Ruhe am Rio-Negro. — Beginnende Cultur. — Endliches Verlassen der zusammenhängenden Wälder und Ankunft auf dem Campo-do-Ambrosio.

---

Menschen waren es. Vier Männer und ein Knabe standen, auf Flinten gestützt und mit Waldmessern wohl versehen, um meinen guten Ingenieur, alle ebenso höchlich erstaunt, Europäer anzutreffen, als wir erfreut, ja begeistert waren, diese vier Halbindianer aufgefunden zu haben. Ruhig und sorglos standen sich beide Parteien gegenüber. Dann schüttelten wir uns die Hände zum heitern Gruße und Gespräche. Ein wunderbares Vertrauen liegt in solchem Begegnen im Walde, es ist felsenfest!

Wir erzählten ihnen kurz unsere Waldgeschichte und Picadenfahrt, und es machte den braungelben, ruhigen und wirklich wohlgebildeten Menschen sichtliche Freude, daß auch Europäer sich ungescheut dem allermühseligsten Waldleben ausgesetzt hätten. „Habt ihr keine Bugres getroffen?“ fragte der kräftigste von ihnen. Wir verneinten es. Das schien

Digitized by Google

ihnen lieb zu sein. Sonderbar! Nichts, keine Einsamkeit, keine Schreckniß des Waldes, kein Abgrund, kein Wasserfall, kein Raubthier macht diesen Menschen Furcht: nur das Wort Bugres, Wilde macht sie zusammenfahren und erbleichen, ja der bloße Gedanke daran regt sie heftig auf. So habe ich das Bugresgespenst in Rio-Grande spuken sehen, so am Tubarão und im Feiro von Sta.-Catharina, so bei Lages, Indios, Rio-Banilo, Trombudo, so allüberall, so wieder im Wald von Paraná, und doch hatte ich noch nie etwas von ihnen erlebt. Und dennoch habe ich ruhige, muthige Menschen vor dem bloßen Worte Bugres blaß werden sehen.

Der Knabe und drei Männer gingen weiter, um eine Ante, einen Tapir zu holen, den einer von ihnen am vorhergehenden Tage hinter dem Campino, dem kleinen Campo, geschossen hatte, ohne ihn mitnehmen zu können, denn das Thier wog an 10 Arroben = 320 Pfund. Wir hatten seinen Schuß gehört, denselben Schuß, der uns zur kräftigen Aufmunterung gedient hatte. Seltsamerweise war der Antenjäger, der bei uns blieb, derselbe Mann, den Wunderwald, als er vor drei Jahren in dieselbe Gegend auf seinem ersten Picadenunternehmen gekommen war, zuerst antraf. Beide erkannten sich auf der Stelle wieder.

Der Antenjäger nahm mit einer gewissen Würde eine kleine Maiscigarre, steckte sie an, rauchte drei bis vier Züge und steckte sie dann unserm Ingenieur in den Mund, als Zeichen des gastlichen Willkommens und der Freude am Wiedersehen. Ich mußte mir den Mann wirklich von unten bis oben etwas durchmustern. Offenbar war er ein fast reiner Indianer, von mittlerer Größe und gut genährt, hellgelbgrau und von lumophlegmatischem Ansehen, gutem, rundem Gesicht und dunkelschwarzem Haar. Als Kopfbedeckung hatte er das rauhe Fell eines rothen Brüllaffen aufgesetzt. Er trug ein blaues Hemd, grauleinene Beinkleider bis zum Knie und ging vom Knie ab

Digitized by Google

bloß. Außer der Büchse hatte er noch zwei Pistolen und ein Jagdmesser im Gürtel. Letzterer bestand in einem Tigerkatzenfell, dessen Schwanz dem Messer zur Scheide diente. Durch und durch originell sah er aus.

Wir fragten ihn nach Essen, und ob er uns etwas verkaufen könnte. Zu verkaufen hätte er nichts, sagte er, aber er wollte uns gern geben, was er in seinem Rancho unten am Walde hätte. Und damit ging er voran.

Gleich darauf machte er halt, musterte einen verdorrten Baum, nahm unsere Art und hieb den Stamm um, damit wir Brennholz zum Feuer hätten. Wir nahmen einiges Holz mit und folgten dem seltsamen Führer vollends durch den Wald.

Eine weite, geklärte Vertiefung that sich auf. Im Grunde lief ein Bach. Dicht daneben stand ein kleines, ärmliches Blockhaus, aus Pinheirobalken zusammengeschlagen, und eine kleinere Hütte, die offenbar als Küche diente. Neben dem Hause war ein von Farrenkrautstämmen dicht eingezäunter Garten, in dem einiger Kohl und anderes Gemüse grünte. In seltener Pracht blühten dort zwei Pfirsichbäume. Seitlich vor dem Hause war ein schräger Rasenplatz. Dazu war ein ganzer Waldabhang zur Roça niedergehauen.

So sah das erste Gehöft im Hochland von Paraná aus. Einige Frauen und Kinder kamen aus dem Rancho heraus und staunten die Kommenden an. Wahrscheinlich hatten sie, selbst offenbar von indianischer Abkunft, noch niemals so viel ganz rein weiße Menschen gesehen. Wir waren ihnen ein unerhörter Vorfall, vielleicht ein Lebensereigniß für diese Menschen.

Der Antenjäger machte ein Feuer an, um das wir uns mit wirklichem Heißhunger herum lagerten. Dann nahm er ein mächtiges Stück getrockneten Antenfleisches und ein wenig kleineres von einem Waldschwein (Dicotyles). Ersteres röstete er auf einem Stock; eins der Weiber nahm es und zerstieß



Digitized by Google

es in einem zu einem gewaltigen Mörser ausgehöhlten Baumstamm und that es dann in eine Mulde. In ein anderes Gefäß ward Maismehl gethan; der Antenjäger breitete ein Fell aus, setzte das sonderbare Essen darauf, und meine Kosacken lagerten sich zum Essen.

Furchtbar aßen sie, ich aber auch. Das Antenfleisch schmeckte wundervoll, es schmeckte mir vollkommen wie hamburger Rauchfleisch, ja ich fand es noch saftiger und dunkelrother aussehend als jenes. Auch das Fleisch vom Waldschwein war vortrefflich und verschwand ebenso schnell wie das Antenfleisch, wie ungeheuer auch die Portion gewesen war.

Unterdeß war des Antenjägers Gastlichkeit nicht träge gewesen. Er hatte zwei große Töpfe voll Pinhaões gekocht und der zweite Gang unsers Diners im großartigsten Maßstabe begann. Wie wohlschmeckend aber auch die Pinhaões waren, wir konnten sie nicht alle aufzehren. Noch vor einer Stunde hätten wir darauf schwören mögen, daß es gar nicht genug Essen geben könnte, um uns zu sättigen. Einem der Kinder hatte ich ein ganz neues Geldstück geschenkt, dafür brachte es mir Maiskuchen, die ebenfalls sehr wohlschmeckend waren, und unter die Leute vertheilt, noch sehr gut verzehrt werden konnten.

Die Weiber ließen Wunderwald um den Gebrauch seines Signalhorns fragen. Er blies ein Signal; sie waren ganz starr. Offenbar war ihnen noch nie so ein Instrument, vielleicht noch nie ein Stück Musik vorgekommen. Ihre Ueberraschung und Freude rührte mich tief. Ich erlebte wieder einmal die Macht der Musik, selbst wenn sie nur aus einem einfachen Signalhorn hervorgeht. Man hat mittels des Evangeliums und mittels Kanonen wilden Naturvölkern europäische Cultur aufgezwungen: wer weiß, ob es nicht viel leichter gewesen wäre, ihnen mittels Gesang und namentlich Blechinstrumenten Sitte, Gesetz und Religion zu bringen! Ich habe einmal gelesen, daß man die Häuptlinge der mit dem

Digitized by Google

Congreß von Washington verhandelnden Indianer in die Oper geführt habe. Eine berühmte Sängerin sang; erst waren die Indianer ganz starr, dann rissen sie sich vor Begeisterung allen Schmuck, ein Opossumfell nach dem andern vom Leibe und schleuderten es der Sängerin vor die Füße, bis sie im reinsten Schmucke ihres Urwaldes dastanden.

So brachte ich eine mir unvergeßliche Stunde dort am Walde bei den ersten Menschen zu, die wir nach mühsamer Wanderung in Paraná antrafen. Wir beschenkten sie mit Geld und Sachen, die ihnen Freude machen konnten. Zum Abschied gab ich allen die Hand; ein wundersames Mitleid hatten mir diese Menschen erregt. Die Frauen ließen Wunderwald bitten, er möchte oben im Wald nach einmal auf seiner Busina blasen. Er versprach es und wir gingen.

Der Antenjäger begleitete uns wieder, bis wir über einen klar sprudelnden Bach kamen, den Rio-das-Tejucumas, über welchen uns ein Baumstamm führte. Hier nahm unser Mann von uns Abschied. Aus vollem Herzen schüttelte ich ihm seine braune nervige Hand. Zuletzt schrieb ich mir seinen Namen auf: Francisco Bueno Gomes.

Wir kletterten den steilen Weg am Walde in die Höhe und blickten uns um. Der Antenjäger sah uns nach, gerade als ob er gern mit uns möchte zum Lichte der Aufklärung und des gesittetern Lebens. Nach einmal winkten wir ihm zu, dann verschwand er im Gebüsch. Ganz oben auf dem Kamm des Bergs blies Wunderwald einige Passagen auf seinem Horn. Ringsher schallte ein zusammenfließendes Echo. Dann gingen wir tiefer in den Wald hinein.

So waren wir zwar schon wieder in den Bereich von Menschen gekommen und aus unserer gedrückten Lage, namentlich aus der Hungersgefahr gezogen, und dennoch lag uns Menschencultur noch ziemlich fern. Immer kamen neue Waldungen, und wenn auch eine Art von Lichtung in ihnen für



Digitized by Google

einen Weg angesehen werden konnte, so war der Marsch auf dem Morastboden so beschwerlich, daß man demselben das ungünstige Terrain der einfachsten Picade hätte vorziehen mögen.

Um Mittag gingen wir auf einem Baumstamm über den kleinen Rio-Batea, bald darauf betraten wir eine größere Waldklärung, hinter welcher ein Hahn krähte. „Ein Hahn!" riefen wir fast alle im selben Moment und hoch erfreut. Denn ein Hahnenruf ist der sichere Verkünder einer wohlgegründeten Menschenwohnung, der Prophet einer beginnenden Cultur. So auch hier. Mitten im Walde erhob sich ein geklärter Waldhügel, auf welchem ein kleines Gehöft lag. Wir stiegen hinauf, um uns nach der Möglichkeit einen Unterkommens umzusehen.

Viel hatte die Cultur hier nun zwar nicht gethan, aber immer doch schon mehr als im Rancho des Antenjägers. Ein aus dicken Pinheirobretern zusammengefügtes Haus, eigentlich nur ein Raum mit einem Verschlag, und zwei aus Lehmwänden aufgeführte Schuppen bildeten den ganzen Behausungsapparat. In einiger Entfernung stand noch eine kleine Breterbude. Um alle diese Wohnlichkeiten herum waren einige Einpferchungen für Kälber und Schweine.

Trotz der Armseligkeit der Wohnung wurden wir dennoch bereitwillig von den Bewohnern aufgenommen, wie wenig einladend auch das Personal, das nach und nach zum Vorschein kam, um uns anzuschauen, uns vorkommen mochte.

Der Stammhalter des Hauses war mit seiner Frau indianischen Ursprungs, Antonio Ribeiro sein Name. Seine Tochter war mit einem Jozé dos Santos Barboza verheirathet, welcher eigentlich die Hauptrolle spielte und offenbar von einiger, wenn auch fern liegender portugiesischer Abkunft war. Außerdem gingen noch einige Männer und Weiber, ein Gemisch von indianischer und weißer Abkunft, ab und zu; aus diversen Kindern konnte man schließen, daß manche von ihnen

Digitized by Google

Ehepaare bildeten, über deren genauern Zusammenhang ich mir nicht klar werden konnte. An den letzten Enden der Cultur sind solche Verhältnisse auch nicht leicht klar zu durchschauen. Die Leute hatten das rudimentäre Gehöft gemeinschaftlich und so schien ihnen alles gemeinschaftlich zu sein.

Unsern Leuten ward das kleine Breterhaus eingeräumt. Wir kauften von ihnen 16 Pfund Carne secca; bald brannten zwei lustige Feuer, um das Fleisch zu braten, dazu bekamen sie vortreffliches Maismehl und Mate von der ersten Qualität. Ochsenfelle wurden ausgebreitet; so genossen sie zum ersten mal wieder seit unserm Aufbruch von Joinville behaglicher Ruhe und der Aussicht auf ein Nachtquartier unter Dach und Fach, einerlei ob die Nacht Regen oder gutes Wetter bringen würde. Wer einige Wochen in der allerungünstigsten Jahreszeit im Urwald hat schlafen müssen, wo der August dem Februar entspricht, dem brauche ich nicht zu sagen, daß meine Waldgenossen vollkommen glückselig waren. Es gibt im Leben eines Anbauers Augenblicke, Tage und selbst Wochen, wo er den Diogenes um sein Faß beneiden möchte. Ich selbst habe auf meinem Waldzuge solche Momente erlebt.

Wunderwald und ich wurden zur Familie gezogen. Da saßen wir nun einmal wieder für einige ruhige Augenblicke und ich genoß Pioneersmomente.

Auf dem rohen Erdboden des armseligen Blockhauses, in welches nur eine Thür hineinführt und kein Fenster, keine Luke den Tag hineinkommen läßt, obwol er sich die Freiheit nimmt, durch alle möglichen Spalten und Lücken der Breterwand einzudringen, knisterte und flackerte ein lustiges Feuer und warf seine rothen Lichter auf die indianisch-brasilianische kleine Welt um mich. Wir hockten auf kleinen Holzklötzen umher, denn von Stuhl, Bank oder Tisch ist in solchem Rancho natürlich keine Rede. Gutmüthig machte die Alte vom Hause uns ein Essen zurecht und stellte es uns neben dem Feuer auf den

Digitized by Google

Erdboden; mittels einiger Blechlöffel nahmen wir das köstliche Mahl ein. Wie fern, wie ungeheuer fern liegt doch die europäische Cultur noch von solch einem Rancho, solch einer Hütte, solchen Waldbewohnern! Und doch, wie dankt man Gott, wenn man aus feuchtem Walde zu ihnen kommt, diesen Waldbewohnern, diesem Rancho!

„Haben Sie keine Bugres getroffen?" Das war die erste Frage unserer Leute, als wir uns über unser Kommen und Gehen verständigt hatten. Immer wieder die Wilden! Es liegt doch etwas Furchtbares in diesem Kampfe zwischen diesen Thiermenschen des Waldes und den Culturmenschen des Anbaues! Da ist, wie wenig zahlreich auch erstere sein mögen und wie wenig Cultur letztere auch nur haben, an keinen Uebergang des einen zum andern, an einen Verkehr, Vertrag, Versöhnung nicht zu denken. Wo man sich trifft, sich belauert, erschlägt man sich ganz bestimmt. Wo der Pfeil des einen aus dem Hinterhalte hervorschwirrt, da sendet die krachende Büchse des andern die pfeifende Kugel unfehlbar in den nackten Leib des andern. Der Bugre hat kein Recht, weil er kein Recht anerkennt. Räubergeschichten, Mord und Brand auf europäischem Boden sind grausig, ja, aber sie sind doch nur Ausnahmen, nur Brechungen eines allgemein anerkannten und heilig gehaltenen Princips. Nicht so das Leben am Urwald. Hier ist die Vertheidigung, ja sogar der Angriff und hinterher der Mord die Regel.

Am meisten habe ich auf meinem Waldzuge Gott gedankt, daß wir nie Bugres getroffen haben. Bei unserer Bewaffnung wäre wahrscheinlich jeder Angriff gleich beim ersten Beginnen mit einer einzigen Kugel zurückgewiesen worden, aber diese Kugel hätte treffen und ihren Mann zu Boden strecken müssen. Und was dann? Ich hätte hinterher zu dem am Boden Liegenden hinzutreten und ihm, dem von meiner eigenen Kugel tödtlich Verwundeten die Hand bieten müssen, um ihn

Digitized by Google

zu helfen. Ob man den Blick ſolches Sterbenden aushalten kann, der da glaubt, man wollte ihn mit dem hervorgeholten Verbandapparat langſam zu Tode martern und hinterher noch ſeine Leiche in Stücke ſchneiden? Solch Waldbild iſt ſcheußlich, und doch kommt es vor, und doch hätte es auch mir vorkommen können vor meinen europäiſchen Augen.

„Würden Sie denn den Bugre nicht erſchießen, wenn ſie ihn träfen?“ fragte mich unſer Gaſtfreund. „Wenn er mich nicht angreift, nein“, erwiderte ich. Der andere ſchüttelte den Kopf. „O bugre he hum bicho“, der Wilde iſt ein Thier, erwiderte er, und wir ließen das Thema liegen. Ich glaube, man gab mir im ſtillen doch recht.

Das mag vollkommen genügen, um einem europäiſchen Leſer klar zu machen, daß das Leben am fernſten Rande des Urwaldes auf einem einzelnen Gehöft ein ödes, trauriges, ſchauriges iſt, und wie die Erſcheinung von vierzehn Europäern mit humanern Grundſätzen, die von der Meeresküſte auf mühevollem Zuge durch den Wald hinaufdringen ins Oberland, um einen Weg zur Cultur vorzubereiten, ein Weltereigniß für ſolche fernab liegende Anbauer iſt. Iſt es z. B. nicht ſchon bewundernswürdig, daß vierzehn Männer, bewaffnet und mit Sack und Pack urplötzlich auf einem, allen Chancen einer Ueberrumpelung ausgeſetzten Gehöft erſcheinen dürfen, ohne auch nur im mindeſten bemiſtraut zu werden, ſodaß der Hausherr ganz allein, ohne die geringſte Gemüthsbewegung, freilich immer mit Staunen, ihnen entgegentritt, und ſie, die eben nur nach dem Wege fragen, einladet, lieber für die Nacht mit ſeinem kleinen; armſeligen Gehöft fürlieb zu nehmen und zu bleiben? Ein einziger Blick des Mannes genügte, um uns für Deutſche, für Pioneers aus Joinville zu halten und zu erkennen; ein einziger Gedanke und kaum einmal ein ſolcher genügte, um den Zuſatz zu machen, daß wir eine Gruppe von denſelben Leuten wären, vor deren Artſtreichen der Ur-

Digitized by Google

wald ſinkt, die Barbarei entflieht und Bugres und Tiger ſich in ihre Troglodytenlöcher zurückziehen.

Gerade war auf dem Gehöfte ein Kind mit echt indianiſchem Geſichtstypus, welches vor fünf Tagen den Oberarm gebrochen hatte. Ich improviſirte einen Verband und zeigte der Mutter, wie ſie denſelben ſelbſt wieder zurecht legen könnte, und das Kind wieder gut werden würde. Das ſechsjährige Mädchen, ſonſt ein wilder Trotzkopf, hielt merkwürdig ſtill beim Anlegen des Verbandes: es ſah, daß ich ihm helfen wollte. Hier wirkte ein Naturinſtinkt mehr als ein beſtimmter Kinderwille, um einen Schmerz auszuhalten.

Noch einmal ging ich zu den Genoſſen hinaus. Hochauf loderte ihr Feuer und warf weithin ſeine rothen Lichter über die Gipfel der dunkeln Araucarien, die ringsher aus dem Grunde herausragten. Im Walde murmelte ein Bach. In einiger Entfernung ſchrie eine Eule, ſonſt alles ſtill, und in lieblichem Frieden zogen die goldenen Sterne am reinſten Himmel ihre nächtliche Straße.

Auch im Hauſe braunte unſer Feuer nieder und eine ſeltſame Erſcheinung nach der andern verkroch ſich. Man wies Wunderwald und mir den Abſchlag neben dem Hauptraume des Hauſes an, wo eine Art von Bettſtelle ſtand, deren Boden aus einem weitläufigen Geflecht von Cipós beſtand. An Bettzeug, Kiſſen, Decken war natürlich nicht zu denken. Doch hatte die gutmüthige Alte uns eine Portion alter blauer Unterröcke u. ſ. w. zum Kopfkiſſen hingelegt; mir war der Dunſt, der in ihnen ſaß, unangenehm, doch lagerten wir uns, ſo gut wir konnten. Aber die Nacht war ſehr kalt, durch die breiten Spalten der Wände wehte eine ſchneidende Luft, ſodaß wir eigentlich gar nicht ſchliefen und uns zugeſtanden, daß ein Lager im Walde am tüchtigen Bivouakfeuer doch noch beſſer wäre als unſer augenblickliches Quartier.

Kaum graute der Tag, ſo traten wir hinaus und durch-

Digitized by Google

wärmten uns am lustigen Feuer der Genossen. Bald waren wir aufgethaut und die andern wach. Es wurden noch 16 Pfund Fleisch und eine gehörige Portion Maismehl herbeigeschleppt und meine Vieldulder fütterten sich zum neuen Tagemarsch. Sichtlich hatten sie alle seit gestern einige Zoll im Durchmesser zugenommen.

Auch Wunderwald und ich wurden zum Frühstück gerufen. Noch einmal hockten wir mit unsern Urzustandsmenschen um das Feuer, jeder auf einem ganz niedrigen Klotz; so hielten wir noch einige Morgengespräche über den Anbau der Deutschen im Unterlande, wofür die Waldmenschen viel Interesse zeigten. Aber die Sonne stand längst über dem Walde; in den üppig blühenden Pfirsichbäumen am Hause schnurrten die Colibris in Menge, und unsere Leute hatten alles aufgepackt.

Mit vielem Danke bezahlten wir die von uns und unsern Leuten consumirten Vorräthe und rückten wieder in den Wald hinaus, denn noch immer wollte sich uns kein rechter Campo aufthun.

Wir gingen über den kleinen Rio-do-Meio und wanderten einige Stunden über Höhen und Tiefen des Waldes. Wie schlecht auch der Weg noch an einzelnen Stellen war, so war doch ein Weg und oft ein breiter Weg durch die Waldungen getrieben und selbst einiger Verkehr auf demselben bemerkbar. Wir begegneten einigen Männern, die mit Maulthieren, meistens mit Mate beladen, ihre Straße zogen, ja an vielen Stellen hörten wir im Walde reden und rufen; viele Menschen waren weithin zerstreut beschäftigt, Mate zu pflücken oder zu „machen", wie der Kunstausdruck ist. Wir selbst fanden an unserm Wege eine Menge entlaubter Stämme; von vielen hatte man sogar die ganzen Kronen heruntergeschlagen, um leichter an die letzten jungen Zweige und das Laub kommen zu können.

Mate, Mate, und noch einmal Mate! Das ist die Parole

Digitized by Google

im Oberland, die Parole im Unterland, im Walde und auf dem Campo. Ganze Districte, ja ganze Provinzen gibt es, wo man mit Mate ſich wecken läßt, den Tag mit Mate verfaullenzt und mit Mate einſchläft. Die Frauen kommen unter Schmerzen und Mateſchlürfen in Wochen, der letzte Blick des Sterbenden fällt ſicherlich auf Mate! Mate iſt der Gruß beim Kommen, das Symbol der Gaſtfreundſchaft, das Zeichen zur Verſöhnung. Alles, was wir in unſerer Cultur unter Liebe, Freundſchaft, Achtung, Aufopferung verſtehen, jede Höhe, Tiefe und gute Regung des Menſchengemüths, des Herzens, alles, alles, es liegt alles wunderbar verwebt und verflochten in der Mate, in ihrer Bereitung, Darreichung und gemeinſamem Genuß. Die Kaffeeverehrung und der parfümirte Fetiſchismus des Thees iſt gar nichts dagegen, gibt auch nicht im Traum eine Idee von der tiefen Bedeutung der Mate in Südamerika. So etwas läßt ſich auch gar nicht in Worte faſſen, nicht ſingen und ſagen und malen und aus Marmor heraushauen. Byron's berühmtes „There be none of beauties daughters" iſt noch nichts dagegen. Ja, hätte Moore die Mate gekannt, ſeine liebliche Peri hätte damit, als mit dem Schönſten, was es gibt, die Pforten des verlorenen Paradieſes wiedergewonnen und die Glückſeligkeit der Unſterblichen um einen wunderbaren Demant bereichert, um einen Tropfen Mate!

In den einige Hundert Fuß hoch gelegenen Laubwaldungen von Rio-Grande, Sta.-Catharina, S.-Paulo und Coritiba und noch viel drüber hinaus in Südamerika wächſt der Zauberbaum, der die Herva oder Yerva Mate liefert; nach ihm wird eine Gegend, ein Walddiſtrict, der beſonders reich daran iſt, ein Herval genannt. Urſprünglich mag Herva wol Kraut bedeuten. Es gibt aber nur Ein Kraut, und dieſes Kraut, Blatt, iſt Mate, alſo heißt Herva ein- für allemal Mate.

Digitized by Google

Der Baum hat einen weißlichen, ſchlanken Stamm; einigermaßen möchte er unſerer Birke an Farbe gleichen. Ich habe ſelten Stämme von einiger Dicke geſehen, kaum bis zu einem Fuß dick, meiſtens bedeutend dünner, ſchlanker, zierlicher. Er theilt ſich in viele kleine Aeſte und Zweige, welche mit abwechſelnden Blättern ziemlich dicht beſäet ſind.

Die Blätter haben einen kurzen Stiel, ſind länglich umgekehrt eiförmig, leicht gezähnt, meiſtens mit neun bis zwölf Zähnen an jeder Seite. Manche Zähne haben ſogar noch einen kleinen Aufſatz, als ob ein Stachel ſich bilden wollte. Die Mittelrippe des Blattes, welches zwei bis vier Zoll lang wird, tritt auf der Unterſeite des Blattes beſonders ſtark hervor und nimmt in alternirender Ordnung die Querrippen auf, meiſtens ſechs von jeder Seite, welche wieder durch Verbindungsbogen, namentlich gegen den Rand des Blattes hin, miteinander anaſtomaſiren, wodurch ſie faſt einen Myrtaceencharakter abgeben. Beim friſchen Blatt weniger, viel mehr aber beim getrockneten Blatt ſchlägt ſich der Rand des Blattes zu einer vorſpringenden Leiſte nach unten um.

Die Conſiſtenz des Blattes iſt feſt, halb lederartig und einigermaßen trocken, die Farbe hübſch grün, etwas dunkelgrün; beim Trocknen geht dieſe Farbe immer in eine dunklere über. Der Geſchmack iſt leicht bitter-aromatiſch, er iſt sui generis!

Das möchten die Haupteigenſchaften der Blätter ſein, wenigſtens ſind es die Eigenſchaften derjenigen, welche ich gerade neben mir auf dem Tiſche liegen habe, indem ich dieſes ſchreibe.

Den Botaniker brauche ich kaum darauf aufmerkſam zu machen, daß die Herva mit unſerm nordiſchen Iler aquifolium verwandt iſt und mit ihm und einigen andern Geſchlechtern die natürliche Familie der Aquifoliaceen oder Ilicineen ausmacht, deren Weſenheit man in jedem botaniſchen Handbuche nachſchlagen, noch beſſer aber an unſerm nordiſchen Iler aqui-

Digitized by Google

folium nachsehen kann. Doch thue ich vielleicht unrecht, wenn ich dem Iler aquifolium das Attribut eines nordischen gebe. Am Urugnay wenigstens sah ich eine große Menge des abgeschnittenen Ilergebüsches liegen; man brauchte es, um einige auf das Trockene gezogene Canots damit zu bedecken und sie vor der Sonnenhitze zu schützen, wozu die harten, festen Blätter des Busches ganz besonders geeignet sind. Beim Anschauen des Busches am Uruguay konnte ich nicht den geringsten Unterschied zwischen ihm und der nordischen Pflanze entdecken. Und warum sollte Iler nicht vorkommen, wenn die nahe verwandte Herva Mate ganze Waldungen bildet?

Die vorzüglichste Zeit, um Mate zu machen — fazer mate ist der Kunstausdruck —, ist in Brasilien vom März bis Ende September. Je nach der Zugänglichkeit des Orts und der Menge der Theilnehmer zieht dann ein ganzer Menschenschwarm mit Carreten oder Maulthieren in den Theewald, das Herval, und schlägt dort vor allen Dingen ein Rancho, ein Häuschen auf, um dort auf einige Wochen oder Monate einen kleinen Haushalt einzurichten, denn oft ist das Herval bis auf 30 Legnas von der ursprünglichen Wohnung entfernt.

Dann beginnt das eigentliche Abschlagen des Krautes. Kaum mit einem Beinkleid bedeckt und mit einem Waldmesser bewaffnet, schlagen die Theebereiter nicht etwa nur die Blätter oder ganz dünnen Zweige ab, nein, es werden ziemlich dicke Aeste abgeschlagen mit allem, was darauf sitzt. Ueber einem gelinden Feuer wird das Laub getrocknet und dann in eigens dazu verfertigte Körbe aus Bambusrohr oder in Ledersäcke aus rohen Ochsenhäuten mit den kleinen Zweigen hineingestampft. Ist so eine Portion Mate, die man sich vorgenommen hatte, gemacht, so wird sie nach Hause geschickt, bei welchem auf größern Gehöften eine eigene Stampfmühle (Engenho de Mate) ist, oder an eine größere Matenmühle abgeliefert. Hier wird Kraut und das dünne Holzwerk zu

Digitized by Google

einem möglichſt feinen Pulver zerſtampft und zermalen, und dann in kleinere, ungemein regelmäßig zuſammengenähte Ochſenhäute geſtampft, was eine eigene Kunſt iſt und zur Abſchätzung der Waare ungemein viel beiträgt.

Dieſe ganz originellen, aus Ochſenhäuten angefertigten Mateballen haben nun eine ungeheuere Bedeutung, und es mag kaum ein Begriff von der Menge einer Waare gegeben werden, von der man im theetrinkenden und kaffeeſchlürfenden Europa eigentlich noch gar nichts kennt. Ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß alles, was in Südamerika Spaniſch ſpricht, auch Mate trinkt, und daß faſt die Hälfte von dem, was Portugieſiſch redet, ihm dabei hilft. Ich habe ſchon an einzelnen Punkten von der Menge der Matefabrikation geſprochen. Die Mühle in Rio-Pardo konnte täglich 100 Arroben Mate liefern Ein franzöſiſches Haus im kleinen Itaqui exportirte im Jahre 4000 Arroben, ja der Mate-Export von der ganzen Provinz Rio-Grande wird auf 170000 Arroben angeſchlagen.

Und wenn wir nun einen Blick auf die Steige von der Provinz Paraná werfen, namentlich auf die Straße, die vom Innern der Provinz über Morretes nach Paranagua führt, ſo können wir mit einiger Gewißheit ſagen, daß wohl zwei Drittheile der Maulеſel, die des Weges ziehen, mit Mate beladen ſind und viele Tauſende von Arroben des ſeltſamen Krautes ans Meeresufer hinunter bringen.

Und wenn wir nun erſt gar nach den alten Miſſionen gehen und nach Paraguay, dieſem Urſitz der Mate, wonach das Kraut ja Iler Paraguayenſis heißt — und ſo iſt der eigentliche claſſiſche Name der wirklichen Mate —, ſo iſt dort die Matefabrikation wirklich ungeheuer. Die Jeſuiten haben ſich koloſſales Vermögen mit Mate erworben, und Paraguay führt noch, wie es ſcheint, Hunderttauſende von Arroben ſeines berühmten Krautes aus, vom echten, wirklichen Paraguaythee, neben

Digitized by Google

welchem das, was man als Congonha oder gar Cassine statt Ilex Paraguayensis aufgeführt hat, wol nur eine Spielart oder Pflanzenverwechselung ist.

Was ist nun das Angenehme beim Matetrinken, was ist die Wirkung des Krautes?

Einen leicht bitter-aromatischen Geschmack hat der Aufguß allerdings, und ist, wie jede Menge heißen Wassers diuretisch. Sonst kann ich, wenn ich von der schon angeführten Symbolik der Herva absehe, nichts Bedeutendes über die wohlthuenden Folgen sagen.

Da aber der echte Matetrinker seine Mate kochendheiß trinkt, so hat sie auch gewiß manche nachtheilige Folge. Wenn ich Mate nahm, ging mir immer die Gaumenhaut los und ich hatte fast durch ganz Rio-Grande hindurch einen verbrannten Gaumen. Ich glaube auch, daß manche Gastralgien und chronische Gastritisformen auf das ewige Matetrinken zurückzuführen sein möchten, obgleich ich doch nicht bestimmt sagen kann, daß sich eine sichtlich nachtheilige Folge von dem Matetrinken ableiten ließe. Ein ungeheuerer Zeitverlust wäre es auf jeden Fall, wenn in den Gegenden, wo Mate getrunken wird, etwas an der Zeit und deren Benutzung gelegen wäre. Man hat aber in jenen Gegenden keine regelmäßigen Zeitungen und Kaffeehäuser. Da baut sich denn der Matetrinker selbst seine politische Welt auf und ist allein vor seiner Cuja mit Mate glücklicher, als wenn er im Kaffeehause säße.

Bemerkenswerth scheint mir schließlich noch bei der Mate, daß man in ihren Blättern den essentiellen Theestoff, die Theeine, entdeckt hat. Deswegen scheint mir das so bemerkenswerth, weil recht große entwickelte Theeblätter mit Mateblättern außerordentliche Aehnlichkeit haben, sodaß man, wenn man nicht beide nebeneinander hat, beide nicht immer mit Sicherheit voneinander unterscheiden möchte, wie verschieden

Digitized by Google

auch sonst der pflanzliche Familiencharakter zwischen dem Thee und der Ilexart ist.

Doch genug von der Herva und ihren verschiedenen Beziehungen! Um 11 Uhr befanden wir uns auf einer Waldhöhe, von wo wir eine herrliche Aussicht auf die Serra das Tres-Barras hatten. In scharfen Umrissen ragt die blaugraue Bergkette gen Himmel; durch sie hindurch führt der nächste Weg von Coritiba, der Hauptstadt der Provinz von Parana, nach S.-Francisco, aber der Weg soll schauerlich sein. Nordöstlich von dieser Serra ragt ein noch höherer Gebirgsstock heraus: ich halte ihn für 5000 Fuß hoch; doch sind solche Tarationen aus der Ferne sehr ungewiß.

Ein grauenhaft schlechter Weg brachte uns durch eine Niederung an den Rio-Negro, die erste bedeutende Wasseransammlung, welche von hier gegen den Paraná mittels des Iquaçu hinfließt. Im Bruche des Flusses fielen mir einige Kühe wegen ihres bedeutenden Kalibers auf, doch waren sie ziemlich mager; man kommt ja auch den Thieren zur rauhen Jahreszeit mit nichts zu Hülfe. Wir werden später noch davon reden.

Eine liebliche Ruhestunde verlebten wir am raschströmenden Wasser des Rio-Negro, nachdem wir seine sehr mangelhafte Brücke passirt hatten. Der warme Sonnenschein des Frühlingsmorgens that uns wohl. Viel frisches Grün sproßte überall hervor; eine Menge von Aphelandra mit zierlich rother Blume und gelbem Limbus blühte überall — und in Masse schnurrten Kolibris um die hübschen Frühlingskinder. So nahe kamen sie uns in unserer Mittagsruhe, daß wir manche hätten mit Händen greifen können. Oft sind diese befiederten Schwärmer seltsam dreist und unverschämt. Madame Aubé stand einmal in der Veranda ihres Hauses, sie hatte ein Blumenbouquet am Busen. Ein wilder Kolibri stürmte heran und hatte die Frechheit, davon naschen zu wollen. Wie ein Blitz schoß er wieder davon, als er seinen Irrthum sah.

Digitized by Google

Langsam und schnaubend bewegte sich eine Tropa beladener Maulesel den schroffen und schmuzigen Waldabhang hinauf. Einer von ihnen verlor seine Carga, seine Ladung, und ging in der lustigsten Laune durch. Einige Leute liefen ihm nach und hatten viel Arbeit mit dem wüthigen Thiere. Auch wir zogen weiter und hatten die Freude, von nun an immer mehr Spuren von Cultur am Walde zu entdecken. Hier und dort war eine Roça in den Urwald hineingeschlagen; ein kümmerlicher Rancho liegt mitten drauf, dicht umblüht von purpurfarbigen Pfirsichbäumen. Kindergeschrei und Hahnenruf vernimmt man um die Wette, bis wieder eine dichte Waldespartie das kleine Frühlingsbild verhüllt.

Am Nachmittage trafen wir endlich einen Campo, aber eben nur einen sehr kleinen; ich denke er heißt Campo da Jararaca. Dann nahm uns ein Wald von anderthalb Leguas Durchmesser auf, mit breitem und dennoch mühsamem Wege. Die Leute waren ermüdet von der Tageswanderung: einige blieben zurück. Ich ging mit dem unermüdlichen Ingenieur, begleitet von einem Schweizer, voran.

Nach tüchtigem Wandern konnten wir endlich durch unser Signalhorn den noch fern im Walde zurückbleibenden Genossen kund thun, daß wir aus dem Walde herausgekommen wären und den Campo do Ambrosio erreicht, und mit ihm die zusammenhängenden Waldungen zwischen Sta.-Catharina und Paraná wirklich hinter uns liegen hätten.

Digitized by Google

# Drittes Kapitel.

Der Campo do Ambrosio. — Bivouak bei Chico de Oliveira. — Ein Franzose. — Geldwechsel-Schwierigkeiten. — Abschied von Wunderwald. — Fernere Fußtour durch die Campos und den Matto do Campo Largo. — Hochzeitsleute. — Estancia von Donna Anna Texeira. — Ritt über S.-José nach Coritiba. — Wo liegt Europa?

---

Der Campo do Ambrosio ist kein einzelnes Grasfeld; er ist mehr ein District, auf welchem Grasfeldabtheilungen mit Wäldern und Morastniederungen abwechseln, wodurch er den Ausdruck tiefer Vereinsamung und einer gewissen Verödung gewinnt, zumal im Vorfrühling, wo das welke Gras noch nicht vom frischen Nachwuchs übergrünt wird, und das vom Winter abgemagerte Vieh noch in den schützenden Waldungen versteckt bleibt, oder doch nur in wenig zahlreichen Exemplaren sich sehen läßt.

Dennoch ist der Anblick einer weiten, offenen Gegend, selbst einer öden, wundersam überraschend und erquickend, wenn man so lange, wie wir, in einem einengenden Raume einer Picade und dem Schatten feuchter Waldungen umhergeirrt ist und nur auf Augenblicke eine kleine Lichtung zu sehen bekommt.



Digitized by Google

So begrüßten denn auch wir den weiten Campo do Ambrosio mit freudigem Zuruf, und waren, obwol eben nicht viel von Cultur zu merken war, dennoch herzlich froh, an verschiedenen Stellen desselben Pfirsichbäume blühen zu sehen.

Wir gingen weit durch den Campo in einer Richtung, in welcher Wunderwald einen Mann wohnhaft glaubte, zu dem er schon einmal vor drei Jahren gerathen war. Er hieß Chico de Oliveira und war Einnehmer des Grenzzolls, welcher auf Huf- und Klauenthiere gelegt ist, wenn sie von der Provinz Paraná nach Sta.-Catharina hinuntergeführt werden. Gerade vor seinem Hause trennt sich der Weg, einerseits nach Coritiba gegen Norden, andererseits nach Tres-Barras gegen Südosten.

Aber der Weg auf dem Campo war nicht leicht zu finden. Wir kamen nach einer halben Meile Wegs zu einem Häuschen. Es stand vollkommen leer. Einige Rinder und Kälber weideten umher. Unvermeidliche Pfirsichbäume blühten im dichtesten Flor, und ebenso unvermeidliche Kolibris hatten sich die Abwesenheit der Bewohner zu Nutze gemacht, um ganz schamlos in den Blüten zu wühlen, die tief dunkelroth aufglühten unter dem stürmischen Bewerben der wilden Liebhaber. Pfirsichblüten und Kolibris! Sie bilden das lieblichste Epithalamium, was nur irgendwo der Frühling hervorzaubern kann.

Wir mußten wieder umkehren, um uns, sei es wo es immer wolle, bei Anwohnern des Campo do Ambrosio nach dem Hause des Chico de Oliveira zu erkundigen. Um jeden Preis mußte ich den Mann finden. Als Angestellter mußte er auf meinen offenen Brief vom Präsidenten von Sta.-Catharina Rücksicht nehmen und mir im Auffinden von Reitthieren zur Fortsetzung meiner Reise behülflich sein. Dann war sein Haus der Punkt, wo der Weg nach Tres-Barras hinunterging; auf letzterm Wege mußte Wunderwald wieder mit unsern

Digitized by Google

Waldgenossen ins Unterland zurückkehren, um nach einer Wanderung von vier Tagen wieder in Donna-Francisca zu sein.

Da stießen wir noch glücklicherweise auf unser ganzes Corps, das eben aus dem Walde kam, um den Campo zu durchwandern. Ein leichter Regen störte uns etwas. Wir schickten meinen neu engagirten Diener nach einem einige Minuten fernen Hause, um Erkundigungen über Weg und Steg einzuziehen.

Damit versehen, wanderten wir in den Abend hinein. Von fern konnten wir das uns bezeichnete Haus erkennen, aber zu früh für unsere Reise kam die Dämmerung, und der herabsinkende Abend fand uns in der allerabgeschmacktesten Lage in einem Morast. Man sondirte mit Händen und Füßen, mit Stecken und Stangen; wir lotheten, wie auf dunkelm Binnenmeere, uns förmlich durch eine Menge von Schwierigkeiten hindurch. Schon schlugen die Hunde auf Chico de Oliveira's Hofe an, da bemerkten wir, daß uns ein Mecklenburger fehlte. Noch vor wenig Minuten war er bei uns gewesen. Ein sonst rüstiger Mensch, litt er leicht an Herzklopfen und hätte sich gar nicht zum Mitgehen auf die anstrengende Wanderung melden sollen; auf dem ganzen Marsche blieb er etwas hinten an; nun war er ganz fort. Wir mußten, zerstreut, wie wir im Dunkeln gingen, uns viel zurufen und nachforschen, bis der Verlorene endlich zum Vorschein kam und wir in dichterer Colonne zum Hause hinaufrückten.

Die Hunde bellten wie wüthend. Unser Rufen hatte sie aufgeschreckt, aber ebenso sehr auch die Bewohner des Hauses eingeschüchtert. Alles war dicht verrammelt, kein Lichtstrahl irgendwo zu sehen, keine Antwort auf unser Rufen gegeben: alles schien ausgestorben zu sein im Hause, trotzdem daß ich noch einige Minuten vorher von fern Licht gesehen hatte.



Digitized by Google

Ich ſelbſt verdachte den Leuten ihre Ungaſtlichkeit gar nicht. Ganz allein lag ja das Haus, in öder, einſamer Grenzgegend. Bei Nacht und Nebel kommen, ſchon von fern rufend, vierzehn Männer daher, ein ganzes Banditencorps. Was iſt das? Was will das? Wer ſich in die Lage der Bewohner verſetzt, würde es ebenſo gemacht haben. Wer ſich aber in meine Lage verſetzt, würde mit mir ebenfalls etwas ärgerlich und aufgeregt geworden ſein. Endlich, endlich glaubte ich angekommen zu ſein am Ende meiner höchſt angreifenden Waldfahrt, und mich bei einem Manne zu befinden, der mir helfen ſollte, und nun fand ich gerade dieſes Mannes Thür verſchloſſen.

Aber auch durch dieſe Schwierigkeiten wußte Wunderwald höchſt geſchickt eine Picade zu ſchlagen. Er erinnerte ſich eines Hauſes eine kleine Strecke von dem des Chico de Oliveira entfernt, wo eine Art Wachtpoſten lag. Wir wollten verſuchen es zu erreichen, und ſchlugen auch den Weg, oder die Richtung dorthin ein, als wir an eine Stelle kamen, wo ſtatt des Weges klares Waſſer ſtand. Glücklicherweiſe hatten wir noch etwas Licht bei uns. Wunderwald zündete es an und leuchtete, da das Wetter vollkommen windſtill war, ſich und einige Gefährten geſchickt durch das Waſſer hindurch, das nirgends über einen Fuß tief ſchien. Wir unterdeß zündeten auf einem kleinen Damm am Waſſer mittels der Fragmente eines Matekorbes ein kleines Feuer an und unterhielten es, damit es den von ihrer Unterſuchung des Terrains zurückkehrenden Leuten als Leuchtfeuer dienen möchte, um ſich wieder mit uns zu vereinigen.

Dunkel, ſtill und öde war es. Eine ſcheußliche Unkenart trieb ihre Muſik dicht um uns. Die Thiere ſtoßen in kleinen Zwiſchenräumen einen wimmernden Klagelaut aus, ganz wie den eines neugeborenen oder vielmehr wieder abſterbenden Kindes. Der ganze Sumpf ſchien voll kleiner ſchreiender Kinder

Digitized by Google

zu liegen. Mir ist der Laut schon auf dem Campo von S.-Leopoldo in Rio-Grande unangenehm gewesen; aber in der dunkeln Abendstunde und unserer öden Verlassenheit war er mir grausig; Bürger's „Pfarrerstochter von Taubenhain" fiel mir ein. Zum Ueberfluß kam eins von den Dingern heraufgekrochen bis zu unserm Feuer, wimmerte einmal tief auf und verschwand dann wieder im Sumpf. Zu komisch war das: wir mußten einstimmig lachen, um so mehr, da im selben Nu einer von den Leuten von unserer kleinen Erderhöhung hinab ins Wasser platschte und tüchtig naß ward.

Da kam denn spät die gute Nachricht, daß ein Obdach gefunden wäre. Wir zogen die Schuhe und Strümpfe aus und wateten wie die Störche durch das Wasser; ein Licht ging voran. Barfuß liefen wir noch eine Viertelstunde weiter und standen dann vor einem lustigen Flackerfeuer.

Das war aber eine Pracht, unser Obdach! Irgendein reicher Mann hatte den Campo do Ambrosio mit einem hübschen Hause schmücken wollen und dazu eine hochliegende Stelle auserwählt. Das wohlgezimmerte Fachwerk war fertig, besonders war das aus Dachziegeln gebildete Dach vollendet und ungemein hübsch. Innere Abtheilungen fanden sich nur durch Balken und Ständer angedeutet. Eine große Menge bearbeiteter Breter und Balken stand und lag umher und besonders viel Hobelspäne und anderer Holzabfall zum köstlichsten Feuer, welches bereits mitten im wohlbedeckten Raume angezündet war.

Im Sturmschritt nahmen wir vollends von dem Feenpalast Besitz. Sehr bald waren aus dem vorhandenen Material Bänke um das Feuer improvisirt; gegen die Windseite hin wurden die vorhandenen Breter vorgesetzt; trocken und warm war es im gemüthlichen Raume, und wir gestanden einmüthig, daß wir auf unserer ganzen Campagne keinen so freudigen Moment, wie den unter dem neuen Ziegeldache erlebt hätten.

Digitized by Google

Am kniſternden Feuer ward Fleiſch geröſtet; wir hatten noch hübſche Reſte von unſern 32 Pfunden und beſaßen noch verſchiedene Maiskuchen von unſerm Morgenquartier her. Sogar Trinkwaſſer fand ſich. Die Arbeiter hatten beim Nachhauſegehen von ihrem Hausbau einen rieſigen Flaſchenkürbis ſtehen laſſen; um unſertwillen ſchienen ſie ihn neugefüllt hingeſtellt zu haben. Alles, alles hatte ſich vereinigt zum ſybaritiſchen Abendſchmaus. Sogar das Feuer ſpendete liebliche Düfte; unter dem Holzabfall befanden ſich große Saſſafraſsſpäne; ſie verbreiteten einen herrlichen Geruch. Die Fuggers in Augsburg, ſagt man, haben einmal dem Kaiſer Karl V. ſein Zimmer, als er bei ihnen in Augsburg war, mit Zimmet- und Sandelholz geheizt. Aber wahrſcheinlich war dem Spanier auf deutſchem Boden nicht ſo wohl dabei, wie mir auf braſilianiſchem Boden an den äußerſten Grenzen von Paraná.

Aus Holzſpänen, Ponchos und Decken ward das Nachtlager zuſammengefügt. Ich hatte nur Eine Sorge. Man mußte in jeder Ferne unſer Feuer ſehen. Wenn man es ſah, was mußte man von uns denken, was von uns glauben, wofür uns halten? Ich dachte an die Möglichkeit eines nächtlichen Ueberfalls, aber Wunderwald nahm mir alle Sorge. Sehr richtig meinte er, daß, wenn auch jemand wagen ſollte heranzuſchleichen und uns zu ſpioniren, er ſich freuen würde, wenn er ſich wieder davonſchleichen könnte, ohne geſehen zu ſein. Denn vierzehn Männer ſind allerdings eine ungeheuere Macht. Wo hätte man Mannſchaft genug zuſammenbringen wollen, um vierzehn Männer mit einigem Erfolg zu überfallen?

So ſchliefen wir denn ohne Sorge und wundervoll, wie ich ſeit meinem lieben Schlafſtübchen bei Herrn Aubé in Joinville noch nicht geſchlafen hatte, bis in den anbrechenden Morgen.

Digitized by Google

Und welch ein Morgen war es am 1. Sept.! Klar, kalt und still war es. Bald sandte die aufgehende Sonne wärmende Strahlen über die Gefilde; die Papageien lärmten entsetzlich in den nahen Waldungen. Zerstreut über den Campo sahen wir Rinder weiden und — am erfreulichsten von allem — in unbedeutenden Fernen sahen wir nach verschiedenen Richtungen hin drei Häuser, zum Theil recht nette Häuser, im Felde liegen; um jedes blühte der Pfirsichbäume üppigste Pracht; ernst und andächtig sahen die düstern Araucarien hinein in den Campo! Man sah es, man fühlte es, bis zur tiefsten Andacht und Begeisterung fühlte und sah man es, daß auch hier ein Frühlingshauch, und noch schöner, ein Hauch beginnender Cultur, beginnender Gesittung, beginnender Menschwerdung hinwehte über die so fernab liegenden Triften des mächtigen Südstroms von Südamerika. Mag es sein, daß ein Europäer, der im weichlichen Hochgenusse der ihn umgebenden Cultur und inmitten eines europäischen Blütenparks mitleidig über mich lächelt, falls er diese Zeilen liest, und nicht begreift, wie ich im öden Araucarienbilde, auf dessen Vordergrunde welkes Gras steht und im tiefsten Hintergrunde kaum einige Häuschen, kaum einige Blütenbäume bemerkt werden, begeistert werden konnte! Mag er nicht begreifen, mag er lächeln: es hat doch frühlingsinnig geweht, culturſinnig mich angehaucht an jenem Morgen, auf jenem Campo, „es mußte doch Frühling werden". Und da war es mir, als ob ein lieber Jugendgefährte, ein mir gar theurer Freund aus Lübeck, eine edlere Natur als tausend andere, mir zur Seite stände und mir in jenem Augenblicke die Hand gedrückt hätte mit seinem und mit meinem Ausruf: „Es muß doch Frühling werden!"

Da sah ich, etwa eine Viertelstunde von uns, ein seltsames Beginnen. Ich traute meinen Augen nicht und nahm ein kleines Fernglas zur Hand, und wahrhaftig: ruhigen und sinnigen Schrittes stiegen zwei zusammengejochte Rinder da-

Digitized by Google

her, vorgespannt vor einem Pfluge, den ein Mann kunstgerecht führte, — das erste mal in meinem amerikanischen so vieljährigen Leben, daß ich einen Pflug arbeiten sah, wenn ich auch schon manche Spuren seiner Arbeit in deutschen Colonien erlebt hatte. Ein Pflug an den Grenzen der Botokuden und Bugres!

Ich ging zu dem Mann hinab. Bei meinem Gruße erst schien er mich zu bemerken; er übergab seinen Pflug einem Neger, ging auf mich zu und bot mir die Hand. Der Mann war Chico de Oliveira.

Gar bald waren wir so bekannt geworden, daß er mir seinen Beistand versprach. Doch konnte er mir nur einen Packesel zu meinem Weiterkommen zusagen, denn seine Thiere steckten noch alle im Walde und fernern Niederungen. Nun, ich war es schon zufrieden, wenn ich auch selbst um des einzigen Packesels willen den ganzen Tag zu warten hatte. Auch die für die Rückkehr meiner Waldgenossen nöthige Ration Carne secca konnte er mir verkaufen. Und damit kehrte ich zu unserm Lagerplatz zurück.

Dort hatte sich bereits ein Gast eingefunden, ein in der Nähe wohnender Mann, der beim Bau jenes Hauses interessirt war. Ich entschuldigte uns vor ihm; er aber meinte mit der größten Freundlichkeit, es wäre von Entschuldigen nicht die Rede, vielmehr freute er sich des glücklichen Zufalls, der uns aus unserer abendlichen Bedrängniß gerettet hätte. Diese Zuvorkommenheit machte mich unverschämt. Sieben Mann von unsern Waldläufern bedurften eines Rasttags; sie konnten keinen trefflichern Ruheplatz finden als den, den wir inne hatten. Ich bat den Mann also um noch fernere vierundzwanzig Stunden Quartier im Standlager, und mit der größten Freude gab er seine Zustimmung. Die Leute hielten einen homerischen Rasttag.

Bald kam noch ein zweiter Brasilianer angegangen. Was

Digitized by Google

ſollte er nicht, denn unſer Erſcheinen war zu ſeltſam. Das war der Eſcrivão Francisco Alvez Ferreira, der ebenfalls an dem Verkehrswege von Paraná nach Sta.-Catharina angeſtellt war, ein wackerer, beſcheidener Mann, den ich nur deswegen bedauere, daß er bei ſeiner anſtändigen Erziehung in jener einſamen Gegend wohnen muß. Er bat mich, ihn in ſeinem nahen Häuschen zu beſuchen, was ich ſehr gern that. Es war eine unverkennbare Cultur im Hauſe: ich fand eine kleine Bücherſammlung, Schreibzeug und Papier und einen kleinen wirklichen Hausſtand. Wer mir nicht ungern gefolgt iſt durch den einſamen Wald der Serra-Geral, wird die Erwähnung dieſer unbedeutend ſcheinenden Umſtände nicht kleinlich finden.

Auch die bewaffnete Macht des Campo do Ambroſio liegt beim Eſcrivão im Hauſe. Sie beſteht aus einem Soldaten, einem gutmüthigen Negerburſchen, deſſen Militärabzeichen in einer blauen Mütze mit rothem Randſtreif beſteht. Der zweite, der die Grenzmacht bildet, war kurz vorher deſertirt; ihn langweilte die Einſamkeit des Orts und der Mangel an aller Beſchäftigung.

Mit großer Güte verkaufte mir der Eſcrivão einen Theil ſeines kleinen Vorraths an Bohnen und Maismehl für meine Leute, die bei ihrer vier Tage dauernden Rückwanderung nach Joinville auf der Straße vom Tres-Barras Gefahr liefen kein Eſſen zu bekommen. Aber bei der Gelegenheit geriethen wir in eine ſehr originelle Verlegenheit. Ich hatte nur Billete von 20 Mlrs. bei mir. Alles kleinere Geld hatten wir zuſammengethan, damit die Leute auf ihrem Rückwege, wo ſie immer einige Häuschen treffen würden, ſich aus etwaigen Verlegenheiten retten könnten. Der gute Eſcrivão konnte mir nichts auswechſeln, und ſelbſt Chico de Oliveira konnte es nicht; von letzterm hatte ich bereits alles kleine Geld bekommen, was ich im Hauſe fand.

Digitized by Google

Aber das hatte nicht die geringste Schwierigkeit. Der Escrivão gab mir den Namen einer sechs Leguas von ihm fern und an meinem weitern Wege wohnenden alten Frau auf, wo ich das Geld für ihn lassen sollte. Und falls auch dort auf der Besitzung von Donna Anna Texeira kein Troco, kein Auswechsel wäre, möchte ich mir von der genannten Donna in dem neun Leguas fern liegenden Kirchdorf, der Freguesie von S.-Jozé, einen Namen aufgeben lassen, wo ich das Geld bezahlen könnte.

Am fernen Urnguay, in den Missionen am Piratinim, fand ich ein originelles Verfahren, um Geld auszuwechseln. Man nimmt den Patacão, das Silberstück, und haut es mit dem Schlachtmesser, mit dem Beil in vier gleiche Stücke, wie ich denn selbst solch ein geviertheiltes Stück Silbergeld von dort her mir als ein Curiosum aufgehoben habe. Mit dem Papiergeld geht das nicht so. Da hilft denn die bona fides, die der wohlerzogene europäische Reisende bei den Leuten hat, ohne Mühe aus; man reist mit seiner Schuld ein bis zwei Tage und deponirt sie, wo sich Gelegenheit dazu findet.

Um 11 Uhr konnte Wunderwald mit seinem kräftigern Vortrab zur Rückreise über Tres-Barras ausrücken. Wir schieden als Freunde. Ein Stück gemeinschaftlichen Lebens, gemeinschaftlicher Entbehrungen und Gefahren lag hinter uns. Nach einer Picadentour von so vielen Tagen vergißt man sich wol nie wieder. Mit herzlicher Freude und der lebhaftesten Theilnahme an seinem fernern Schicksal werde ich mich immer des unermüdlichen Ingenieurs von Joinville erinnern, der mich mit seiner Bousole und seinem Waldmesser als treuer Führer mitten durch die Urwälder der Serra-Geral, die im Norden der Provinz von Sta.-Catharina das Stromgebiet des Paraná als dessen östliche Vormauer eindämmt, vom 16. August bis zum September hindurchgeschlagen hat.

Die rüstigen Wanderer waren hinter den ersten Arauca-

Digitized by Google

rienhügeln verschwunden. Da tönte noch einmal Wunderwald's Signalhorn zwischen den dunkeln Fichten hindurch; der Jägersmann aus dem Norden sagte mir sein letztes Lebewohl im fernen Süden.

Unterdeß war beim Chico de Oliveira ein vagirendes Original eingetroffen, ein gebräunter untersetzter Franzose mit dickem Bart und sonderbarem Ansehen. Er brachte dem Chico einen Brief eines Gevattersmanns, und solche Briefe haben in Brasilien ein enormes Gewicht. Will man etwas von einem Menschen, so braucht man sich nur hinter dessen Compadre zu stecken und man kommt ganz gewiß zum Zweck. Der Compadre ist unter den Menschen dasselbe, was die Mate unter den Pflanzen ist — alles.

Der Franzose kam mir seltsam bekannt vor, ich ihm offenbar auch. Er war in Rio offenbar sehr bekannt, aber ich konnte aus dem Individuum nicht klug werden. Aus einigen Gesprächswendungen mußte ich ihn für einen umherstreifenden medicinischen Flibustier halten, die in den von einer polizeilichen Medicinalaufsicht fern abliegenden Gegenden die Leute betrügen. Doch behauptete er gegen mich, in Petropolis Lehrer an der Schule des Herrn Köpke gewesen zu sein. Seine genaue Kenntniß von Schweinen und allem möglichen Gethier, und die Umsicht, womit er einige Handelsversuche auf Rindvieh mit unserm Wirth machte, brachten mich zu der Ansicht, er könnte wol ein Viehhändler und respective Ochsentreiber sein. Da sagte mir mein Diener, der Franzose wäre ein Tischler, als solcher hätte er wochenlang in der Colonie, im Hause des Herrn Aubé selbst, gearbeitet.

Göttliche Leute diese polymorphen Franzosen, die man so umherstreifen findet in den Provinzen von Brasilien und gewiß der ganzen Welt! In welche Klasse soll man sie bringen? Welche ist ihre zoologische Urform? Sie sind Säugethiere, denn sie saugen den einfachen Landleuten das Geld

Digitized by Google

aus der Taſche. Vögel ſind ſie, aber immer lockere, immer Zugvögel. Amphibienartig winden ſie ſich durch alle Schwierigkeiten des Lebens hindurch. Und ſo haben ſie wirklich von allen Cuvier'ſchen Klaſſen etwas; ſogar Radiaten ſind ſie oft, ich habe manchen Ritter der Ehrenlegion unter ihnen gefunden, wie mein Spahi ja auch ſolche Radiate war.

Mein Mann verdarb mir wirklich den Tag etwas, und ich freute mich weſentlich, als er am nächſten Morgen auf ſeinem vom Chico erlangten Gaul davonjagte.

Viel friedlicher war mein Aufbruch. Mein alter Packeſel kam; mein Diener ſattelte meine Sachen auf, und im beſcheidenſten Aufzuge gingen wir, wie Caleb und Joſuah ins fremde Land hinein. Reitthiere hatte ich nun einmal vom Chico de Oliveira für keinen Preis bekommen können. Ich hatte ihm auch nur einen offenen Brief vom Präſidenten von Sta.-Catharina zeigen können, keine Empfehlung irgendeines Compadre; ſomit mußte ich mich noch glücklich ſchätzen, meine Sachen nicht ſelbſt tragen zu müſſen

Wir zogen nördlich unſere Straße und hatten bald das Haus des Chico de Oliveira und den Campo do Ambroſio hinter uns liegen.

Und dennoch behält die Gegend immer dieſelbe Phyſiognomie. So weit das Auge blickt, überſieht man, ganz wie im Hochland von Sta.-Catharina, eine unordentliche Grasflur, mit vielen Syngeneſiſten untermiſcht, eine öde, ziemlich freudeloſe Landſchaft, in welcher ſich ununterbrochen, bald da, bald dort mehr, Araucarien als Hauptrepräſentanten der Vegetation zeigen, wie häufig auch einiger Laubwald ſie zu verdrängen ſuchen mag. An einzelnen Punkten des Horizonts zeigt ſich eine blaue Serra; das Auge weilt gern an den in ſcharfen Umriſſen daſtehenden fernen Höhenzügen, denn in der That bietet der eben vom Schlafe erwachende Campo, der monotone Wald und die tiefern Niederungen gar wenige Er-

Digitized by Google

ſcheinungen. In letztern Niederungen ſtagnirt meiſtens einiges Waſſer. Unter dem Graſe iſt der Boden ſchwarz und erzittert bei feſtem Auftreten. Einen Tremendal, einen Zitterboden nennt man ſolche Stelle. Seine ganze Bildung und beſonders das reichliche Vorkommen von Torfmoos, welches ganz dem nordiſchen ähnlich iſt, läßt mich vermuthen, daß hier wol Torflager verborgen liegen, und daß, wenn auch aus keinen feſtern Schichten — Torf geſtochen werden kann, ein ſolcher ſich vielleicht aus flüſſigern Maſſen backen ließe. Doch fehlen allerdings in jenen Niederungen Erica, Empetrum, Ledrum und andere torfbildende Pflanzen. Auch bietet die nahe Araucarienwaldung ſo unermeßlichen Brennvorrath für die nächſten Jahrhunderte, daß eine Torfaufſuchung mehr intereſſant als irgendwie lucrativ ſein möchte.

Einen erquickenden Gegenſatz zu dieſen öden Fluren, in denen nur weniges und meiſtens ſehr mageres Vieh in einzelnen kleinen Gruppen umherirrt, bilden ziemlich häufige, ganz kleine Niederlaſſungen, immer einige Schritte von der Straße entfernt. Kaum mehr als ein dürftiges Häuschen iſt ſolche Niederlaſſung, kaum einige Hühner und Schweine bewegen ſich um daſſelbe. Immer aber blüht die üppigſte Pfirſichpracht um die armſelige Wohnung.

Menſchen ſind um dieſe erſte Frühlingszeit faſt nie daſelbſt zu Hauſe. Sie ſind ihrem noch in den nahen Waldungen ſteckenden Vieh nachgegangen, oder bauen eine fern ab im Gebüſch vor Witterungsunbilden geſchützte Roça an, oder ſind noch weiter fortgegangen, ja meilenweit, um das göttliche „Kraut", die Mate, zu holen und mit reichem Gewinn zu verkaufen: ſie machen Mate, — das iſt der Kunſtausdruck.

So durchzogen wir verſchiedene Diſtricte, die unter dem Namen Campo compridо, Campo do Taboado und Campino zuſammengefaßt werden. Wenigen Menſchen, ja faſt niemand begegnet man. Um ſo widerlicher war es mir, daß ſich

Digitized by Google

einmal in einem Araucarienwalde ein Reiter, ein roher, ungeſchlachter Kerl, an mich drängte und, neben mir reitend, mich in inſolenter Weiſe ausforſchte. Er wollte durchaus wiſſen, was für Waaren ich zu verkaufen hätte. Dieſe Leute oder Halbleute können ſich nicht denken, daß man um anderer als um mercantiliſcher Zwecke willen ſo einherzieht und kein Hauſirer ſein will. Mit aller Gewalt wollte er mir meinen rio-grandenſer Sattel abkaufen, und zuletzt mir ſeinen Gaul, eine rechte Schindmähre, verkaufen. Ich ſchlug beides etwas trocken ab und bewegte dabei, wie ſpielend, meinen Araçaſtock, der ein recht anſtändiges Kaliber hatte, durch die Luft. Da wünſchte mir der widerliche Centaur glückliche Reiſe und trabte quer in das Araucarientännicht hinein. Ich befand mich augenblicklich in einer Verſtimmung. Der Kerl ſah aus wie ein Bandit; vor mir lag der Matto do Campo-Largo, ein Wald von $1^1/_2$ Leguas Durchmeſſer, und nun entſtand mir der Gedanke, der Flibuſtier könnte auf einem Umwege mich umreiten und mir auflauern. Meine Piſtolen, die der Diener trug, waren nicht geladen: ich wollte keine Beſorgniß verrathen und zog ruhig weiter, und wirklich traf ich den Wilden nicht wieder.

Dagegen traf ich etwas viel Hübſcheres. Der Matto do Campo-Largo ging ziemlich zu Ende; der Weg war gräulich ſchlecht. Da kamen mehrere Leute geritten, eigenthümlich bunt angekleidet in feſtlichem Zuge; die geſtreiften Ponchos machten ſich gar hübſch, nicht minder hübſch ſah der Silberſchmuck am Reitzeug aus. Bald darauf kam ein junger Mann mit zwei jungen Mädchen geritten. Ungemein gut ſahen die beiden Moreninhas aus, ebenfalls in auffallend bunter Kleidung, die beim knappen Anliegen um Buſen und Hüften zierliche Formen verrieth. Kein heftiſch langer Reitrock verbarg die kleinen Füße, über denen noch eben der Rand eines mit Spitzen verſehenen Beinkleides zu ſehen war. Die eine von beiden

Digitized by Google

war eine wirklich hübsche Erscheinung. Mit Sicherheit führte der bloße runde Arm das Reitthier durch den Wald. Es lag etwas Aufgeregtes, Glühendes in den beiden südlichen Erscheinungen. Bald darauf traf ich eine den vorigen ähnliche Gruppe auf einem grünen Platze am Walde gelagert. Die Thiere waren abgepackt und weideten ruhig in der Nähe: offenbar traf man Anstalten zu einem Bivouak im Walde.

Gleich hernach erfuhr ich die Bedeutung dieses wunderlichen Aufzugs, der mir, da ich seine Bedeutung wußte, nun lieblich und tief poetisch vorkam. Die jugendlichen Reitergestalten waren Brautpaare, die den Tag in S.-Jozé vom Priester zum Ehebunde eingesegnet waren; sie befanden sich auf dem neun Leguas langen Heimwege. Neun Leguas, sieben deutsche Meilen, zwischen Kirche und Brautbett! Und kein Wagen zur Heimfahrt, nicht einmal ein reitbarer Weg, immer Wald, immer Campo, immer Moorboden! Aber der junge Coritibaner und sein Gaul sind innig befreundet und vertraut, und die junge Coritibanerin sitzt fest und doch so lose und leicht auf dem Renner, wie die Amazone von Kiß vor dem berliner Museum. Da kann man sie schon ohne Sorge in den Frühlingsabend, in die Frühlingsnacht hineinreiten lassen; sie werden ihren Weg schon finden, und das heiße Jugendblut erkältet sich gewiß nicht auf dem Wege, der die Jungfrau zur jungen Frau und neuen Hausgebieterin, wenn auch unter vielem Herzklopfen, hingeleitet, Herzklopfen aus Angst oder Ungeduld? Ich weiß es nicht!

Brautpaare im Walde, Pfirsichblüten auf dem Felde und ein glühender blauer Abendhimmel über mir! Damit beschloß ich meine Fußtour durch die Campos und Waldungen bis zur Estancia der Donna Anna Tereira, wo ich von deren erwachsenen Söhnen gastlich aufgenommen wurde. Der älteste machte mir ziemlich sichere Aussicht, mir am folgenden Morgen drei Thiere vermiethen zu können.

Digitized by Google

Wirklich wäre mir das Weiterwandern zu Fuße doch etwas beſchwerlich geworden. Seit dem 16. Auguſt war ich ununterbrochen auf den Füßen, immer auf ungebahnten oder doch herzlich ſchlechten Pfaden mich bewegend. Ich war barfuß durch Flüſſe und Moräſte gewatet, hatte in den Wäldern und im Freien, im Regen und auf naſſem Boden geſchlafen und die Gewohnheit eines Bettes ganz verlernt, dazu war meine Nahrung theils ſehr ſparſam, theils ſehr unregelmäßig geweſen. Gewiß, ich durfte mich ſchon freuen, einmal wieder zu Gaul meine Reiſe fortſetzen zu können. Mit Recht hatte ſich der Antenjäger am Tejucumas über uns gewundert, daß keiner von uns krank geworden wäre. Hart wie Eiſen bin ich gewiß, aber man freut ſich doch auf den Moment, wo man wieder ein Eſſen, wieder ein trockenes Dach, wieder ein leidliches Bett, wieder einen reitbaren Gaul bekommt.

Und das alles ſollte mir auf der Eſtancia der Donna Anna Tereira zu Theil werden. Aber auch das nicht ohne einen ſtillen Aerger meinerſeits.

Donna Anna war nicht zu Hauſe: ſie war bei einem Nachbar, von deſſen Haus der eine der Hochzeitszüge ausgegangen war, und kam den Abend nicht zurück. Der älteſte Sohn von fünfundzwanzig Jahren, ein langer, magerer Menſch, führte das Wort.

Am nächſten Morgen ließ er drei Gäule kommen, die wirklich unter aller Beſchreibung waren. Für die Benutzung derſelben bis Coritiba, ſechs Leguas ($4^1/_2$ geogr. Meilen) forderte er und erhielt von mir 30 Mlrs. = 24 Thlr. preuß., mit der Entſchuldigung, er müßte einen Neger mitſchicken, um die Thiere wieder zurückzuführen. Mich ärgerte das Gebahren des jungen Mannes in hohem Grade. Aus meinem Geleitsbriefe ſah er, daß ich mit Wiſſen und Auftrag ſeiner Landesregierung reiſte; aus meinen Erzählungen wußte er, was ich in den letzten Wochen an aufreibenden Strapazen ausgeſtanden

Digitized by Google

hatte: er wollte meinen bedrängten Zustand benutzen, um sich Geld zu machen.

Ich sagte keinen Laut. Als aber der eine Gaul beim Satteln zusammenknickte, riß doch meine Geduld etwas, indeß verbiß ich meinen Unmuth. Mit der heitersten Miene von der Welt trat ich auf den Menschen los:

„Senhor Tereira, ich möchte Sie um einen Gefallen bitten. Behalten Sie die Unze, die ich Ihnen bezahlt habe, aber auch die Pferde und meine Sachen. Es ist ein herrlicher Tag und ich gehe mit meinem Diener noch recht gut zu Fuß bis Coritiba, von wo ich dann meine Sachen bei Ihnen abholen lassen werde."

Der Mann biß sich auf die Lippen und machte Entschuldigungen. Zuletzt sattelte er sein eigenes Pferd, um mich selbst sicher nach Coritiba zu bringen. Und so brachen wir denn wirklich auf.

Mein langer Begleiter sah originell aus. Ein hellgrüner Poncho flog um seine Schultern, einen rothen Poncho hatte er vor sich als Reserve auf dem Sattel. Ein kleiner Strohhut saß schräg auf dem Kopfe. Sattel, Steigbügel, Zaum, alles starrte von Silber, eine kostbar gestickte Pferdedecke bedeckte den Gaul und gab dem Reiter ein gewisses militärisches Ansehen in Friedenszeiten. Er sah aus wie eine Ehrengarde, nicht wie ein Mann, der mich übervortheilte.

Nach einem Ritte von zwei Leguas fiel der Packgaul zu Boden. Mein bischen Gepäck wog kaum 30 Pfund. Ich mußte laut auflachen und machte die Bemerkung, ich könnte jetzt dem Präsidenten von Coritiba eine hübsche Anekdote erzählen. Da der Mensch aus meinen Reden schließen konnte, ich würde seine Pferdevermietherei erzählen, ward er wüthend, desto wüthender, je mehr ich lachend sagte, daß ich die Sache ganz bestimmt in Coritiba erzählen würde.

Gerade kam eine Truppe Maulesel daher. Tereira kannte



Digitized by Google

den Tropeiro und nahm ſtatt ſeiner Mähren zwei ſtarke Maul-eſel zu meinem Gebrauch. Nun kamen wir ſchneller vorwärts.

Schon vor dem Kirchſpielsort S.-Jozé ward die Gegend viel lebhafter. Zahlreicher zogen die mit Mate und andern Sachen beladenen Maulthiere über Feld und häufiger kreuzten ſich die Wege.

Solche Wege, obwol ſie Hauptlandſtraßen ſind, ſtellen keineswegs feſte, zuſammenhängende Flächen vor. Vielmehr ſind es, da man keinen Wagentransport hat, acht bis ſechzehn neben- und durcheinander verlaufende Fußſteige, deren Parallelismus und ſchiefes Sichdurchſchneiden mich immer an das Netz von Eiſenbahnſchienen in einem Hauptbahnhofe erinnert. Gerade wie die einzelnen Schienenwege ſich trennen, gehen auch von dieſen zahlreich zuſammenverlaufenden Fußſteigen einige nach Oſten, andere nach Weſten. Nach Oſten geht der wichtige Weg nach Morretes und von dort zum Seehafen von Paranagua mit Umgehung des nördlicher gelegenen Coritiba; nach Weſten geht ein Weg zu der Gegend von Principe, Lapa und Rio-Negro, den ſüdlichern Theilen der Provinz Paraná.

S.-Jozé iſt eine hübſche Freguesia, ein Dorf mit einigen ſehr ordentlichen Häuſern und einer ziemlich anſehnlichen Kirche, welche den ſüdöſtlichen Theil der Provinz mit ihren Segnungen zu verſehen hat, bis zu einer Diſtanz von funfzehn bis zwanzig Leguas. Das iſt allerdings eine ungeheuere Pfarre, doch iſt die Volkszahl in ihr nur ſehr gering, und von einem Kirchenſegen, einem Beſſerwerden durch die Kirche mag auch nur wenig die Rede ſein. Wie oft mögen die jungen Ehepaare vom vorhergehenden Tage, die neun Leguas von S.-Jozé wohnen, in ihrem ehelichen Leben zur Kirche kommen? Nicht einmal um jedes einzelnen Kindes willen, was ihnen geboren wird. Mit drei, vier Kindern auf einmal kommen ſie vielleicht nach Jahren wieder, um ſie im Bauſch und Bogen taufen zu laſſen, und dann vielleicht auch nur, weil ge-

Digitized by Google

rade der Mann eine Menge Ochsen nach Coritiba zu treiben, oder eine größere Anzahl Matekörbe nach Morretes oder Paranagua zu bringen hatte. Auf dem Campo do Ambrosio ist es da wol weniger besser als im Südosten von Lages, auf dem Oberland von Sta.-Catharina.

Ebenso fern wie die Kirche ist nun auch die Schule. Da ist es denn kein Wunder, wenn man auf eigenthümliche Unwissenheit trifft. Dem Europäer kommt da manches erstaunlich vor. Vom Fernliegen der Kirche und der Schule lieferte gerade mein Begleiter Texeira mir schlagende Beweise. Wie manchmal zeigte er mir einen Ort, ein Haus, ein Gebüsch, wo Jemand überfallen und ermordet worden war! Manchmal war der Ermordete ein Bello moço, oft war es aber auch der Mörder, und die Mordthat schien dem Bello moço in den Augen meines Begleiters eben keinen lebhaften Abbruch zu thun.

Im Gespräche mit ihm nannte ich einmal Europa. „Wo liegt Europa?" fragte er. Seine Frage setzte mich in Verlegenheit. Ich wies mit der Hand nach Nordost. „Da hinwärts", sagte ich, „etwa 2—3000 Leguas weit."

„Kann man dort hinreiten?"

„Nein! Man reitet am besten von hier nach Antonina und Paranagua und geht von dort mit dem Dampfboot nach Rio-de-Janeiro, von wo man dann weiter mit einem großen Dampfboot nach Europa fahren kann."

Der stattliche Cavalier schwieg lange, gerade als ob er sich besinnen wollte, daß er schon einmal was von Europa gehört hätte. Wir ritten schweigend nebeneinander. Mir war seltsam zu Muthe. Also eben nur bis S.-Jozé war die Kunde von Europa gedrungen! Noch nie hatte mich jemand gefragt: wo liegt Europa?

Hinter S.-Jozé geht es bergab und man kommt über zwei lange Holzbrücken, über eine sumpfige Niederung und einen



Digitized by Google

ziemlich tiefen Fluß, den man den Rio-Grande nennt, weil er der größte Fluß der nächsten Umgegend ist.

Noch einige Leguas von dort und die Zahl der einzelnen kleinern Estancias nahm zu, die Gegend bot einen cultivirtern Charakter dar, und bald sahen wir von einer Höhe herab die Provinzialhauptstadt Coritiba in einer dichten Guirlande von Pfirsichblüten vor uns liegen.

Wir ritten hinab in den freundlichen Ort, in dem ich bei einem Deutschen Theodoro Gaspar ein freundliches Quartier fand und gemächlich ausruhen konnte von meiner angreifenden Waldstreiferei.

Digitized by Google

# Viertes Kapitel.

Aufenthalt und Erlebnisse in der Stadt Curityba oder Coritiba. — Abreise nach Antonina und Paranagua. — Aufenthalt in Antonina. — Ein Denkstein für zwei edle Todte.

---

Der schöne Ländercomplex auf dem linken Ufer des Paranástroms, welcher fast unter 20° südl. Br. beginnt, um mit noch nicht ganz genau festgesetzten Grenzen über den 26° und selbst 27° südl. Br. hinaus sich an den Uruguay und das Hochland von Sta.-Catharina anzulehnen, und östlicherseits sich in einer herrlichen Küstenausdehnung längs des Atlantischen Oceans auszudehnen, etwa vom südlichen Wendekreise an bis zum 26° südl. Br., ist lange unter dem Namen der Provinz von S.-Paulo zusammengefaßt worden.

Diese einzige Provinz umfaßte 15—16000 geographische Quadratmeilen und nahe an 600000 Einwohner. Bedeutende europäische Königreiche hatten kein so ausgedehntes Areal, aber kleinere Staaten der Alten Welt hatten mehr Einwohner.

Lange lag dieser Provinzenkoloß ungetheilt da. In frischer Entwickelung ging der nördliche und besonders der nordöstliche Theil einer bessern Gesittung entgegen, während der Süden des Landes, fernab liegend von dem wohlthätigen Einflusse

Digitized by Google

der Provinzialhauptstadt, in einer stumpfen Lethargie liegen blieb, wie mancher materielle Fortschritt auch gemacht wurde.

Die ungeheuere Entfernung von der Hauptstadt, die Schwierigkeit der Administration und des Gerichtsverfahrens und wahrscheinlich auch die Nothwendigkeit, gewissen politischen übermäßig aufwuchernden Parteien etwas die Macht zu zersplittern und zu brechen, brachten es zuwege, daß vor einigen Jahren eine Trennung der nordöstlichen Hälfte von der südwestlichen der Provinz beantragt und von den gesetzgebenden Kammern beliebt wurde. Die ehemalige fünfte Comarca von S.-Paulo, als deren Centralpunkt und Hauptort Coritiba oder Curityba hervorzuheben ist, ward zur Kategorie einer den übrigen Landesstücken ebenbürtigen Provinz erhoben und erhielt als solche ihren besondern Präsidenten mit dem nöthigen Administrationsetat, und das Recht, für den Senat und die allgemeine Deputirtenkammer künftighin die ihr zukommenden Vertreter selbst zu wählen.

Die neuentstandene Provinz ward die Provinz Paraná genannt. Denn in der That ist der gewaltige Paranástrom ein Hauptcharakter des Landes. Der größte Theil des Flußlaufs gehört mit seinem linken Ufer der Provinz an. Dem Uruguay nicht unähnlich entspringt der Rio-Grande, als nordöstlicher Hauptstrom des Paraná, nicht eben sehr weit vom Meere, nördlich vom Paraibathal. In anfangs westlichem Laufe zwischen 20° und 21° südl. Br. tritt dieser Rio-Grande aus seiner Wiege, der Provinz Minas-Geraes, heraus und bildet im fernern westlichen, südwestlichen und südlichen Laufe die Einfassung von S.-Paulo und dann von der Provinz Paraná. Gerade aus letzterer Provinz zieht der Paraná gewaltige Zuströmungen: den Paraná-Panema, den Tibagi, den Ivahy, den Iguassu, Flüsse, deren letzte Radialverbreitungen die ehemalige Comarca von S.-Paulo reichlich durchfurchen.

Campos und Waldungen sind die zwei Hauptprofile des

Digitized by Google

Bodens, Vieh und Mate die Hauptproduction. Aber die Provinz versagt kaum irgendwelche Production, welche durch einen geregelten Ackerbau erstrebt wird und später bei zunehmender Bevölkerung versucht werden möchte.

Einige Hafenplätze verbinden die Provinz mit dem Seeverkehr. Paranagua ist der bedeutendste von ihnen, über welchen ich meine Reise nach S.-Paulo zu machen beschloß.

So hat denn die Provinz ein herrliches, mächtiges Terrain und dennoch kaum zwei Städte, fünf Flecken und neunzehn Kirchdörfer. Eben auf 80000 Einwohner kann die Zahl der Bevölkerung angeschlagen werden.

Sie hat einen mächtigen Grenzfluß, diese Provinz, aber seine Benutzung liegt noch in der Kindheit, und auf seinen Zuströmungen mag noch gar manches wegen vieler Stromschnellen und Wasserfälle zu thun übrig sein, um sie als fahrbare Wasserstraßen zu benutzen.

Auch einen schönen Meeresdistrict besitzt sie, aber nicht eine einzige gute Straße führt vom Unterland über die Serra der Küste nach Curityba hinauf; vorläufig klettern nur noch Maulthiere mit der zu befördernden Fracht mühsam auf der schlechten Straße über Morretes oder Antonina nach Paranagua und zurück.

Wirklich, ich wüßte kaum einen District in Südbrasilien, der mit Recht so viel Nachsicht erfordert und eine so glänzende Zukunft verspricht bei rasch zunehmender Bevölkerung, wie die kaum ins Leben gerufene Provinz Paraná.

Mit der vollsten Absicht, eine solche Indulgenz überall als Maßstab anzulegen, war ich in der Provinzialhauptstadt Curityba angekommen. Daher mag es kommen, daß mich die etwa 5000 Einwohner enthaltende Stadt recht angenehm überraschte. Freilich ist nirgends etwas Großes oder gar Großartiges in ihr zu finden. Man erkennt in allem, in Straßen und Häusern und selbst den Menschen eine Doppelnatur.

Digitized by Google

Die eine ist die des alten Curityba, als es noch nicht die Hauptstadt einer Provinz, sondern der bescheidene Centralort der fünften Comarca von S.-Paulo war. Da sieht man ungepflasterte Straßen, schlechte Barackenhäuser und allerlei Wüsteneien, Ecken, Winkel und unordentliche Plätze, neben welchen gar viel Altes in Ruinen liegt, und eine entschiedene Decadenz, ein Rückschritt nicht zu verkennen ist. In der zweiten Natur dagegen drückt sich eine ganz entschiedene Regeneration aus, wenn auch gerade kein großartiger Renaissancestil hervortritt.

Seit der Ankunft des Präsidenten und des Administrationstrains hat Curityba seinen Palast. Freilich besteht er nur in einem Erdgeschoß und sieht recht anspruchslos und bescheiden, aber dennoch ganz hübsch und reinlich aus.

Für die Kriegsmacht ist ein Generalquartier gebaut worden, welches schon von fern gesehen wird und einen ganz artigen Effect macht. Als Beweis, daß diese Macht in Friedenszeiten des Mars Geschäft nicht liegen läßt, ist auch ein Gefängniß, eine Cadêa gebaut worden, aus welchem das Generalquartier ein Quartel-Geral für die Halunken gemacht hat. Die Einwohnerschaft der Cadêa soll recht zahlreich sein und eine Menge schlechten Gesindels zur Untersuchung und Strafe für Verbrechen, die zum Theil noch vor Bildung der neuen Provinz begangen waren und beim frühern Régime ungestraft begangen sein würden, als geschlossene Gesellschaft enthalten.

Dazu ist noch ein Provinzialständehaus, eine Schatzkammer, ein Lyceum und manche andere Häuser erbaut worden, kurz Curityba, das alte, ehemals ganz verkommene Nest, geht mit Macht einer neuen Entwickelung entgegen.

Und was soll ich da von den Einwohnern sagen? In einem Reisebesuche kann man sie nicht genau kennen lernen. Was man so an Population erlebt, sieht ziemlich gemischt aus, und scharfe Linien einer indianischen und afrikanischen

Digitized by Google

Genealogie treten überall hervor aus der Menge des Volks, wenn man die wenigen Tausende von Einwohnern von Curityba eine Volksmenge nennen will.

Die Crème der Gesellschaft, die Haute-Volée der Provinzialresidenz lernte ich durch eine glückliche Constellation kennen.

Der 7. Sept. ist in ganz Brasilien der Tag seiner Unabhängigkeit und wird als ein Hauptnationalfest überall gefeiert. In Curityba war ein Riesenball auf den Abend des 7. Sept. vorbereitet, und die Direction hatte die freundliche Aufmerksamkeit, mich dazu einzuladen.

Wie schwer es nun auch mir, dem eben aus einer Waldpicade glücklich angekommenen Reisenden, ward, mir den zu so feierlicher Gelegenheit nothwendigen Ballapparat zusammenzustoppeln, so ging ich dennoch und zwar mit der allergrößten Bereitwilligkeit und Freude auf das Fest. Es ward im neuen Lyceum gehalten.

Guirlanden, Schildwachen, Illumination vor dem Hause! Seidene Kleider, Diamanten, Musik, helle oder doch ziemlich helle Erleuchtung in den hübschen Sälen des Lyceums! Uniformen der Nationalgarde und der regulären Heeresmacht, Degen, Decorationen in Zimmern und Corridoren — wahrhaftig, wer von der Wildniß der Serra-Geral kommt und erst in Curityba ein ordentliches Bett wiederfindet, der kann sich doch eines freudigen Staunens nicht erwehren, wenn so diese Machonim irdischer Größe und Eleganz vor seinen Augen zusammenströmen.

Um 8 Uhr waren die Lapithen der Stadt und die hämonischen Proceres aus den Campos vollständig beisammen in der besten Eintracht, obgleich man mir behauptet hatte, daß der alte Haß von Sta.-Luzia und Saquarema unter den Westen der Curitybaner noch immer fortglimmte und vielleicht mehr als einen „Ballon" der anwesenden Damen bewegen möchte.

Digitized by Google

Der Präsident mit Familie kam und ward pflichtschuldigst begrüßt und dann die zur Feier des Tages üblichen Vivas ausgerufen. Dann las ein alter Geistlicher den jungen Leuten, die auf den Beginn des Balls ungeduldig brannten, eine lange Rede über den Werth und die hohe Bedeutung der Unabhängigkeit vor, welcher Rede einige Sonette von zwei feurigen Dichtern hintenan geschickt wurden. Ich konnte den Werth letzterer nicht schätzen, doch ist es bei tausend Vorkommnissen ein ganz besonderer Werth des Sonetts, daß es nur vierzehn Reihen enthält. Selbst bei manchen Petrarca'schen Sonetten ist mir diese gute Eigenschaft besonders wohlthuend gewesen.

Dann kam das lebensfrohe Rauschen, Flüstern, Lachen und Kosen des Balles! Iris streute ihre schönsten Farben durch die Säle; nach dem Takte der Musik, die nun allerdings ein klein wenig besser hätte sein können, flogen sie, wie in einem Kaleidoskop zierlich durcheinander.

Wol an hundert Damen in den elegantesten Toiletten waren in den Ballräumen. Eine eigentliche Schönheit war nicht dort; hübsch waren viele; liebenswürdig natürlich alle!

Die liebenswürdigen Curitybanerinnen im Saale waren eigentlich alle verheirathete Frauen. Junge Mädchen waren nur wenige dort. Kaum sind sie für den Ehestand zurechnungsfähig geworden vor dem Verlassen der Schule, so heirathen sie und wachsen dann mit ihren Kindern völlig aus. Solche der Kindheit noch nicht völlig entwachsene junge Frauen waren in mehrern Exemplaren zugegen. Eine Frau von fünfzehn Jahren sah aus wie eine gebrochene Lilie. Mir scheint sich in dem Gebrauch dieser Kinderehen eine tiefe Demoralisation zu verrathen. Mit Freuden dachte ich an die jungen Ehepaare zu Pferde im Matto do Campo-Largo: sie sahen aus, als ob sie das Heirathen gar nicht hätten lassen können, jene im Saale, als ob sie es hätten thun müssen.

Digitized by Google

Um 2 Uhr nach Mitternacht ward ein hübsches Souper servirt. Der Ball dauerte bis gegen 4 Uhr.

Die Gegenwart des Präsidenten Liberato de Mattos und die höchst liebenswürdige Weise des gebildeten Mannes trug zur Belebung des Festes ganz besonders bei. Besonders war seine Dame eine hervorstechend elegante Erscheinung und von seltener Lebendigkeit. Beide stammen aus Bahia, wo Liberato de Mattos Polizeichef gewesen war.

Unter den anwesenden Herren waren alle, mit denen ich in irgendeine Conversation gerieth, anständige und wohlerzogene Leute; ich kann wirklich nur das Allerbeste von ihnen sagen. Und wenn es mir vorkam, als ob unter den Männern und selbst unter den Frauen manche wären, denen das Festkleid nicht recht passen wollte, und als ob sie nicht in ununterbrochenem Zusammenhange mit den bessern socialen Formen und Verhältnissen zu stehen gewohnt wären, so darf ich doch nicht verhehlen, daß das Ganze mich immer seltsam überrascht hat.

Das ist das Geständniß nicht etwa nur des freundlich zur Gesellschaft eingeladenen Gastes, sondern des ganz unbefangen urtheilenden Reisenden.

Neben dieser hübschen Entwickelung einer socialen Gesittung unter den Landeskindern habe ich in Curityba nun auch die Freude gehabt unser gutes deutsches Element mit dem besten Erfolge vertreten zu sehen.

Auch gegen die Provinz Paraná hat sich seit Jahren schon ein kleiner deutscher Menschenstrom hinbewegt und sich bis Curityba und darüber hinaus gedrängt.

Als die Colonie von S.-Leopoldo ihre ersten Anfänge nahm und sich fast gleichzeitig die Colonie von S.-Pedro de Alcantara am Maruim in Sta.-Catharina bildete, geriethen auch zahlreiche Deutsche nach Curityba und wurden südlich von dieser Stadt bis zum Rio-Negro von der Landesregie-

Digitized by Google

rung angesiedelt. Der Hauptpunkt dieser ganz eigenthümlichen deutschen Colonisation ist die etwa elf Leguas von Curityba südwestlich liegende Ortschaft Lapa; es mögen immer fünf- bis sechshundert Deutsche ihr Feld bauen, ihr Vieh ziehen und ihren Maulthierhandel treiben, wodurch sie zu einer wohlhabenden Lebenslage gelangt sind.

Viele andere sind in Curityba selbst und auf ganz kleinen Pflanzstätten in der Umgegend, dem Lande, dem Rozio, umherwohnend, von wo aus sie die nach Kräften erzielten Landesproducte zur Stadt bringen. Ich kann ihre Zahl auf einige Hundert anschlagen; verschiedene von ihnen habe ich in der Stadt und selbst der Umgegend kennen gelernt.

Am zahlreichsten indeß sind in neuern Zeiten Deutsche von Donna-Francisca nach Curityba auf dem Wege von Tres-Barras hinaufgewandert, ja man kann vielleicht sagen, daß ein Viertheil der in Donna-Francisca eingewanderten Menschen nach Curityba gegangen ist und dort gearbeitet hat.

Man hat das ungünstigen Verhältnissen der Colonie Donna-Francisca zur Last legen wollen, aber nicht mit Recht.

Die ungeheuere Landesausdehnung, die Leichtigkeit der lucrativen Viehzucht, das freiwillige Wachsen der preiswürdigen Mate in den Wäldern, das alles sind Ursachen, daß die Arbeitslust in der Provinz Paraná und zunächst in ihrem südöstlichen Theile, wo sie am meisten Gewinn bringen muß, immer nur gering gewesen ist, und daß schon mäßige Anstrengungen ein schönes Resultat liefern. Fast noch einmal so bedeutend wie in Donna-Francisca ist in Curityba der Tagelohn. Junge Leute, die in der noch unter einigen lästigen Verhältnissen liegenden deutschen Colonie sich aus Mangel an Geldmitteln bei ihrem Kommen von Europa nicht gleich anfangs Land kaufen konnten, oder erst und zwar in sehr verständiger Weise sich einige Erfahrung sammeln wollten, währenddem sie als Tagelöhner zu arbeiten sich entschlossen, haben zahlreich zum

Digitized by Google

Punkt ihrer provisorischen Thätigkeit Curityba gewählt. Sie haben dort einiges Geld verdient, haben dort, was sehr bemerkenswerth ist, einige Kenntnisse der Landessprache und der Landesverhältnisse erworben und sind dann fast regelmäßig mit beiden, mit Geld und Erfahrung, nach Donna-Francisca zurückgekehrt, um sich dort anzukaufen. Trotz einiger, vielleicht und nur scheinbar existirender Geldvortheile fühlen sie sich dennoch zurückgezogen und eigenthümlich gefesselt von den Reizen der neuen deutschen Heimat im Unterlande von Sta.-Catharina Es liegt ein wunderbares Geheimniß in diesem Reize; unwillkürlich erinnert es mich an jenes: Nescio qua natale solum dulce dine captos ducit et immemores non sinit esse sui, — natale solum hier zu verstehen als Boden, in welchem und aus welchem unser Herz, unser Gemüth, Seele, Leib und Leben aufwächst und fröhlich Zweige und Blüten treibt, ein Leben unter Deutschen, in deutscher Sprache und deutscher Sitte. Hat mich doch selbst das Wesen und Regen und Treiben in jener Colonie, die nach der lieblichen Schwester des aus deutschen Wurzeln in deutschliebender Gesinnung und Gesittung kraftvoll aufgewachsenen Kaisers genannt ward, mächtiger als sonst irgendwo ein deutscher Punkt angezogen und länger als ein anderer gefesselt.

Das Treiben der in Paraná entweder nur als Arbeitsgäste vorsprechenden oder als Colonisten sich fester ansiedelnden Deutschen hat nun ganz bedeutende Aufmerksamkeit in den letzten Jahren erregt. Deutsche Colonisation, deutsche Arbeit, deutsche Gesittung! Das ist das Schwarz-Roth-Gold, was denen, die unter dem in Deutschland nicht mehr beliebten Banner dort kein Brot finden können, als Manipel dient im fernen Paraná, — Colonisation, Arbeit, Gesittung der Deutschen! Alle wohlgesinnten Söhne der neuen Provinz wünschen sie sich sehnlich herbei! An ihrer Spitze steht als eifrigster

Digitized by Google

Parteigänger des Vernichtungswerks gegen Urwald und Barbarei der Präsident selbst, Liberato de Mattos.

Um diesen Wunsch, dieses lebhafte Streben zur lebendigsten That überzuführen, wird gerade jetzt ein rüstiges Werk gethan. Ein schöner, des besten Ackerbaues fähiger District im Nordwesten der Provinz, kaum eine Tagereise fern vom Hafen von Antonina und Paranagua entfernt, wird unter Aufsicht des deutschen Ingenieurs Hauptmann von Ochcz vermessen und zur Aufnahme deutscher Einwanderer vorbereitet. Die Gegend wird nach einem sie durchströmenden Flusse Araçungi, geradeweg die Araçungi oder noch kürzer die Açungi genannt und erregt lebhaft die Theilnahme der Provinz.

Um so lebhafter muß die zu gründende Colonie Araçungi oder Açungi auch unsere Theilnahme anregen, da sie keine Privatspeculation eines einzelnen mit Menschenkräften wuchernden Flibustiers ist, wie solche leider nur zu oft aufgetreten sind unter schönem Namen und am Ende immer doch nur den Schweiß der Deutschen zu Eigeninteressen gemeint und gewollt haben. Die Colonie in der Açungi ist vielmehr eine Anlage der Regierung, eine Colonie der Provinzialverwaltung. Gelingt es letzterer, für die neue Anlage einen tüchtigen Director zu finden, so verheiße ich der Colonie eine ausgezeichnete Zukunft. Mit der größten Leichtigkeit wird sie eine ziemlich hektische Anlage, eine Privatanlage des Schweizers Perret-Gentil, welche nicht fern von der Açungi am Meere liegt, überflügeln. Der genannte, gewiß ganz wackere Helvetier konnte im Handeltreiben von Rio-de-Janeiro zu keiner glücklichen Existenz kommen. Vielleicht war die Anlage seiner Colonie nur ein kleiner coup de désespoir und bewegte sich unter sehr beschränkten Mitteln.

Eine Colonie aber muß frisch und freudig angefangen werden, an ihrer Spitze muß ein Mann stehen, der frisch und freudig den Einwanderern entgegentrete. Die da von fern kommen und den ungeheuern Riß zwischen sich und dem Ba-

Digitized by Google

terlande gemacht haben, einen Riß, eine Wunde, die kaum je verheilt, kaum je ganz vernarbt, die sollen und müssen einen Menschen, einen Mann gleich beim ersten Ankommen wiederfinden, in dem sie Herz und Hand offen, Rath und That kräftig finden, und keine Leute, die im Sturm des Lebens selbst Schiffbruch gelitten haben, und zwar einen Schiffbruch, den sie selbst verschuldeten, weil sie nicht mit Kraft das Steuer hielten, nicht mit Vertrauen zu den Sternen und drüber hinaus in den Himmel hineinblickten.

Ich würde, da ich nun einmal vom Colonisationsbestreben in der Provinz Paraná rede, einen Verrath begehen, wenn ich nicht auch einer Colonie Erwähnung thun wollte, die von einem meiner hochgeachteten und mir besonders werthen Collegen, vom Dr. Faivre unternommen ist. Der ausgezeichnete Arzt und Praktiker von Rio-de-Janeiro ward von einem bittern Lebensschmerze, wol dem härtesten im Leben eines Mannes, getroffen. In der Beglückung anderer schien er sein eigenes Glück finden zu wollen. Unter dem Schutze der Regierung und der huldreichen Protection namentlich Ihrer Majestät der Kaiserin Donna Thereza legte er im fernen „Westen", wie man die Provinzialdistricte alle gleich westlich von Curityba nennt, an den einsamen Ufern des noch vielfach von Bugres umschwärmten Ivahy eine Colonie an. Kaum kann man eine einsamere Colonie finden, kaum eine künstlichere Anlage sich denken. Vielleicht ist sie ein Abbild vom Schmerze meines wackern und geistvollen Freundes. Ich kann die Colonie Donna-Thereza nicht beurtheilen, kaum einige Notizen darüber erfuhr ich mündlich vom Präsidenten; ich glaube, daß niemand das Tomi am Ivahy genau kennt. Ganz kürzlich brachen die Sauromatischen Scythen jener Gegenden, die Bugres, in die Colonie ein, erschlugen einige Menschen und schleppten eine Frau und ein Kind mit sich fort. Einige bewaffnete Macht ist hingesendet worden, ob mit Erfolg muß der Zukunft

Digitized by Google

und Erfahrung überlassen bleiben. Doch ist Dr. Faivre vorläufig sehr trostlos.*) Ein Cazike jener Gegenden, einer jener Halunken, die bald wild, bald zahm sind je nach Vortheil, soll, wie man vermuthet, dem Feinde und Entführer nachspüren und die Geraubten ranzioniren, die Räuber züchtigen wollen. Vielleicht weiß so ein Cazike mehr darum, als wir Culturmenschen vermuthen. Vielleicht weiß er schon den Versteckwinkel der Frau, vielleicht hat er sie schon in seiner Macht, wenn er sie nicht selbst gestohlen hat, und will sich nur mehr scheinbare Mühe geben, um sein Verdienst, seinen Lohn zu erhöhen.

Solche Raubzüge, solche Menschenzüge kommen noch oft unter den Wilden vor, denn die Provinz Paraná liegt nur mit einzelnen Districten im Gebiete der Humanität und der Sitte. Ich selbst sah in Curityba zwei Ausgaben aus der Werkstatt der Brutalität. Man zeigte mir zwei ganz kürzlich angekommene Botokudenburschen. In einem Conflict mit wilden Coroados hatte ein Botokudentroß dem Feinde die Jungen überlassen müssen. Die nackten Gesellen wurden arg gemishandelt. Namentlich stieß man sie, wenn sie sich dem wärmenden Waldfeuer ihrer Eroberer nähern wollten, mit dem glühenden Brand vor den Bauch; zahlreiche Narben bekunden die Wirkung des Feuers auf dem Bauche der Gefangenen. In einem neuen Conflict der beiden wilden Tribus konnten die Jungen zurückerobert werden. Der Botokuden-Eroberer trat sie für eine Kleinigkeit, ich glaube ein baumwollenes Tuch und ein Messer, an einen Mann ab; zuletzt geriethen sie nach Curityba: gelbbraune, zellgewebsreiche, idiotische Bursche mit mongolischem Habitus, entartete Brüder der entarteten Chinesen; ein andermal bei einer zusammen-

*) Leider war mein edler Freund, als ich obige Notizen in Curityba schrieb, schon todt. Er starb am 30. August. Erst in Rio erfuhr ich sein Dahinscheiden.

Digitized by Google

hängendern Arbeit mehr von diesen Waldphantomen und Menschenschemen.

Wie gern kehre ich von ihnen zurück zu liebern Erscheinungen, die der Sitte, der Cultur, der gerade beim Anblick von düstern Brutalitätsbildern dem Reisenden doppelt lieben Humanität angehören.

Gleich nach meiner Ankunft in Curityba ward ich aufs freundlichste vom Dr. Schmidt aus Braunschweig begrüßt; schon in Rio-de-Janeiro hatte ich ihn kennen gelernt. Je mehr wir uns in Curityba kennen lernten, desto lieber ward er mir. Frisch, jugendlich und lebendig, übt er seine hippokratische Kunst mit vollem Eifer aus; allgemein besitzt er das Vertrauen und die Achtung der Curitybaner. Freilich mag sich seine aus bessern Elementen gemischte Natur oft hinaussehnen aus den Zuständen der Provinz Paraná! Dr. Schmidt ist in Heidelberg, Berlin und Paris medicinisch gebildet, und mehr als das, er hat sich auch unter dem wohlthuenden Hauche der Kunst, wie die genannten Städte ihn so vielseitig bieten, zur vollsten Humanität entwickelt. Vor seiner Abreise nach Brasilien hatte er noch Italien vielfach bereist und eine Zeit lang in Palermo gelebt. Was Wunder, wenn mein edler Freund sich oft, wie ein verbannter Grieche nach seinem Athen, zurücksehnte nach Europas glücklichern Gefilden, den einzigen, in denen edle Gesittung und Kunstsinn im nie ganz gehemmten Gange ruhig fortgewandert sind von Nation zu Nation, und als Denkstein jeglichen Schrittes Monumente an Monumente sich angereiht haben.

Ganz heimisch fühlte ich mich auch im Familienkreise des Herrn Stellfeld, ebenfalls aus Braunschweig, eines wackern, sehr wohlerzogenen Apothekers, der den schleswig-holsteinischen Krieg als Offizier mitgefochten und nach dem Verfall der dortigen Landesverhältnisse sich nach Brasilien begeben hatte. Mit einer jungen Frau aus Holstein verheirathet, in deren Hause noch



Digitized by Google

eine jüngere Schwester lebt, hat Stellfeld den guten nordischen Biedersinn sich treu bewahrt. Ich war gern dort im Hause und werde den so gutgesinnten Leuten für alle Freundlichkeit, die sie mir in ungekünstelter Zuvorkommenheit bewiesen, immer dankbar bleiben.

Und so erlebte ich denn in Curityba so manches Freundliche, so manches Angenehme, woran man beim Rückerinnern an eine Reise gar zu gern zurückdenkt. Einige kleine Langweiligkeiten, einige Hindernisse und Schwierigkeiten, die mir manchmal zwischendurch vorkamen, machen das Angenehme nicht geringer, vielmehr nur noch pikanter.

Solche Langweiligkeit erlebte ich z. B. auf dem Bureau eines Angestellten, wo ich an einem Morgen bei meinem zweiten Besuche in der Angelegenheit, die ich vorhatte, noch nicht zum Zwecke kam, während der Präsident mich, als ich mich bei ihm verabschieden wollte, schon empfing. Am 7. Sept. war Ball gewesen, am 8. Sept. war Kirchenfest, Procession und Theater, da können die Herren Angestellten unmöglich alle zur rechten Zeit am folgenden Tage in den verschiedenen Sectionen auf ihrem Posten sein. Mein Mann hatte mich speciell hinbestellt. „So macht er es immer", sagte mir der Diener in der Repartition, „nie kann man sich auf sein Versprechen verlassen!" Paciencia! Und das Zeitverlieren ist recht ein Krebs im brasilianischen Beamtenthum, ein nationalökonomischer Aphorismus, zu dessen Bewahrheitung sich große, lange Commentare schreiben ließen.

Leider war mir durch meine Picadentour von Joinville aus durch die Serra-Geral und schon früher, namentlich durch meine langausgedehnte Reise in Rio-Grande do Sul, meine Zeit besonders in Anspruch genommen worden. Gegen das Ende des September oder doch spätestens im Anfang des October mußte ich in Rio-de-Janeiro sein, bedeutende Nothwendigkeiten trieben mich dorthin.

Digitized by Google

Ich hatte mir vorgenommen, von Curityba aus nach Lapa zu reisen und von dort im nördlichen und nordöstlichen Zuge über Palmeira, Ponta-Grossa und Castro nach S.-Paulo zu gehen. Wenn auch die dortigen Gegenden nicht eben viel mir ganz Neues bieten konnten, denn sie bieten Campos, Araucarienwaldungen, Mate, Viehzucht und die ersten Anfänge einer beginnenden Cultur, so hätte ich sie doch auf dem langen Zuge von etwa hundert Meilen bis zur Stadt S.-Paulo gar zu gern durchwandert, um das volle Bild vom „Westen von Paraná" mit mir zu nehmen.

Doch hätte mir das zu viel Zeit genommen; im besten Falle hätte ich, wenn ich wirklich etwas Ordentliches sehen und erleben wollte, drei bis vier Wochen Zeit zu diesem Zuge haben müssen. Im schlimmen oder selbst sehr möglichen Falle hätte ich, wenn mir irgendein Hinderniß in den Weg gekommen wäre, aus dem mir die Indifferenz der Viehzüchter und Bewohner von den Sertaões wenig oder doch nur langsam herausgeholfen haben würde, sechs bis acht Wochen auf der Westreise von Paraná zugebracht. Ich mußte mich demnach zu einem kürzern Wege entschließen und mich zur kurzen Seereise von Paranagua nach Santos bestimmen.

Selbst die kleine, aber gewiß höchst interessante Excursion nach einer Höhle, zu deren Besuch und Rückkehr man zwei bis drei Tage braucht, ward mir unmöglich gemacht. Schon war alles zu einer forcirten Tour dorthin verabredet und fertig gemacht, als ich am Morgen des Aufbruchs auf dem obenerwähnten Bureau aufgehalten wurde. Kaum war mein Geschäft besorgt, als die von Rio mit dem Dampfpacket erwartete Post ankam und ich, um mit demselben Dampfboot von Paranagua nach Santos gehen zu können, statt meiner Grottenexcursion meine Abreise vorbereiten mußte.

Sogar die so bedeutende Sonnenfinsterniß vom 7. Sept. entging mir. Der Himmel war gerade im wichtigsten Mo-



Digitized by Google

ment mit Wolken bezogen. Es ward so dunkel, daß ich in meinem sonst so hell erleuchteten Zimmer nicht mehr schreiben konnte und Licht anzünden wollte. An einigen freiern Stellen des Himmels sind Sterne gesehen worden. Als die Sonne wieder wolkenfrei ward, war nur noch etwa ein Drittheil der Sonnenscheibe verdeckt und bot kein wesentliches Interesse dar.

Kaum brauche ich zu sagen, daß auch der 8. Sept. als ein bedeutender Marientag in Curityba allgemein gefeiert ward. An diesem Tage war besonders der Kirchplatz interessant. Dieser Platz bildet einen großen grünen Wiesenplan von viereckiger Gestalt, welcher von Erdgeschossen eingefaßt ist. In seiner Mitte steht die Hauptkirche der Stadt. Es ward gerade Messe mit Musik gehalten; die Kirche war gedrückt voll Menschen, sodaß man eben nur hineinblicken konnte. Besonders aus der Umgegend schienen viel Menschen gekommen zu sein. Die Menge der auf dem grünen Kirchplatz umherstehenden, meistens reich angeschirrten Pferde machte einen sehr hübschen Eindruck, wenn auch die meisten Reitthiere nur mittelmäßig und schlecht waren.

Mittelmäßig und schlecht sind aber überhaupt sämmtliche Thiere in der Provinz, seien es Rinder, seien es Pferde. Die Rasse ist ausgeartet und dürftig, die Behandlung des Viehes höchst unvollkommen. Im Sommer laufen die Thiere auf dem Campo umher und erhalten sich mittels des groben Grases. Im sogenannten Winter aber ist alles verdorrt und vom Nachtreif zerstört und jegliches Vieh fällt bis zu skelettartiger Magerkeit ab. Es ist ein Erbarmen, Rinder und Pferde dann zu sehen. Meistens verkriechen sie sich in Wald und Gebüsch und leben dort vom jungen Bambusrohr. Der Mensch kommt ihnen mit keiner vorsorgenden Hülfe entgegen: Stall und Fütterung kennt man hier noch nirgends; man will sich keine Mühe geben, sich keine Arbeit machen, lieber läßt man das Vieh krepiren.

Digitized by Google

Daraus entstehen nun sonderbare Vorkommnisse. In der Hauptstadt Curityba, deren Provinz wegen der Viehzucht berühmt ist, habe ich durchweg alte und selbst ranzige Butter bekommen, und zwar aus England. Der Käse, den ich sah, war aus Holland. Milch ist zu Zeiten ein theurer Artikel; Eier sind manchmal gar nicht zu bekommen, selbst Fleisch ist theuer. Will man ein Pferd miethen oder kaufen, so hängt dies von sehr glücklichen Verhältnissen ab, wenn man zum Kauf oder zur Miethe kommt, wobei die Uebervortheilung meistens ganz schnöde ist. Dabei soll viel falsches Geld circuliren, und man muß sich an allen Enden und Ecken vor Betrug hüten. Alle Augenblicke ärgerte mich die Insolidität irgendeines Menschen, irgendeines Unternehmens, irgendeines Handelns und Thuns. An allen Enden und Ecken sieht man es, daß den Leuten die Concurrenz des Fleißes, der Arbeit, des streng rechtlichen Handelns fehlt; es geht ihnen zu gut, sie sind zu übermüthig und wollen, daß es ihnen auf unsoliden Wegen noch besser gehe.

Ein gewisser Uebermuth in solcher Lage greift nun in alle Lebensverhältnisse ein. Namentlich scheint mir die Fluctuation gewisser politischer Parteien noch sehr bedeutend. Die alte Erbsünde von S.-Paulo, deren Zügellosigkeit vor Jahren zu offenem Aufstande unter geachteten Persönlichkeiten sich fortreißen ließ, ist bei der Trennung der Provinz Paraná keineswegs in der alten Stammprovinz geblieben. Sie gärt und gärt in Paraná auch fort und muß oft mit ernstern Maßregeln unterdrückt werden. Die Raschheit, womit die Curitybaner auf ihren Kleppern über die Campos dahinjagen, mag sich auch oft genug auf ihr politisches Handeln übertragen. Die Wahlen zum Senat und zur Deputirtenkammer sind höchst leidenschaftlich, ja sie haben zu blutigen Conflicten Anlaß gegeben. In S.-José, kaum einem Kirchflecken, war vor wenigen Jahren ein Wahlconflict, bei welchem in und neben

Digitized by Google

der Kirche zehn Personen ermordet und beim Einschreiten der legal bewaffneten Macht noch an zwanzig Menschen verwundet wurden. Das sind Zustände, die mit ganzem Ernst, ganzer Umsicht, ganzem Nachdruck bekämpft werden müssen. Sie sind ein Schaden in den großen Südprovinzen des Kaiserreichs. Das unstäte Pferdeleben — ich habe es gewiß mit Recht als ein Centaurenleben bezeichnet —, das ewige Viehschlachten und Salzen des rohen Fleisches, das Jagen hinter Unzen, Anten und Straußen sucht noch vielfach eine mildere Gesinnung und Gesittung niederzuhalten, und der Rio-Grandenser, der Anwohner der Campos von Paraná mag gewiß recht häufig mit viel mehr Erfolg wilde Bestien als eigene Leidenschaften bekämpfen, bei deren Anblick, deren Aeußerung der unter milderer Humanität aufgewachsene Europäer leicht etwas zurückschaudert und sich, wie das namentlich Frauen von Erziehung begegnet, nach Europa, dem wunderbaren, wenn auch in vielen Beziehungen etwas baufälligen Parthenon, der Akropolis der Gesammtmenschheit zurücksehnt. Sollten die Zeilen, die ich einmal in dem Stammbuche einer vollendet erzogenen jungen deutschen Dame fand, als sie mit ihrem Gatten, einem in Rio-Grande angestellten Offizier, nach dem Süden des Reichs von Rio-de-Janeiro aus abgehen sollte, nicht in vielen Beziehungen wahr sein, zumal vor den Augen dessen, der jene Südsituationen selbst gesehen und erlebt hat:

Willst du nach dem Süden ziehen,
Kind, laß Goethe, Byron, Tasso!
Schau, wie durch die Pampas fliehen
Wilde Gauchos mit dem Laço,
Unzen hetzend und das Ema!
Schlachten, Schlachten ist das Thema
Von des Paraná Gestaden
Bis zu blauen Cordilleren!
Wollte Gott, ich könnt' euch heute
Die Laplata-Tour verwehren
Und euch heimwärts senden, Leute!

Digitized by Google

Und dennoch liegt etwas Edles, Großes in dem Kampfe der Gesittung gegen solche Gauchoscenerien, gegen solche Emabilder, solche Unzenhetzereien. Wie langsam der vor dem Pfluge ziehende Stier auch fortschreitet, er holt doch zuletzt die Flüchtigen ein, er überflügelt sie doch zuletzt, er bewältigt sie doch am Ende. Wie hundert mal die von Europa kommenden Pioneers und Vorkämpfer der Gesittung auch müde werden und wol gar ins Lager des Feindes überlaufen mögen, der Kampf ist schon entschieden, der Sieg ist als ein unwandelbar bestimmter bereits errungen. Bis in den fernen Südwesten dringen sie vor, diese nordischen Flachsköpfe, die Stammhalter der Angelsachsen, wie sie ja, diese gewaltigen Zukunftsmenschen — nein, Gegenwartsmenschen — in ruhigem Siegeszuge allüberall hindringen. Also will es die Vorsehung in gütigem Walten! Sie hat des Hellenenthums edle Blüte, des Christenthums reife, beseligende Frucht niemals unter dem zermalmenden Hufe eindringender Mongolenrosse zertreten lassen, sie wird auch Evangelium und Kunstblühen unter südamerikanischem Himmel leiten, schützen und segnen!

Ich hatte meine Abreise von Curityba zur Küste hinab auf den 10. Sept. festgesetzt, ja ich mußte an jenem Tage abreisen, wenn ich mit dem von Paranagua über Santos nach Rio gehenden Dampfboot nach dem vorletzten Hafen gelangen wollte. Mein Wirth, Theodoro Gaspar, versprach mir die zur Reise von dreizehn Leguas bis Antonina nöthigen Thiere zu besorgen. Am 9. Sept. wurden alle Anstalten gemacht, aber vergebens waren alle Bemühungen. Die Leute haben zu ihrem Gebrauche Thiere, aber es sind eben ihre Thiere, ihre andern Naturen, die Hälften von ihnen selbst, das Geheimniß des Centaurismus in den Campos. Der Fremde kommt schlecht dabei weg, er ist gewissermaßen verrathen und verkauft, wenn er nicht sein Roß, seinen Maulesel hat; er ist nur ein Mensch, ein erbärmlicher Mensch, kein

Digitized by Google

Roßmenſch, kein Centaur. Einige Ausſichten hatte man meinem Diener, der in Curityba bekannt war, gemacht, um mir wenigſtens die Möglichkeit zur Abreiſe ausſichtlich zu laſſen. Mit Tagesgrauen des 10. Sept. weckte ich ihn und ſchickte ihn aus auf das Suchen von Eſeln oder Pferden, denn fort wollte und mußte ich, weil die Briefpoſt, das letzte Signal zum Aufbruch, am ſelben Tage zur Küſte hinabging.

Für einen ſehr bedeutenden Preis erlangte ich das, was zur Abreiſe an Thieren mir unentbehrlich war, und wir konnten ſatteln. Aber kaum konnten wir ſatteln! So mager und matt ſahen die Pferde aus, die mir beſorgt worden waren, daß ich wirklich einiges Mitleid hatte, ihnen den Sattel auflegen zu laſſen. Wirklich, je mehr ich das Behandeln der Pferde im Süden von Braſilien geſehen habe, zumal in Paraná zur Winterzeit, deſto mehr komme ich zur Ueberzeugung, daß man ein gutes Pferd nur bei meinem biedern alten Freund, dem Major von Suckow in Rio-de-Janeiro, haben kann.

Es war ein wundervoller Morgen. Dr. Schmidt, Stellfeld, mein alter Wirth Theodoro Gaſpar und noch ein wackerer Deutſcher oder vielmehr Braſilianer, von deutſchen Aeltern ſtammend, Agener, gaben mir das Geleite. So ritten wir im hellen Haufen zur Stadt hinaus.

Allüberall war der Frühling zu fühlen und zu ſehen. Kleine Oxalis von verſchiedenen Farben blühten, eine hübſche Berberitze, mehrere Syngeneſiſten, unter andern ein dem Chryſanthemum ähnliches, von gelbem Discus mit weißen Randblumen, die Pflanze an zwei Fuß hoch, an Teichen und an Wieſen wachſend; ferner eine hellrothe Mimoſe und beſonders die weithin blühenden Pfirſichbäume, dazu das Grünwerden der Campos, und beſonders um einige Mühlteiche ein lichtes Grün, Araucarienwaldungen, in der Ferne bläuliche Serren und über dem allen ein amethyſtfarbener Himmel: — ſo ritten wir in den ſchönen Tag hinein und ich war in glückſeli-

Digitized by Google

ger Stimmung, trotz des Abschieds, den ich eine Legua fern von der Stadt von meinen lieben coritibaner Freunden nahm.

Mein Curs ging östlich, bald mehr nach Norden, bald mehr nach Süden; ich passirte einige kleine Zuflüsse des Iguassu, die Gegend stieg allmählich höher, immer mehr trat die reine Araucarienvegetation hervor. Auf freiern, sonnigen Stellen blühte eine niedliche Iridee, kaum einen halben Zoll aus der Erde hervorschauend, hellgelb, mit drei äußern breitern und drei innern schmälern Blumenblättern, drei pfriemförmigen Antheren und drei schlanken Pistillen, recht eine Charakterpflanze des Feldes.

Am auffallendsten war mir übrigens ein Baum, der, wie mir der Begleiter meiner Pferde sagte, nur dort im Osten von Curityba vorkommt und den ich für Podocarpus halten muß, obwol mir nicht bekannt ist, daß diese eigenthümliche Zwischenform zwischen Laubbaum und Nadelholz in jener Gegend beobachtet ist. Die Exemplare, die ich östlich von Curityba sah, erinnerten mich zu lebhaft an einige recht stattliche Podocarpus, die ich im Garten meines Bruders in Rio-de-Janeiro gesehen hatte, als daß ich sie nicht identisch miteinander hätte halten sollen.

Beim gelinden Ansteigen der Gegend verschwand die letzte Cultur mehr und mehr, und nach einem Ritt von einigen Leguas befanden wir uns im vollständigsten Araucarienwalde, aus dessen Unterholz mächtige Exemplare jener brasilianischen Fichte still und starr emporragten. Wir ritten in stiller Einsamkeit.

Dann gab es Lärm im Walde, einen Reveilleruf der herandringenden Cultur. Bäume wurden umgeschlagen, Erde abgetragen, Planirungen gemacht; eine ziemlich zahlreiche Menschengruppe machte den ersten Entwurf eines breiten Wegs. Bald trafen wir eine zweite, bald eine dritte Gruppe, eine

Digitized by Google

ganz aus Deutschen bestehende, in welcher sogar jemand war, der mich genau von Rio her kannte, ein sonderbares Begegnen im Araucarienwalde. In einzelnen Distanzen waren Ranchos aufgeschlagen zur Beherbergung der Arbeiter.

So kam ich endlich an die Wasserscheide, wo die letzten Wasseradern westlich zum Paraná, östlich auf kürzern Wege zum Atlantischen Ocean abfließen. Ein besonderer Gebirgsabschnitt ist dort nicht sichtlich, kaum einigermaßen reitet man abwärts im schattigen Walde, vielmehr erscheint in der Ferne nach Osten ein hoher Gebirgsrücken, eine wirkliche Serra, sodaß man die Wasserscheide eigentlich noch einige Leguas weiter östlich setzen möchte.

Am ersten Flüßchen, welches mit Entschiedenheit nach Osten läuft, am Rio-do-Capivari, trafen wir einen größern Rancho, wo sogar eine Familie unter den Arbeitern wohnt. Eine blonde Frau und verschiedene flachsköpfige Kinder standen um ein Feuer, offenbar ward die Abendmahlzeit gekocht. Hier traf ich einen schweizer Ingenieurgehülfen, der mit großer Freundlichkeit mir die Gegend bezeichnete, in der ich im Rancho des ersten Ingenieurs Villalva gewiß ein Nachtquartier finden würde.

Unterdeß ward es spät. Die Sonne warf ihre letzten Streiflichter durch die Araucarien und die schon bedeutend zahlreicher werdenden Laubbäume. Immer stiller sank der Wald zur Ruhe. An einigen Stellen trafen wir Zelte von lagernden Tropeiros, vor denen ein heiteres Feuer flackerte und das Spätessen gekocht ward. Im nahen Dickicht von Taquara läutete die Glocke der „Madrinha" und zeigte die Stelle an, wo die Maulthiere der Tropa ihr Futter suchten. Männer und Thiere geben in solchem Waldleben der Scenerie den Anstrich tiefen Friedens und behaglicher Sicherheit. Hier fürchtete der Tropeiro keinen Ueberfall von Bugres mehr, das Maulthier hat nichts zu besorgen von der lauernden Unze.

Digitized by Google

Von letztern Raubthieren wimmelte sonst die Gegend. Wir trafen im Walde einen kleinen Campo, auf welchem sonst die Viehtreiber regelmäßig halt machten mit ihren Thieren. Das Hornvieh konnte hier leichter als im Walde selbst den heranschleichenden Feind kommen sehen und mit Erfolg den ersten Angriff mit dem gewaltigen Horne zurückweisen, und mit diesem ersten Zurückweisen den ganzen Feind; denn selten versucht die Unze, wenn sie nicht im ersten Sprunge des Stieres Schnauze mit der einen Vordertatze, mit der andern die Schultern packt und auf den Hinterbeinen stehend dem Ueberfallenen den Hals bricht, einen zweiten Sprung. Vielmehr geht sie, echt nach Katzenart, nach misglücktem ersten Versuche beschämt in den Wald zurück und kommt erst nach einiger Zeit zum Angriff gegen ein anderes Stück wieder.

Das Geräusch und fröhliche Treiben des Wegebauens hat aber alle wilden Erscheinungen in weitere Fernen des Waldes zurückgetrieben und die Reise von Curityba ins Unterland hinab vollkommen sicher gemacht. Ein freundliches Symbol dieser Sicherheit, dieses Waldfriedens boten mir die erste Mondsichel und die hellglänzende Venus, die in lieblicher Verschwisterung hinter den Wald hinabsanken zum Schlummer as an infant's sleep.

Da kam denn auch ich zuletzt an einen großen Rancho, an dessen Feuern sich viele Menschen bewegten und wo der Civilingenieur Saturnino Francisco de Freitas Villalva wohnte.

Mit der größten Liebenswürdigkeit gab mir der treffliche Ingenieur Obdach und brachte bei einem Manne in der nächsten Nähe auch meine beiden Leute und die Pferde unter. Dann sprachen wir besonders von seinem Wegbau über die Graciosa, wie die Gebirgsgegend heißt.

In der That ist die neue Weganlage von Antonina am Meerbusen von Paranagua nach Curityba hinauf ein höchst bedeutungsvolles Unternehmen. Die bisherige Hauptstraße, ja eigentlich die

Digitized by Google

einzige, die von Bedeutung war, ging von Paranagua über den kleinen Ort Morretes ins Oberland hinauf, war und ist bis dahin aber nur ein sehr beschwerlicher Bergsteig, auf welchem nur starke Maulthiere mit geringer Last langsam fortklettern konnten, wodurch der Verkehr mit dem Meeresdistrict und dem ganzen Oberlande im höchsten Grade beschwerlich ward.

Nach der sorgsamsten Untersuchung des Terrains hat nun der genannte Ingenieur in einer Ausdehnung von dreizehn Leguas eine neue Weglinie vom Meere bis nach Curityba hinauf geleitet, und ist jetzt damit beschäftigt, längs derselben einen höchst bequemen Fahrweg ins Oberland hinauf zu führen, durch dessen Ausführung eine ganze Provinz dem freiesten Verkehr offen stehen wird. Sechshundert Contos = 480000 Thlr. preuß. sind dazu festgesetzt worden. Im Augenblicke meiner Durchreise arbeiteten 170 Wegebauer, unter ihnen 54 Deutsche, am Unternehmen; jeder bekommt 24 Silbergroschen (1 Mlrs.) und die Kost, und dennoch fehlt es an Arbeitern. Noch mehr fehlt es an der prompten Auszahlung der Geldmittel; wenn ich nicht irre, haben die Arbeiter schon seit Monaten rückständigen Sold zu fordern.

Seit Jahren schon sitzt der ausgezeichnete und unermüdliche Villalva im Walde, fern von allen Lebensannehmlichkeiten, im dürftigen Rancho, und noch dazu mit einer kranken Frau, und arbeitet dennoch mit frischem Muthe an seinem Unternehmen, seiner Lebensaufgabe, wie denn diese Wegausführung eine Lebensfrage für das Land ist.

Lebhaft erinnerte mich Villalva's Situation an die meines leider so früh verstorbenen Freundes, des Majors Friedrich Köhler. Auch er hatte ein großartiges und schwieriges Wegunternehmen durchzuführen, auch er setzte seine ganze Kraft daran. Aber er arbeitete unmittelbar in der nächsten Nähe der Hauptstadt, mit glänzenden Mitteln und besonders unter den Augen eines Fürsten, der kein Verdienst bisjetzt unbelohnt

Digitized by Google

gelassen hat und nie lassen wird, sowie es nur zu seiner Kenntnißnahme kommt. Nicht so glücklich ist Villalva, der Brasilianer, wie Köhler, der Deutsche. Sein Unternehmen ist nicht minder schwer, aber viel ausgedehnter in seinem Raume, viel wichtiger in seinen Folgen. Die Straße von Petropolis ist ein schönes Monument für den Commandeur Köhler; ich glaube, daß der Weg in die Serra von Estrella hinauf von all den hochgestellten Personen, die alljährlich nach Petropolis ziehen, nie befahren wird, ohne daß sie einen Gedanken dem von einer unseligen Kugel getroffenen Baumeister weihen. Auf dem mindestens ebenso schönen und unbedingt segensreichern Wege Villalva's werden später meistens nur Tropeiros und Kaufleute einherziehen, denen es ziemlich gleichgültig ist, wer den Weg gebaut hat und welchen Schicksalswechsel der talentvolle, pflichtgetreue Mann dafür erlebte.

Tausendfacher Ruf von Papageien und blauen Krähen (Graios) weckte mich am 11. Sept. vor Tagesanbruch. Wozu aber so einen Waldmorgen schildern? Die Leute zogen lustig auf ihre Arbeit hinaus, ebenso lustig wie der Waldbach Rio-do-Meio unter seiner Brücke durchrauschte. Mit wahrer Freude ging ich auf dem schönen Wege vor dem Rancho auf und ab. Sogar bis dahin hatte mein freundlicher Wirth die Güte, mir meinen Morgenkaffee nachzuschicken; auch in der Serra von Paraná schmeckte er vortrefflich.

Wir ritten nach dem Frühstück fort. Villalva begleitete mich eine Strecke, um mir seinen Weg, seinen Liebling zu zeigen.

Mit wundervoller Eleganz schlingt er sich am Walde durch das Gebirge hin in großen, weiten Bogen und höchst unbedeutendem Gefälle von acht Procent an den am meisten ansteigenden Stellen. Die Fahrbahn, macadamisirt mit einer dünnen Sandschicht, ist zwanzig Palmen breit, zu beiden Seiten mit einer Steineinfassung, nach innen mit einer Wasserableitung aus Stein, welche alle funfzig Schritte mittels eines

Digitized by Google

Siebes unter dem Wege nach außen das Waſſer fortführt. Dann bleibt zu beiden Seiten noch ein kleiner Raum übrig, ſodaß vollkommen Platz zum Ausweichen überall iſt.

An einer Stelle des ſchönen Wegs zeigte mir Villalva ein Stück des alten Wegs, der von einer Höhe herab kam. Dieſe Stelle ſah aus wie eine leere Ravine; kaum begreift man, wie beladene Maulthiere ſolche Wege überwinden konnten.

Unter der Brücke des Rio-Taquari ſchoß der Waldbach mit wildem Brauſen hindurch; die vielen, zum Theil mächtigen Rollſteine in ſeinem Bett ſprechen vom wüthendſten Aufruhr zur Zeit von Gewittergüſſen und andern größern Regenniederſchlägen. Ein köſtliches Trinkwaſſer in Menge rauſcht durch die Klippen zu Thal.

Hier verließ mich mein zuvorkommender Ingenieur und kehrte zu ſeiner Tagesarbeit zurück.

Der ſteile Theil des Gebirgs, die eigentliche Serra begann. Der alte Weg iſt ſchlecht genug, obwol man ſich unverkennbare Mühe mit ihm gegeben hat. An ſchroffern Stellen und ſelbſt auf ziemlich langen ebenen Strecken findet ſich ein grobes Steinpflaſter. Oder viele Klafter weichen Lehmbodens und glatter Abhänge ſind mit Knüppeln bedeckt: man ſieht weite Strecken von ſolidem Knüppeldamm und befindet ſich im eigentlichſten Sinne des Worts auf dem Holzwege, denn manchmal ſind dieſe Knüppel verſchoben oder bereits conſumirt; es finden ſich tiefe Löcher unter ihnen, und ein unvorſichtiger Reiter läuft Gefahr ſein Reitthier ein Bein brechen zu ſehen.

Die Sonne ſtand über der Serra. Im wärmern Unterland hatte ſie feuchte Dünſte verflüchtigt. Der friſche Oſtwind trieb ſie in die Serra hinein; zu gewaltigen Maſſen wurden ſie von den Bergkuppen angezogen, bis ein ſtärkerer Sturm ſie packte und in flüchtigem Jagen die gräulichen Nebelgeſtalten mit ſich fortriß. Es war ein hübſches Wolkenſpiel oben in der Serra, ein Gehen und Kommen, ein Jagen

Digitized by Google

und Verjagtwerden in den höhern Räumen. Ringsher blühten dazu hübsche Manettia, ein legitimes Verbascum und viele elegante Fuchsien. Einzelne Waldbäche schossen in klarem Sprudel über den schmalen Weg und stürzten in die Tiefe; wie schimmernde Schaumsäulen blickten einige kleine Wasserfälle zwischen Fels und Wald hindurch, — so vertreibt sich der Wanderer die Zeit im Gebirge, während ihn der Weg oft im allerschroffsten Hange auf- und niederleitet.

Vom äußersten, höchsten Rande der Serra hat man einen prachtvollen Ueberblick über das meilenweit sich hin erstreckende Unterland, ein liebliches Chaos von Wald und Feld, Niederungen und höher aufsteigenden Hügeln, zwischen welchen im Nordosten ein schöner Fluß sich hinwindet. Gerade im Osten schien eine weite Bucht sich ins Land zu drängen; viele Inseln ragten konisch daraus hervor. Es war aber nur optische Täuschung. Die Tiefe jener Gegend war mit Wolken bedeckt, aus dem Meere der Dünste ragten inselartig einige Berghäupter hervor.

Jäh steigt der Weg hinab in die Tiefe, das Gebirge bildet einen förmlichen Schlund hier. Unten liegt die sogenannte Barreira, ein Haus, wo man Wegegeld bezahlt für die Reitthiere. Ein wilder Fluß braust hier von links her unter einer Brücke durch. Ihm gesellen sich bald noch mehrere hinzu. Auch hier liegen Rollsteine, aber von ungeheuern Dimensionen, im Flußbett. Ihre abgerundete Form beweist, daß sie trotz ihrer Masse vielfach ein Spiel des Wassers gewesen sind. Fast möchte man an der Möglichkeit, daß das flüssige, weiche Element das harte, massive umherwarf, zweifeln. Und doch leidet das keinen Zweifel. Ja ich sah Blöcke liegen, vor denen kleinere Rollsteine unter klingendem Geräusch einzeln fortgeschwemmt wurden, sodaß diese größern Blöcke fast schon durch ihr überhängendes Gewicht fortgerollt wären. Ein einziger Gewitterschauer mag den Gießbach hinreichend anschwellen und „hur-

Digitized by Google

tig mit Donnergepolter entrollt der tückische Stein wol." Wirklich, ich konnte eine Erinnerung an das berühmte αὖτις ἔπειτα des Dichters, womit er des Syssiphos nie endende Qual darstellt, auf der Brücke der Barreira nicht unterdrücken.

Jetzt war ich wieder in einer üppigen Tropenwelt, trotzdem daß sie unter 25° 30′ südl. Br. liegt. Cecropien, Palmen, Strelitzien haben längst die Araucarienwelt verdrängt; im feuchten Schatten blühen hübsche Commelynaceen und mit ihnen so manche weichlichere Pflanzenform, die keinen Reif des kältern Oberlandes mehr vertragen kann.

Ein langes Hügelvorland trennte mich noch von der Seeküste, welches von meinen magern Mähren nur sehr mühsam und äußerst langsam durchzogen ward. Wahrhaft prachtvoll ist der Rückblick auf das Gebirge, aus dem man soeben herabgestiegen ist. Besonders ist die südliche Einfassung des Gebirgsschlundes — denn Garganta nennt wirklich die Landessprache solch eine hohle Gasse —, von imposanter Form und gewaltigen Umrissen. Schroff, ja fast lothrecht steigen die Massen einige Tausend Fuß empor, mannichfach getrennt von langen Einrissen und düstere Schatten übereinander hinwerfend im Strahl der tiefersinkenden Sonne.

Ein eigenthümliches, von Gebirgen inselartig umschlossenes System bildet das Land. Die aus der Provinz von S.-Paulo in der Richtung von Nordost nach Nordwest kommende Küstenserra nimmt etwas südlich vom 25° südl. Br. im Küstenland der Provinz Paraná unter dem Namen der kurzen Serra-Negra eine westliche Richtung und lehnt sich ziemlich in einem rechten Winkel an die nordsüdlich streichende Serra-do-Mar oder Serra-Geral an, dieselbe, welche man übersteigt, wenn man von Curityba nach Antonina hinabreist. Mehrere Meilen südlich schickt diese Serra-do-Mar wieder einen kräftigen Gebirgsstrang nach Osten bis in die Nähe des Meeres, wodurch die Gegenden von Paranagua und dem Südhafen der

Digitized by Google

Provinz Paraná, Guaratuba, getrennt werden und nur mittels eines Küstenstreifs zusammenhängen.

In diesen hübschen kleinen Landesdistrict, der demnach von drei Seiten her durch Gebirge begrenzt, im Osten aber vom Meere bespült wird, hat nun eben dieses Meer eine ungemein liebliche, vielgestaltete Bucht hineingetrieben, deren Zusammenhang mit dem offenen Meere durch einige Inseln ziemlich beschränkt ist, aber immer noch genug Tiefe liefert, um Handelsschiffe zum freien Verkehr zuzulassen.

Die Tiefe der Barre, welche am meisten zur Fahrt benutzt wird, ist 30 Fuß. Die Bucht selbst liefert ausgezeichnete Hafengelegenheiten. Am südlichen Rande derselben liegt die Stadt Paranagua, an Größe und Wichtigkeit die Rivalin der Hauptstadt Curityba; am westlichsten Theile der Bai finden wir die Villa Antonina, in die ich gerade um 4 Uhr am Nachmittag des 11. Sept. einzog.

Die Villa, der Flecken, liegt für den, der aus dem Binnenlande kommt, ziemlich versteckt; man erblickt sie erst, wenn man dicht davor steht.

Nichts kann mich mehr verdrießen, als wenn die Leute Bauten, namentlich größere Bauten, anfangen und unvollendet liegen lassen, eine Geschichte, die in Brasilien recht oft vorkommt und noch von der heiligen Engracia aus Portugal herstammt.

Beim Eintritt in Antonina kommt man auf ein hübsches grünes Feld, aus welchem eine recht stattliche Anzahl angefangener Bauten: eine Kirche, Häusermauern, Pfeiler u. s. w. hervorragt. Einiges Vieh weidet im tiefen Frieden um die in der Geburt schon zu Ruinen bestimmten Mauern. Die mit Bruchstücken besetzte Fläche soll offenbar der Campo-Vaccino von Antonina sein, das alte Forum romanum, und hat frappante Aehnlichkeit mit ihm, nur mit demselben Unterschiede, der überhaupt zwischen Antonina und Rom herrscht. Bis dahin ist dieser



Digitized by Google

Unterſchied noch recht auffallend. Iſt aber erſt einmal der Appiſche Weg nach Curityba fertig, ſo kann aus Antonina auch noch eine Siebenhügelſtadt werden.

Vorläufig liegt ein hübſcher, leicht anſteigender Hügel mitten in der Stadt; auf ſeinem Gipfel liegt eine Liebfrauenkirche, die Ausſicht von dort iſt wundervoll: man überſieht die prachtvolle Bucht von Antonina, an der die Natur nicht ſparſam ihre Reize verſchwendet hat. Hübſch iſt der weite grüne Platz auf der linken Seite der Kirche.

Die Häuſer in Antonina, die fertig ſind, ſind zum Theil hübſch, ja einige unbedingt ſtattlich und prächtig, beſonders einige in der Rua-Direita. Auffallend viele aber ſind nicht fertig und machen mir meinen eben angedeuteten Verdruß. Die Gelegenheiten zu einem zukünftigen Hafen — und wenn die Straße von Curityba erſt fertig iſt, wird man an ſolchen Hafenplatz einmal denken müſſen — ſind ganz einladend; das Dampfboot von Rio-de-Janeiro kommt auf ſeinem Beſuche der Bucht von Paranagua auch nach Antonina.

So macht denn die Villa Antonina einen ganz netten Eindruck, den ich freilich länger genoß als mir recht war.

Als ich in den Ort einritt, wußte ich wirklich nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Man zeigte mir das Haus eines Schuſters, des einzigen freien in Antonina angeſiedelten Deutſchen; denn ein anderer in Antonina ſeßhafter Deutſcher war gerade damit beſchäftigt, im Zuchthaus zu ſitzen, weil er unbefugt als Arzt prakticirt hatte.

Ich wäre gern noch denſelben Nachmittag im Canot nach Paranagua gefahren, aber ein feſter Südoſtwind verhinderte das, und nun wies mich der Schuſter, da nun einmal kein Hotel im Orte iſt, nach einem Barbier hin, mit einer Anſpielung auf den Mann, daß er mir für eine Art Figaro von vornherein erſcheinen mußte.

Der Barbier wies mir ein Bett in einer Kammer hinter

Digitized by Google

seiner Barbierbude an, wo in derselben Kammer noch ein Bett stand. Das Lokal misfiel mir im höchsten Grade, doch freute ich mich an dem Gedanken, daß ich schon um 2 Uhr in der Nacht geweckt werden würde, um mit dem Landwind nach Paranagua zu segeln.

Unterdeß kamen allerlei junge Leute ins Haus, auch einige aus Paranagua, die das Haus gerade wie ein Kaffeehaus behandelten. Einer von ihnen war ein wohlerzogener junger Mann, der im portugiesischen Marinedienst in Indien und Afrika gewesen war, und die berühmte Katastrophe des Linienschiffs Vasco de Gama vor der Einfahrt von Rio-de-Janeiro am 5. Mai 1849 mitgemacht hatte. Er sowol wie einige andere Herren kannten meinen Namen; wir hatten sogar eine astronomische Unterhaltung bis gegen 11 Uhr.

Kaum konnten die Gäste im kleinen Barbierhause untergebracht werden. Mit welcher Sehnsucht dachte ich an unsere nassen, kalten Ranchos in der Serra-Geral.

Der Gedanke, bald geweckt zu werden, um eine nächtliche Fahrt im offenen Boote über den Meerbusen nach Paranagua zu machen, hielt mich zusammen, sonst hätte ich mich doch lieber bei dem deutschen Schuster und in seiner kleinen Werkstatt einlogirt. Der Vieldulder Odysseus wohnte bei einem Schweinehirten, König David logirte in einer Höhle, lauter Gründe für mich, mich nach dem göttlichen Schuster hinzuwünschen.

Um den Moment nicht zu verschlafen, wo man mich wecken würde, schlief ich nicht ein. Da ging in der Nacht das Wetter um, es stürmte und regnete die ganze Nacht; die Bucht fing an zu branden, und als ich Morgen aufstand, erfuhr ich das, was ich längst wußte, daß man bei solchem Wetter nicht die fünf Leguas über die Bucht nach Paranagua fahren könnte. Und da nun am 13. schon der Dampfer nach Paranagua und Antonina zurückkommen mußte, um



Digitized by Google

über Cananea und Iguape nach Santos und Rio zu gehen, so beschloß ich, den mich umgebenden Personen und Umständen die liebenswürdigste Seite abzugewinnen und den Dampfer zu meiner Weiterreise in Antonina abzuwarten, um so mehr, da er von dort wieder nach Paranagua zurückzugehen pflegt und einige Stunden daselbst bleibt.

Der Mangel an Hotels ist mir manchmal höchst lästig geworden, am meisten aber da, wo er mich in Berührung mit Menschen bringt, die ich nicht leiden kann. In einsamen, abgelegenen Städtchen und fernen Districten, wohin keine Reisenden gelangen, kann man kein Wirthshaus erwarten, aber in Städten an der Seeküste, an den Endpunkten von bedeutenden Handelsstraßen, sieht sich der Europäer unwillkürlich danach um und begreift nicht, wie der Speculationsgeist so gering sein kann, daß er nicht ein Unternehmen anfängt, welches entschieden Geld abwerfen muß. An meinem Ruhetag in Antonina, einem Sonntag, waren wir zu sieben Gästen beim Mittagstisch. Das Essen war ziemlich erbärmlich, Tischservice und Aufwartung sehr schlecht, wie denn das ganze Haus, ein Erdgeschoß mit einer Thür, einem Fenster nach der Straße, und daneben die Barbierbude, für die allerkleinste Familie kaum Raum gehabt hätte. Der Figaro des Hauses aber war nicht im geringsten in Verlegenheit. Nach einer Aeußerung, einer Anspielung, die er machte, kennt er im Oertchen genug Lokale, wo er junge Leute unterbringt, ganz nach Weise des alten Orientes.

Und doch auch an Griechenland und Rom erinnerte mich die Tonstrine des Mannes. Sie hätte in manches Lustspiel des Plautus und Terenz hineingepaßt. So manches Gespräch, was ich anhörte, erinnerte mich an einen Antipho und die Liebenswürdigkeit eines Phanium, der berühmten Fanny des Terenz. Bei Tische kamen Gespräche vor, die man schon bei den Deipnosophisten des Athenäus angedeutet findet, nur

Digitized by Google

mit mehr griechischer Grazie. Widerlicherweise zwang mich ein graues Regenwetter fast den ganzen Tag ruhig in einem Hause zu bleiben, wo ich kein eigenes Zimmer für mich hatte, und allem, was mir widerlich war, ununterbrochen ausgesetzt war.

Das mag der Grund sein, daß ich mich in Antonina so ungemüthlich wie sonst nirgendswo gefühlt habe, und jeden Augenblick bedauere, den ich dort länger bleiben mußte als nothwendig war.

Mit wahrer Sehnsucht sah ich der Ankunft des Dampfboots Paraense entgegen, um mit ihm auf und davon gehen zu können.

Wehmüthig stimmte mich in den letzten Tagen meiner Reise die Nachricht vom Tode des alten Bonpland. Schon in Donna-Francisca hatte ich davon gehört, hatte aber nicht mit Bestimmtheit daran geglaubt. In Curityba hatte ich die Nachricht als eine bestimmte annehmen müssen, daß er am 4. Mai auf seiner Estancia von Sta.-Anna am rechten Ufer des Uruguay gestorben wäre. So wenig Wochen vorher war ich bei ihm gewesen! Ich glaubte damals nicht, daß er noch über sechs Monate leben würde, indeß vermuthete ich doch nicht, daß kaum sechzehn Tage nach meinem Besuch er nicht mehr zu den Lebenden gehören würde.

Bonpland war die eigenthümlichste Erscheinung, die ich gesehen habe. Durch seinen Namen an den größten Namen unsers und der kommenden Jahrhunderte geknüpft, ward er vom Schicksal auf rauhern Pfaden geführt als sein großer Bundesgenosse. Dem Franzosen fehlte die Titanengewalt des deutschen Forschers. An einen Vergleich beider ist im allerentferntesten nicht zu denken. Zu der hohen Achtung, die ich zur Estancia von Sta.-Anna mitbrachte, mischte sich ein tiefes, unbeschreibliches Weh, als ich neben dem fünfundachtzigjährigen Botaniker saß und ich Ruhe gewonnen hatte, ihn zu

Digitized by Google

betrachten. Zu arg hatte der Sturm des Lebens ihn zerriſſen, zu öde war die Einſamkeit des Daſeins ihm geworden, zu fern wohnte er ab von den Wohnungen europäiſch cultivirter Menſchen. Ein einfaches Hemd und Beinkleid genügte ihm zum Anzug, ein Rancho, eine Feldhütte war ſeine Wohnung; kein eigentlicher Weg führte zu ſeiner Eſtancia; ich mußte mir den Rückweg mit dem Kompaß ſuchen. Nie werde ich ſeinen Auftrag an mich vergeſſen. Als ich ſeine tief untergrabene Geſundheit ſah und er mir von ſeinen Manuſcripten und liegengebliebenen Arbeiten erzählte, hielt ich es für meine Pflicht, ihm meine ganze Perſon, all meine Kraft zur vollſtändigſten Diſpoſition zu ſtellen: ich bot ihm alles, was ich hatte, mich ſelbſt zum Dienſt an. „Sagen Sie Herrn Kaſten (einem ſeiner Freunde in Uruguayana), er möchte mir ein Dutzend Meſſer und Gabeln ſchicken!“ Das war ſein ganzer Auftrag, und ich drang nicht weiter in ihn; denn wirklich er wollte nichts, gar nichts von mir, gar nichts vom wiſſenſchaftlichen Europäer!

Und dennoch wollte er noch ſo viel, ſo ganz viel vom Leben. In zwei Jahren ſollte ſein Garten in herrlichſter Ordnung ſein, in den dann folgenden Jahren wollte er ſeinen Campo mit Vieh füllen und dann eine große Mate-Anpflanzung anlegen. Das alles konnte er mir mit einem Ernſt, mit einer Beſtimmtheit ſagen, daß ich ihn wirklich etwas erſtaunt anblicken mußte; er litt an einer falſchen Vorſtellung: er glaubte nie ſterben zu müſſen, nur an den Tod ſchien er nie denken zu wollen!

Friede ſei mit ſeiner Aſche! Nie iſt mir beim Gedenken an einen ehrwürdigen, vor tauſend andern aus dem Daſein ſcheidenden Todten ausgezeichneten Mann dieſer Friedenswunſch ſo tief aus dem Herzen gekommen, als wenn ich an Bonpland denke. Er vor allen, gerade er iſt ein Märtyrer der Wiſſenſchaft zu nennen. Denn wahrlich, es iſt viel leich-

Digitized by Google

ter, mit Begeisterung für ein edles Forschen plötzlich zusammenzubrechen, mitten im vollen Thun und Schaffen, als so langsam, Tag für Tag, mehr und mehr, von Stunde zu Stunde der Wissenschaft absterben zu müssen; erst gefangen gehalten im Lande geistiger Versumpfung, dann aller weiterer Hülfsmittel beraubt, um weiter zu gelangen, dem Fortschritt der Zeit folgen und ihr nach altgewohnter Weise als Stern erster Größe voranschreiten zu können.

Aimé Bonpland und Virgil von Helmreichen! Die beiden Namen bewegten mich wunderbar in Sta.-Borja am Rande des Uruguay. Ich wohnte ja im selben Zimmer, wo beide gewohnt hatten, hier schnitt ich ja beider Lebensbahnen, beider Leidensbahnen. Hier sollte man mitten auf dem Platze von Sta.-Borja einen einfachen Stein errichten und nur zwei Namen ohne weitere Periphase darauf setzen: „Bonpland und Helmreichen.“ Und kommende Geschlechter werden den einfachen Wortlaut erkennen und wol mit mir ausrufen:

Friede sei mit ihrer Asche!

Digitized by Google

Digitized by Google

# Fünfter Abschnitt.

## Die Provinz San-Paulo.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Erſtes Kapitel.

Abfahrt von Antonina. — Der Paraenſe. — Joaquim Antonio de Moräes Dutra der Coroabenbändiger. — Anblick von Paranagua. — Noſſa Senhora dos Prazeres. — Cananea. — Iguape und unſer kleines Dankfeſt. — Materielle Entwickelungen bei Iguape. — Abreiſe nach Santos aus der Barre von Cananea. — Santos.

Schauderhaft war mir wirklich der Aufenthalt in Antonina. Alles war gemein, alles ordinär in dem Hauſe des Barbiers, und nirgends konnte man dieſer Gemeinheit ausweichen. Der Mann ſoll Matroſe auf einem Sklavenſchiff geweſen ſein. An der Küſte von Afrika war er offenbar genug geweſen. In ſeinem erbärmlichen Hauſe kamen die größten Erbärmlichkeiten vor: Schimpfreden über Gäſte, die nicht bezahlten, oder von Gäſten, denen man zu viel Geld abforderte. Es gingen dort ſonderbare Geſtalten ein und aus, wenn auch einige leidlich Anſtändige unter ihnen auftauchten. Wollte ich das dort Beobachtete aufs Papier bringen, es könnte ſich eine etwas ſcharfe Skizze zu einer Novelle daraus machen laſſen.

Wie ein Bote aus einer beſſern Welt kam ich, obgleich ich in Antonina niemand kannte, dennoch einem Menſchen, dem im Zuchthaus ſitzenden Doctor vor.

Digitized by Google

Der arme Teufel war ein Mecklenburger und eigentlich kein Doctor, sondern ein Leinweber, der Müller hieß. Ich nenne ungescheut seinen Namen, Müller heißen ja am Ende alle! Er hatte mit Leroy's berühmten Geschichten Handel getrieben und vielleicht dadurch die Interessen eines andern in der Villa Antonina damit Handelnden in Nachtheil gebracht. Als man ihn vor das Haupt der Municipalkammer brachte und dort seinen Legitimationsschein aus Mecklenburg nicht anerkennen wollte, hatte der Leinweber, der sich mit niemand verständigen konnte, diesen Schein vor den Augen der versammelten „Herren" zerrissen. Das war ihm nun so schlimm wie möglich ausgelegt worden. Criminaliter ward er angeklagt und sollte nun vor die nach sechs Monaten zusammenkommende Jury gebracht werden. Im Orte ist aber keine Seele, die Deutsch und Portugiesisch zu gleicher Zeit kennt. Da hielt ich es denn für meine Pflicht, den Fall an den mecklenburger Generalconsul in Rio-de-Janeiro zu melden und zu sehen, ob dem in einem scheußlichen Loche sitzenden Menschen geholfen werden könnte.

Das Loch, worin der Mensch saß, ist wirklich grauenhaft. Wie kann man nur so etwas dulden? Ueberhaupt ist die Cadêa von Antonina, das Zuchthaus, ein so echt gemeines Denkmal, daß ich keinen Ausdruck dafür finden kann. Ich habe Geduld genug mit Schwächen, Unzulänglichkeiten und Unbilligkeiten gehabt, die ich auf meiner Reise traf. Es gibt aber Zustände, die man an den Pranger der Oeffentlichkeit stellen muß. Die Cadêa von Antonina ist so ein Zustand, ein Abbild der Humanität und Gerechtigkeit der Behörden von Antonina.

Endlich zeigte sich im fernen Osten der Bucht das Dampfboot Paraense, es war am 14. Sept. gegen Mittag. Nie bin ich so gern, so freudig von einem Orte aufgebrochen, wie von Antonina. Zum Abschied ward ich vom Barbier noch tüchtig

Digitized by Google

übervortheilt, aber mehr als gern zahlte ich dem Kerl für die drei Tage seiner höchst ordinären Kneipe die geforderten 18 Mrs. (fast 14 Thlr. preuß.) und ging an Bord des Dampfers.

Dieser Dampfer gehört einer vom bekannten Kaufmann und Handelsunternehmer Ferreira angelegten Dampfschiffahrtslinie an, welche alle funfzehn Tage ein Dampfboot bis nach Desterro auf Sta.-Catharina ausschickt und auf dem Wege dahin und zurück die bemerkenswerthesten Häfen anläuft, wodurch freilich die Reise etwas lang wird, aber denen, welche jene Küsten kennen lernen wollen, manche hübsche Anschauung und Belehrung bietet, und für die Bewohner aus dem Norden der Provinz Sta.-Catharina, für die Curitybaner und für die Südpauliſten von großem Nutzen ist.

Das Dampfboot berührt Ubatuba, S.-Sebastião, Santos, Iguape, Cananea, Antonina, Paranagua, S.-Francisco und Desterro, wo es gemeiniglich nach einer Fahrt von zehn Tagen von Rio-de-Janeiro aus einzutreffen pflegt. Nach einem vollen Tage Aufenthalt daselbst kehrt es auf demselben Wege wieder zurück.

Für den Augenblick dienten zwei Schiffe auf dieser Packetfahrt: der Catharinense und der Paraense, letzteres von bedeutend besserm Ruf als ersteres.

Und doch möchte ich den Paraense den Großvater der brasilianischen Dampfschiffe nennen. Ich glaube, so lange ich in Brasilien bin, kenne ich seinen Namen. Es gehörte früher der brasilianischen General-Dampfschiffahrtsgesellschaft und fuhr als solches nach Bahia. Vom Imperator und Imperatriz ward es verdrängt und kam so zur eben bezeichneten Küstenfahrt.

Als ich den Namen Paraense hörte, als dem Schiffe gehörig, womit ich meine Reise nach Santos machen sollte, war ich auf ein höchst erbärmliches Schiff gefaßt, hatte mich aber zu meiner Freude geirrt; ja ich muß offen gestehen, daß mir der Paraense noch besser gefiel als die beiden ebengenannten

Digitized by Google

Dampfboote, mit denen ich in den Südgewässern von Brasilien gefahren war. Ich befand mich auf einem zwar alten, aber höchst soliden Casco, der vermöge seiner breiten Proportionen gut auf dem Wasser lag und ungemein leicht steuerte. Essen und Trinken war ohne jene Ostentation der andern Linie, und wie es mir schien, viel besser zubereitet. Auch war auf dem Hinterdeck des Schiffs viel mehr Platz für die Passagiere; man konnte ziemlich ungehindert hin- und hergehen, kurz ich hatte Ursache mich auf dem Paraense ganz zufrieden zu fühlen.

Sehr bemerkenswerth waren die Passagiere, die nach und nach sich einfanden schon von Antonina her.

Schon jetzt kommen die meisten Reisenden aus dem Innern der Provinz Paraná von Curityba über die Graciosa nach Antonina, und nicht mehr über Morretes nach Paranagua, wenn sie sich nach Rio einschiffen wollen, ja schon jetzt, wo erst so wenige Strecken des neuen Wegs fertig sind, deutet sich der ganze künftige Handelsweg von oben herab zur Meeresküste mit großer Bestimmtheit an, er ist der über Antonina. Daher sind denn auch die Reisenden auf dieser Seitenlinie ganz andere Menschen als die, welche von Rio direct nach Rio-Grande und vice versa nach Rio gehen. Letztere sind meistens Kaufleute aus den beiden genannten Endpunkten, welche, wenn ihre Gesellschaft ganz angenehm ist, dennoch so europäischen Zuschnitt haben, daß man als untersuchender Reisender keine Specialität an ihnen findet.

Nicht so die Gesellschaft auf dem Paraense!

Gleich der erste, den ich am Bord traf, war ein Mann, um dessen Bekanntschaft ich ganz außerordentlich viel gegeben haben würde, wenn ich sie hätte vor sechs Monaten am Uruguay machen könne; derselbe Mann, der mit Indianern den Uruguay hinabgefahren war und sich einige Tage in Sta.-Borja mit seinen Coroades aufgehalten hatte, wie ich bei Ge-

Digitized by Google

legenheit meines Aufenthalts in Sta.-Borja dieſer Expedition Erwähnung gethan habe.

Joaquim Antonio de Moraes Dutra, aus der Provinz S.-Paulo gebürtig, war ſchon vor vielen Jahren zu den letzten Grenzen der Provinz Paraná gerathen, wo ſie hinter dem Oberlande von Sta.-Catharina ſich an dem Uruguay anlehnt, gerade in jenen Gegenden, wo der Iguaſſu den Uruguay am nächſten kommt und die ehemaligen Miſſionen ihre Grenzen hatten.

Er traf hier wilde, ganz nackte Coroados in großer Menge. Dem einfachen, rüſtigen Viehzüchter und Landmann gelang es, ſich mit ihnen in den allerfreundlichſten Contact zu bringen; zu Hunderten zähmte er ſie, ſiedelte ſie an, lehrte ſie arbeiten und bildete ſo, befreundet mit dem ſchon oft beſprochenen Caziken Doble, unter etwa fünfhundert Wilden eine Halbcultur heran, die im hohen Grade originell iſt.

Von eigentlichen Sitten und Gebräuchen konnte unter dem anfangs ganz wilden Haufen kaum die Rede ſein. Ihre Sprache iſt von der der Guarani ziemlich verſchieden, wenn auch eine Menge Sprachelemente bei ihnen von jener herſtammen mag. Ja einzelne Benennungen von Hauptgegenſtänden, z. B. Menſch, Mann, Frau, ſind ganz vom Guarani verſchieden.

Als Dutra mit ihnen zuſammentraf, ſchienen ſie eine Ahnung von einem höhern Weſen zu haben, was ſie Tupé nannten. Von der Bedeutung des Guaraniwortes Tupän habe ich bei Gelegenheit von Sta.-Borja geredet. Tupé mag eben ſolche Bedeutung haben. So hatten ſie eine Muthmaßung eines Gottes über ſich, doch forſchten ſie nicht danach. Auch eine Ehe erkennen ſie an. Wenn Aeltern und Brüder eines Mädchens die Einwilligung zur Ehe geben, ſo bekommt der Bewerber ſeine Braut ohne weiteres, beſonders wenn er als ein tüchtiger Baumkletterer und Jäger bekannt iſt. Wenn auch

Digitized by Google

nur einer in der Familie gegen die Heirath iſt, ſo muß ſich der Bewerber eine andere Frau ſuchen. Ein Mann hat meiſtens mehrere Frauen, die oft untereinander ſehr eiferſüchtig ſind und ſich viel zanken, ſodaß ſie es jetzt dahin gebracht haben, daß ein Mann meiſtens nur eine Frau hat, ganz nach Art unſerer Ehen.

Alle gingen und gehen noch größtentheils vollkommen nackt, obgleich nach Dutra's Erzählungen den Frauen dieſer Wilden das allen Frauen aller Nationen angeborene Schamgefühl, die Hüften zu verhüllen, vollkommen eigen iſt. Doch nehmen ſie ſonſt keine Rückſicht, ſich irgendwie zu verhüllen, und ſelbſt junge Mädchen zeigen ohne Rückhalt alle Frauenformen, die oft ſehr ſchön ſein ſollen. Mir fielen bei Dutra's Erzählungen die beiden Schwimmerinnen bei meiner Fahrt nach dem Uruguay bei Itaqui ein.

Sonderliche Kindererziehung kommt bei ihnen ebenfalls nicht vor. Sie geht nicht über den Gebrauch von Pfeil und Lanze hinaus, denn Jagd und Streifzüge gegen Feinde, namentlich gegen die Botokuden, ſind die Hauptzüge in ihrem Leben. Auch gegen die bis zu ihnen dringenden Anſiedler unternahmen ſie Raubzüge, verbrannten die Niederlaſſungen, erſchlugen die Männer und raubten die Frauen, die dann ganz in das Leben der Wilden eingehen mußten. Wurden ſolche Frauen wieder ausgelöſt, ſo durften ſie ihre Kinder mit ſich nehmen, wenn ſie wollten. Doch hatten dieſe Frauen oft ſchon ſo ſehr die Sitten der Wilden angenommen, daß ſie bei ihnen geblieben ſind.

Durch Dutra's Einfluß hat ſich nun ſchon ſehr vieles geändert. In einem Aldeamento, einem Dorfe, wohnen ſie zuſammen, tragen Kleider, plündern nicht mehr, und man kann ſich ihnen voll Sicherheit anvertrauen, obgleich ſie gern einiges Zeug ſtehlen. Mit dieſen halbcultivirten Menſchen, in einer Flotte von acht Canots, unternahm Dutra ſeinen Zug

Digitized by Google

nach Sta.-Borja, 90 Leguas den Uruguay hinab. Er traf nirgends auf Hinderniſſe; an einer Stelle iſt ein Salto, ein Waſſerfall, doch iſt hier eine Inſel, auf deren einer Seite die Fahrt des Fluſſes von ſtatten gehen kann. Eine höchſt intereſſante Karte zeigte mir Dutra, den Verlauf des Uruguay zwiſchen dem Paſſo-Fundo bis Sta.-Borja, leider aber ohne alle Sachkenntniß gemacht, ohne Angabe der Richtung und genauer Diſtanzfeſtſtellung. Auf ſeiner Reiſe nahm er Mate zum Verkauf mit nach Sta.-Borja und kehrte, nachdem er ſeine Indianer dem General Oſorio vorgeſtellt hatte, nach ſeinem Wohnorte zurück.

Um nun in ſeinem ſeltenen Beginnen hinlänglich Schutz und Hülfe zu finden, hatte er ſich mit ſeinem Sohne und einem Coroado von zwanzig Jahren zur Reiſe nach Rio aufgemacht. Sein Sohn ſpricht vollkommen die Coroadoſprache. Der Coroado ſelbſt iſt ein Typus eines echten Indianers, eines echten China, Zug für Zug ein Vetter des großen Tribus im Himmliſchen Reiche, nur mit vollerm, fetterm Geſicht, fettem, weibiſchen Körper, kurzen Beinen und Armen, ein rechter Weibmann von oben bis unten. So hat namentlich ſeine Bruſt etwas widerlich Weibiſches, der ganze Menſch war eine ebenſo unangenehme als intereſſante Erſcheinung, wie denn alle drei Leute vom fernen Paiquere — ſo nennen die Coroados den Paraná —, mir höchſt bemerkenswerth vorkamen und ich mir nicht genug von ihnen erzählen laſſen konnte.

Neben dieſen ſeltenen Erſcheinungen aus dem „Weſten der Provinz Paraná" zog eine andere Menſchengruppe am Bord des Paraenſe meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es waren zwei braſilianiſche Offiziere mit ihren Frauen und Kindern, deren Truppencorps aus der Provinz Paraná nach dem Norden des Reichs verlegt wurden, ſodaß die bezeichneten Familien eine weite Reiſe zu machen hatten.



Digitized by Google

Lebhaft erregten ſie mein Intereſſe. Im cultivirten Europa kommen auch ſolche Truppenverlegungen vor, auch dort müſſen die Offiziersfrauen ihr Haus abbrechen und mit den Kindern dem Manne nachziehen, aber dort hat man Wege und Transportmittel bis zu Eiſenbahnen. Nicht ſo meine Reiſegefährten! Tief aus dem Innern von Goyaz waren ſie gekommen. Eine Zeit hatten ſie in Curityba im Quartier gelegen, nun ſollten ſie faſt bis zum Aequator gehen. Welche mühevolle Reiſen ſind das erſt zu Lande, auf Wegen, wo man kaum reiten, geſchweige denn fahren kann! Dann zur See, mit ſo vielen kleinen Kindern! Beide Frauen hatten, wie das bei jungen Ehepaaren ſo häufig iſt, jede ein Kind zu ſtillen; eine von ihnen hatte außer dem Säugling noch ſechs Kinder bei ſich. Von einer weitern Bedienung iſt da nicht die Rede. Die armen Frauen wurden bald ſeekrank, die Säuglinge ſchrien, die andern Kinder übergaben ſich und taumelten durcheinander. Gar liebe, gute Kinder waren es, ſo gutgeartet, wie man ſie nicht immer leicht findet; ſie halfen ſich immer gegenſeitig in ihren Aengſten und Nöthen. Und da war es denn wol natürlich, daß wir Paſſagiere, ſtatt von der Noth des kleinen Volks beläſtigt zu werden, den kleinen Schwarm gern um uns hatten und ihm halfen, wo wir konnten. Ich bewundere aber den Muth von ſolchen ziemlich dürftig geſtellten Offiziersfrauen. Sie kommen mir vor wie die Amazonen der alten Zeit. Das Reitthier iſt ihnen ein ſicheres Element geworden, auf dem ſie mit dem Kinde im Arm hunderte von Meilen zurückzulegen kein Bedenken tragen. Ja dieſe Frauen zogen es vor, eine längere Reiſe durch einſame Provinzen zu machen und mit den Kindern nachts im Freien zu campiren, als eine kürzere Seereiſe zu machen. Das Maulthier war ihnen bequemer als das Dampfſchiff.

Eine trübe Erſcheinung am Bord war ein Geiſteskranker, den ich ſchon in Curityba geſehen hatte. Auf meinen Rath

Digitized by Google

ließ die Familie ihn nach dem großen Irrenhause an der Praya-Vermelha von Rio-de-Janeiro bringen. Er befand sich meistens in einem gesonderten Raume im Vorderschiff, wo er die Mitreisenden wenig störte, obgleich sein Schreien manchmal peinigend war. Doch fühlte oder vielmehr erklärte sich keiner der Mitreisenden dadurch beschwert, wie es denn tief im Charakter der Brasilianer liegt, unbegrenztes Mitleid mit Kranken und mit Kindern zu haben.

Wir fuhren um 3 Uhr von Antonina in der Richtung von OSO. fort. Die Luft war etwas voll Höhenrauch und nur undeutlich erkannten wir die nahen und fernen Höhenzüge und Serras um die Bucht von Paranagua.

Die Bucht von Paranagua ist aber bei klarem Wetter eins der schönsten Meeresbecken, das man nur sehen kann. Zu mehreren Meilen nach allen Seiten hin ausgedehnt, ist die grüne Wasserfläche durch einzelne Vorsprünge, Bergjoche und Inseln wieder mannichfach zertheilt, sodaß bei einer Fahrt auf derselben sich die Scenerie unaufhörlich ändert. Fast könnte man das kleine Binnenmeer mit einem schweizer Landsee vergleichen.

Wir kamen gegen Abend nach Paranagua. Größere Schiffe müssen in der Distanz einer halben Meile vor der Stadt zu Anker gehen, ziemlich dicht unter einem Höhenzug, einer Hochinsel, wo der Ankerplatz sehr sicher und gut ist, wenn auch durch die Entfernung von der Stadt das Löschen und Laden etwas beschwerlich wird.

Freundlich glänzte die hübsche Stadt von drüben zu uns herüber. Doch konnte ich am Abend nicht mehr ans Land kommen, um so mehr, da in Paranagua kein eigentliches Hotel ist, wo man mit Sicherheit ein Quartier finden könnte. Auch dachte ich noch mit Schrecken an meinen Barbier von Antonina. Einige Schiffe ankerten in unserer Nähe. Sonst war die Bucht still und machte mir eher den Eindruck einer gewissen Verödung als eines regen Handeltreibens.



Digitized by Google

Und doch wird ſolch ein reges Handelstreiben, wie es ja am Ende immer auf der Bucht von Paranagua in gewiſſer Hinſicht ſchon ſtattfindet, ganz gewiß ein bedeutendes werden. Erſt in neuern Zeiten fängt die Provinz Paraná an ſich zu regen und ihre gewaltigen Kräfte zu entwickeln; erſt in neuern Zeiten denkt man an Weg und Steg ins Oberland hinauf, wie wir beim Weg über die Graciosa geſehen haben; erſt in neuern Zeiten verſucht man es, Menſchenkräfte hierher zu bringen und zur Entwickelung kommen zu laſſen. Bisher iſt es ja nur die Natur geweſen, die geſchaffen und vorbereitet hat; das Vollbringen durch Arbeit und Kunſt bleibt den kommenden Geſchlechtern überlaſſen.

Wir ſchauten am andern Morgen nach all dem Eigenthümlichen umher, was die Bucht überall zeigte. Fiſchercanots durchfurchten die Fläche; einzelne kleine Fahrzeuge brachten uns Holz zum Heizen unſers Keſſels, andere brachten einige Ladung, beſonders Reisſäcke. Am wundervollſten ſah ein großes Familiencanot aus, reactionär von der Próa bis zur Popa, von vorn nach hinten, ein Urbild der alten Zeit, die mit dem Aufhören des Negerhandels von der Küſte von Afrika in den letzten Zügen liegt und ſo Gott will unter dem Fortſchritt deutſcher Einwanderer und der Entwickelung deutſchen Landbaues bald verröchelt ſein wird. Vorn im Canot ſtanden zwei kräftige Negerinnen, welche mannhaft ruderten. Eine von ihnen hatte ein urechtes Küſtengeſicht, ſie ſtammte unbedingt noch von Mozambique her. Wunderlich ſchlotterte ein buntkattunes Kleid um die kräftige Dirne, die die überflüſſigen Falten der ihr fremdartigen Montur immer zwiſchen den Knien feſtklammerte, um beſſer ihr Ruder gebrauchen zu können. Ein rieſiger Strohhut ſaß auf dem wolligen Kopfe. Als das Canot in unſerer nächſten Nähe war, ließ ſie das Ruder ganz erſtaunt ſinken, offenbar hatte ſie nie ein Dampfſchiff geſehen, nie das Sauſen eines Dampfkeſſelventils gehört.

Digitized by Google

Neben der alten Dame im Canot, die offenbar die Senhora der Besatzung war, saßen einige Mulattinnen mit diversen Kindern von allen Hautfärbungen zwischen weiß und schwarz; eine hübsche Person that Ammendienste bei einem weißen Kinde. Hinten stand ein Neger im halben Anzug, auf dem Kopfe saß schief eine bunte Mütze, unter welcher das heiterste Halunkengesicht eines Davus verschmitzt und kreuzfidel hervorschaute. Sonst lag im Canot ein ganzer Hausstand, obenauf die unsterbliche Canna, das attische Zuckerrohr, woran man sich so gern die Langeweile hinkaut zu Lande und zu Wasser.

So zog jenes Canot langsam und sicher bei uns vorbei und landete vor einem Sitio, einem Landsitze. Die alte Dame stieg zuerst aus und fing unangenehm an zu schelten, wir konnten ihr Keifen bis zu uns herüber vernehmen.

Zug für Zug fällt dem Beobachter da der unsterbliche Terenz ein, des kaustischen Plautus gar nicht zu gedenken. Solch eine Morgenschiffahrt auf dem Busen von Paranagua ist eben so ein Genrebild wie ein neapolitanisches Fischerboot bei Sorrent, wie unser Lootsenboot in der Straße von Messina, als wir mit unserm k. k. österreichischen Geschwader zwischen Scylla und Charybdis fuhren. Wo aber ist der Hauch süßer Elegie, der zwischen Sicilien und Calabrien weht, wo die Kunde Odysseischer Irrfahrt am Busen von Paranagua?!

Um 10 Uhr dampfte unser Paraense vorwärts und dem offenen Meere entgegen. Die weite Bucht von Paranagua hängt mit dem Ocean durch mehrere Wasserstraßen zusammen, von denen jedoch nur eine, die mittlere, für größere Fahrzeuge benutzbar ist, zwischen den beiden Inseln das Peças nördlich und do Mel südlich. Diese Barre von Paranagua verlangt, wenn sie auch ziemlich gefahrlos erscheint, dennoch immer einige Vorsicht. Auf ihrer Nordostseite erstrecken sich Brandungen ziemlich weit ins Wasser hinein, während die Süd-

Digitized by Google

weſtſeite ruhiger erſcheint. Unſer Curs beim Auslaufen war SO.

Ehe man in See kommt, paſſirt man ein am Strande unter hohen Felsabhängen liegendes Fort Noſſa Senhora dos Prazeres, wol von denen das Fort „Unſerer Lieben Frau der Freuden" genannt, die von der See hineinſegeln in die Bucht und ſich dort vor der Feſtung zuerſt wieder in ruhigem Waſſer befinden, nicht von denen ein Ort der Freude genannt, welche auf dem Steinwall die Beſatzung bilden.

Denn in der That iſt das Fort Noſſa Senhora dos Prazeres ein troſtloſer Aufenthalt. Meilenweit fern liegt Paranagua, überall rauſcht die See, nirgends zeigt ſich eine Spur von menſchlicher Geſellſchaft. Auf ein vom Paraenſe gegebenes Zeichen kam ein Canot vom Fort zu uns herüber. Mit einiger Mühe erhielt es einigen Vorrath von Mais vom Dampfer und wühlte ſich dann wieder durch den Wogendrang zur Feſtung zurück.

Etwa zwölf bis ſechzehn Kanonen ſchauten vom Feſtungswall zu uns herüber, ſodaß im Nothfall die Barre vertheidigt werden kann. Ehemals war das Fort in viel ſchlechterm Zuſtande. Als in den letzten Jahren der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts die Engländer mit aller Gewalt die Sklaveneinfuhr von Afrika nach Braſilien zu unterdrücken ſuchten und mit zahlreichen Kreuzern manchen Gewaltſtreich begingen, brach auch hier ein engliſches Kriegsdampfboot ein und nahm mitten auf braſilianiſcher Bucht drei Schiffe gefangen. Bevor man aber mit der Beute in See gehen konnte, bewaffneten ſich alle Boote und Canots von Paranagua, und es kam vor Noſſa Senhora dos Prazeres zu einem Seegefecht und reſpectiven Bombardement des Forts, wobei es auf beiden Seiten zu Todten und Verwundeten kam. Mit Ingrimm zeigte mir ein Mann aus Paranagua noch die Spuren einzelner engliſcher Kugeln am Wall der Feſtung. Außer der Rechts-

Digitized by Google

verletzung schienen seine Privatinteressen in jener Zeit beleidigt worden zu sein, und die Verletzung solcher Privatinteressen ist für viele Menschen eine schärfere Herausforderung als eine Kränkung der Vaterlandsflagge.

Das möchte ich zu manchen in Brasilien angesiedelten und dort naturalisirten Portugiesen gesagt haben. Viele von ihnen mögen noch mit Wehmuth der lucrativen Zeiten gedenken, wo der Sklavenhandel mit Afrika noch florirte, und an einer Ladung Küstenneger ein Vermögen verdient werden konnte. Viele mögen noch hinüber liebäugeln nach Loanda und Inhambana! Freilich, es ging den einzelnen, den Reichen, den Grundbesitzern, den Fazendeiros damals besser mit der Sklavenarbeit. Jetzt macht ihnen der Feldbau, die Handarbeit freierer Einwanderer eine furchtbare Concurrenz. Ohne solche Concurrenz, ohne solch anerkanntes Recht einer freien Arbeit, ohne den uneingeschränkten Genuß der Arbeitsfrüchte von seiten derer, die da arbeiten, die da pflanzen, die da ernten, ist keine Kraftentwickelung in Brasilien denkbar.

Widriger Wind und eine kurze, stoßende See machte unserm Dampfer, dem, wie schon gesagt, alle Jugendkraft fehlte, seinen nordöstlichen Weg recht sauer, und fast durchweg litt man an Seekrankheit. Um 11 Uhr abends waren wir, nachdem wir einige kritische Punkte, namentlich eine kleine, isolirt im Fahrwasser liegende Insel, die Ilha da Figueira, glücklich hinter uns liegen hatten, unter den Schutz einer gegen Südosten von der Barre von Cananea liegenden hohen Insel gekommen, wo wir vor Anker gingen und die Nacht vollkommen ruhig zubrachten. Die Insel heißt mit vollem Rechte die Ilha do Abrigo, die Zufluchtsinsel, und ist allen Schiffern wohlbekannt, die nach Cananea und Iguape fahren, oder überhaupt in jenen Breiten einen Zufluchtsort suchen müssen.

Der Küstenstrich nördlich und südlich vom 25° südl. Br. ist recht bemerkenswerth. Wir finden hier eine ausgesprochene

Digitized by Google

Haffbildung. Sie beginnt etwa unter 25° 20′ südl. Br. und erstreckt sich nördlich und nordöstlich. Das untere Ende des Haffs ist ein schöner, breiter Binnensee mit salzigem Wasser, welcher durch eine ziemlich große Insel, die Ilha do Cardozo, vom Meere getrennt und mittels zwei Wasserstraßen mit ihm verbunden wird. Die südliche Straße ist die von Superagui, ein Name, den man auch manchmal der nördlichsten Barre der Bucht von Paranagua hat beilegen wollen.

Nordöstlich von der Ilha do Cardozo ist nun die eigentliche Barre von Cananea, ein gefährliches Fahrwasser. Wer vom Nordende der Ilha do Abrigo in nordwestlicher Richtung segelt, mag sich schon am hellen Tage hineinfinden. Doch ist das Fahrwasser enge und zwei Sandbänke werfen zu beiden Seiten unheilbringende Brandungen auf.

Von dieser Barre von Cananea zieht sich das Haff in nordöstlicher Richtung etwa vierzehn Leguas weiter, vom Meere getrennt durch eine lange, flache Insel, welche in ihrer Hauptmasse offenbar ein Product des Meeres ist. Am nordöstlichen Ende ist das Haff keineswegs geschlossen, vielmehr hängt es durch die Barre von Cappara mit dem offenen Meere zusammen und erlaubt eine bedingte Schiffahrt. Bei Gelegenheit von Iguape werden wir weiter davon reden.

Beim ersten Morgengrauen des 16. Sept. lichteten wir in der kleinen Bucht der Ilha do Abrigo, in welcher wir die Nacht ruhig zugebracht hatten, die Anker und gingen langsam vorwärts, in der Hoffnung, vom Lootsen in Cananea bemerkt worden zu sein und von ihm über die gefahrvolle Barre in die Bucht gebracht zu werden. Doch kam kein Lootse zum Vorschein. Einige sehr bedeutende Wellen warfen unsern alten Dampfer heftig auf und nieder, zu beiden Seiten warfen sich Brandungen auf und unsere Lage war keineswegs angenehm.

Da unternahm es der umsichtige Kapitän, sein Schiff auch

Digitized by Google

ohne Lootſen über die bedenkliche Barre zu bringen. Das Kunſtſtück war in Zeit einer Viertelſtunde vollkommen gut, wenn auch unter einiger Angſt der Mitreiſenden vollbracht. Die Brandungen lagen hinter uns, und ruhig ging der Paraenſe in die Einfahrt des Haffs von Cananea hinein, aus der eben das Lootſencanot herauskam. In vollkommen ruhigem Waſſer der Lagoa fuhren wir nördlich und ſahen bald hinter einem hohen Bergvorſprunge das Oertchen Cananea hervorkommen.

Cananea ſelbſt liegt wieder auf einer im Haff liegenden Inſel. Die Villa beſteht aus einer alten Kirche und einigen Häuſern und macht einen ziemlich kümmerlichen Eindruck. Der Ort iſt ſchon im Jahre 1500 angelegt worden, hat aber niemals einen bedeutenden Aufſchwung genommen, trotz des ſichern, ſchönen und tiefen Hafens. Das Ufer der Villa iſt etwa ſechzehn Fuß lothrecht hoch, das Waſſer am Rande deſſelben gleich ſo tief, daß größere Schiffe faſt unmittelbar an das Geſtade anlegen können. Und dennoch lag nur ein einziges Schiff neben uns vor Anker, wenn auch manche größere Canots am Ufer zu ſehen waren.

Ein großes Schiffswrack ragte dicht am Strande aus der Tiefe des Waſſers hervor. Als vor wenigen Monaten der Dampfer Conde de Aquila, das beſte Boot, was auf der Zwiſchenlinie von Rio und Sta.-Catharina fuhr, eben von Iguape nach Cananea abgegangen war, gerieth es in Brand und war nach wenigen Stunden ein vollkommener Raub des Feuers geworden. Vor den Augen der kaum geretteten Paſſagiere ſank der noch brennende Casco in die Flut hinein. Ein Rad und der Vorderbug des eleganten Fahrzeugs ragen noch heraus und bilden beſonders für die auf einem Dampfboot in derſelben Linie reiſenden Paſſagiere einen höchſt unangenehmen Anblick.

Da der Paraenſe, wie alle jene Dampfboote der Zwiſchen-

Digitized by Google

linie, die Verpflichtung hatte nach Iguape hinaufzugehen, von wo er wieder nach Cananea zurückkehren mußte, um durch die Barre daselbst wieder die offene See zu gewinnen, so blieben wir nur sehr kurze Zeit vor dem kleinen traurigen Orte.

Das Haff zwischen Cananea und Iguape ist ein schmaler Binnensee oder vielmehr ein Fluß salzigen Wassers von ungefähr zwölf Leguas Ausdehnung, welche Länge das Dampfboot in wenigen Stunden und vollkommen ruhiger Fahrt zurücklegt. Die Ufer zu beiden Seiten sind wenige Fuß hoch und von einer verwirrten Vegetation bedeckt. Auf der Festlandsseite ragen in einiger Ferne mehr oder minder bedeutende Höhenzüge heraus, während die Nährung, die Inseleinfassung, nach der See zu durchweg flach ist.

Iguape macht schon einen ganz andern Eindruck wie Cananea und ist auch seit einiger Zeit zur Würde einer wirklichen Stadt erhoben worden, während sie bis dahin nur eine Villa, ein Marktflecken gewesen war.

Als wir eben den Anker warfen, machte der Commandant eine kleine Sammlung unter uns Passagieren, wofür am Abende in der erleuchteten Kirche ein kleines Kirchenfest sein sollte.

Die Nossa-Senhora von Iguape soll nämlich ganz besonders wunderthätig sein, sodaß der Ort eine Art Wallfahrtsort geworden ist. Die wunderthätige Himmelskönigin hatte uns am Frühmorgen ohne Lootsen so gnädig durch die Brandungen der Barre von Cananea geführt, daß ihr ganz officiell dafür gedankt werden sollte in ihrer Kirche. Und jeder, der dem Himmel zu danken hatte, trug sein Scherflein gern und freudig dazu bei, und gewissenhaft versprachen wir unserm Commandanten, am Abend zur Kirche zu kommen. Unterdeß gingen wir ans Land und besahen uns die Stadt.

Eine nette, harmlose und friedfertige Stadt ist Iguape, ziemlich regelmäßig und reinlich gehalten; die 1500 Einwoh-

Digitized by Google

ner wohnen in weiß angestrichenen Häusern, von denen mehrere, ja ziemlich viele ganz schmucke und selbst prächtige Stockwerke bilden. Das schönste Haus der Stadt, ein prachtvolles Eckhaus, hat an der einen Seite funfzehn Fenster in der Reihe und acht bis neun Fenster Fronte und obenauf steht eine „Amerika" und zwei fürchterliche Löwen, alle aus Thon gebacken und grauweiß glasirt, die machen einen formidabeln Effect, und man muß ja nicht die Thonlöwen vergessen, wenn man von den Merkwürdigkeiten der Stadt Iguape spricht.

Die Einwohner grüßen ganz freundlich und scheinen ihr besonderes Vergnügen darin zu finden, die Passagiere vom Dampfboot zu betrachten, was wir ihnen gar nicht verdenken, denn die Ankunft des Riopackets ist die größte Thatsache im Leben der Iguapenser. Wir schienen ihnen ebenso sehenswerth zu sein, wie uns ihre Thonlöwen auf dem Dache vorkamen.

Nach einer halben Stunde Umhergehens kam es mir vor, als ob Iguape auf längere Zeit recht langweilig werden könnte. In einem kleinen Kaffeehause fand ich ein Billard und — was den guten Einwohnern alle Ehre macht — sogar eine kleine, aus allen möglichen Elementen zusammengesetzte Bibliothek, die einem in der Stadt bestehenden Club gehört. Die Zahl wissenschaftlicher, guter Bücher war gar nicht unbedeutend. Neben ihnen paradirten in usum Delphini verschiedene Werke heiterer Färbung, und Paul de Kock hatte auch hier das Ehrenbürgerrecht erhalten, gerade wie Clauren's Romane in keiner bildenden Leihbibliothek Deutschlands fehlen dürfen.

Ich schlenderte hinaus zum Nordostende der Stadt, wo ein Damm eine Art von Promenade bildet. Hübsche Felsengruppirungen bilden hier das Gestade und gewähren einen einsamen, wundervollen Spaziergang. Große, gewaltige Blöcke liegen dort aneinander gelehnt oder hängen übereinander hin zu einer Grottenbildung. Das steile Ufer macht einer Niederung Platz, durch deren Sumpfterrain ein Pfad von isolirt

Digitized by Google

liegenden Steinen führt. Plötzlich steht man auf einer Art von Wiese mitten zwischen hohen Waldbergen. Hinter einem einsam liegenden Gehöft plätschert ein Quell, von Menschen erscheint keine Spur; ein Canot ist aufs Land gezogen, draußen brandet das Meer, ringsher ist es sonst todtenstill, man glaubt an einem verzauberten Orte zu sein.

Und wenn man vom Meere kommend kaum den Fuß ans Land setzt, kaum sich hineinverirrt in solchen verzauberten Ort des einsamen Ufers zwischen den hohen, schroffen Waldbergen, welche Vegetation, welche herrliche Vegetation! Oben an den steilen Hängen wetteifern Myrten, Palmen und Cecropien miteinander. Auf den Felsblöcken, neben ihnen und zwischen ihnen Bromelien, Calladien, Melastomen, Lantanen, Apocyneen, Asclepien! Eine prachtvolle Erythrine hebt ihre blattlosen Zweige mit Purpurblüten hervor aus dem Gebüsch, schmachtend streckt neben der glühenden Kokette eine bleichsüchtige Begonie ihre Blumen dem Lichte entgegen, während sich eine vielblumige Malpighiacee über beide hinaus erstreckt. So ist jeder Tritt, jeder Schritt hier am einsamen Orte Freude und innige Ergötzung.

Da tönten die Glocken im Thurme der Stadt zusammen und riefen zur Terça, zu unserm Dankgebet, und ich kehrte schnell zur Stadt zurück.

Ehe ich aber zur Kirche gelangte, rannte ich an einer Ecke auf einen Bekannten los, auf den bei der Landvermessung angestellten Ingenieur von Randow, den einzigen Deutschen, den es dermalen in der Stadt Iguape gab und dessen Begegnen mir nicht nur sehr lieb war, sondern auch höchst interessant ward.

Vorläufig gingen wir zusammen zur neuen Kirche. Wenn die neue Kirche von Iguape auch noch nicht fertig ist und ihr eben deswegen, zumal in ihrem äußern Totaleindruck, alle architektonische Harmonie fehlt, so ist doch das Innere des

Digitized by Google

Schiffs sauber und reinlich bei großer Einfachheit. Die Kirche macht einen freundlichen und doch so ernsten Eindruck: ich möchte ihn einen protestantischen Eindruck nennen, wie ich einen solchen noch in keiner brasilianischen Kirche empfunden habe. Der Hauptaltar und einige kleine Seitenaltäre waren hell erleuchtet. Auch hatten sich zahlreiche Iguapenserinnen eingefunden, die in der Mitte der Kirche knieten. Vor dem Hauptaltare knieten die Passagiere vom Dampfboot.

Die Litanei ward ziemlich disharmonisch in Begleitung einer Physharmonica gesungen, doch störte dies den Kircheneindruck keineswegs; vielmehr aber störte mich ein gewisses Gaffen einzelner Knaben und Frauen nach dem Orte hin, wo ich ziemlich allein stand. Bald aber begriff ich den Grund davon. Neben mir stand der Coroado vom Bord, vom hellen Lichte der Kirche vollkommen bestrahlt, ein echter Sohn der Wildniß, und eben in solcher christlichen Kirche, in solchem Alleinstehen eine wunderbare Erscheinung. Wie eine Salzsäule reglos stand er da, in einer fast unheimlichen Erstarrung; seine schiefen, kleinen, sonst glanzlosen Augen blitzten wie die Lichter auf dem Altar; keine Miene verzog das gelbe Mongolenantlitz, aber in gewaltigern Zügen athmete der breite, fleischige Brustkasten.

Wie lange mag es her sein, daß die zahlreichen Ureinwohner des Strandes von Iguape, Botokuden oder Coroados, den ersten Europäer anstaunten, der in ihre Versammlung trat? Und nun schon, nach kaum einigen Jahrhunderten, staunten die von Europäern abstammenden Einwohner den letzten Coroado an, der, ein Fremder, eine Erscheinung, ein Mirakel auf dem Boden seiner Väter, in ihre Christenversammlung trat und an ihr erstarrte! Ich sage: den letzten Coroado, denn wohl kann ich alle noch lebendig umherwandelnden Coroados als wandelnde Leichen ansehen, als hohle Schemen, die letzten ihrer einst so mächtigen Stämme. Auch

Digitized by Google

in Braſilien iſt die Zeit der rothen Häute vorbei und die bleichen Geſichter herrſchen.

Unter Raketenſauſen und Glockenſchall verließen wir das hübſche Gotteshaus. Es war heller Mondſcheinabend geworden und die ſich über den Kirchenplatz hin zerſtreuenden Menſchen ſahen gar gut aus.

Beim Commandeur Jozé Innocencio Alvez Alvim, einem Manne von Anſehen, machte ich mit Herrn von Randow einen Beſuch. Hier wurden gar viele, zum Theil höchſt komiſche Sonnenfinſterniß-Anekdoten erzählt. Manche Leute glaubten am 7. Sept., mit der Verfinſterung der Sonne würde die Welt untergehen und bereiteten ſich mit chriſtlicher Reſignation zum Tode vor. Eine große Menge Gelübde waren der wunderthätigen Mutter Gottes von Iguape gethan worden, und es ging den Gelobenden, wie es uns an der Barre von Cananea ging, wir kamen durch die Brandungen und jene durch die Sonnenfinſterniß glücklich hindurch. Ein ſonſt ganz aufgeklärter Mann in der Stadt, dem man geſagt hatte, daß die Sonnenfinſterniß nur auf einem ſchmalen Küſtenſtreif total wäre, reiſte, um dem gräßlichen Vorfalle mit Sicherheit zu entgehen, dreißig Leguas ins Innere hinein, und rettete dadurch, wie er glaubte, ſein Leben. Ja, man hat ſogar von einigen guten Paranaguenſern behauptet, ſie hätten geglaubt, daß weil die Regierung mehrere gelehrte Herren aus der Hauptſtadt und einen eigens dazu von Paris gekommenen Aſtronomen auf einem großen Kriegsdampfer von zwei Kanonenbooten begleitet nach Paranagua, dem Hauptfocus der Sonnenfinſterniß, geſchickt hätte, die Eklipſe ein immerhin bedenkliches Ereigniß ſein müßte, deſſen Folgen jedoch von Wiſſenſchaftsmännern und nöthigenfalls mittels Kanonendonners bedeutend unſchädlicher gemacht werden könnten.

Wie viel nun auch geſcherzt werden mochte, ſo hat doch die totale Sonnenfinſterniß vom 7. Sept. einen tiefen

Digitized by Google

Schreckenseindruck auf die Küstenbewohner von S.-Paulo und Paraná gemacht, und sehr viele glauben einer großen Gefahr durch das rasche Vorübergehen derselben entwischt zu sein.

Was aber einem Reisenden nicht alles passirt! Die liebenswürdige und muntere Frau des Commandeurs erzählte mir mit unendlicher Freude von ihrem politischen Einfluß, und wie die ehemalige Villa Iguape es *ihren* Bemühungen und kleinen Machinationen verdankte, daß aus der Villa eine Stadt geworden wäre, welche nun aber auch eine eigene, gute Barre haben müßte. Und nun erhielt ich den strengen Befehl, in Rio nach allen Kräften dahin zu wirken, daß die Barre von Cappara, die den naturgemäßen Eingang zum Hafen von Iguape bildet, genau untersucht, gemessen und mit einem kundigen Lootsen versehen würde.

Das versprach ich denn auch ganz gewissenhaft und wir schieden als gute Freunde. Ich wollte an Bord zurückkehren. Da erfuhr ich denn, daß der Paraense am folgenden Morgen noch Ladung einzunehmen hätte, und unser Commandant die Morgenstunden benutzen möchte, einige Messungen der eben genannten Einfahrt zu machen. So konnte ich denn der freundlichen Einladung des Herrn von Randow, in seiner Wohnung die Nacht zuzubringen, mit dem besten Gewissen folgen, um so mehr, da ich durch einige Stunden längern Aufenthalts mich von mannichfachen Unternehmungen unterrichten konnte, welche zur materiellen Entwickelung jener Gegenden von bedeutendem Nutzen sind.

Gleich nördlich von der Barre von Cappara mündet ein Fluß, der Rio-de-Iguape, ins Meer, der, wie wenig Ausdehnung er auch auf der Karte zu haben scheint, dennoch für die ganze Umgegend von großer Bedeutung ist. Seine letzten Zuflüsse kommen aus den Bergen von S.-Paulo und Coritiba her, und jener Araçungi oder Açungi, von dessen Land-

Digitized by Google

schaft und respectiver Colonisirung ich schon geredet habe, ist eben einer seiner Confluenten.

Der vielfach gewundene Lauf des Flusses geht durch fruchtbare Gegenden hindurch, in denen außer allen andern Ackerbauproducten besonders guter Reis gebaut wird. Einige Meilen vor seiner Mündung ins Meer, an der Barre von Ribeira, die nicht gefahrlos ist, kommt der Fluß in einer landseeartigen Ausdehnung der Stadt Iguape so nahe, daß man kaum eine halbe Stunde braucht, um zu jenem Landsee zu gelangen. Ein vortrefflicher Weg führt dorthin. Eine kleine Ortschaft, ein Hafenplatz, der Porto-de-Iguape, hat sich dort fast von selbst herausgebildet. Von diesem kleinen Stapelplatz aus besorgen zwei kleine Dampfboote den Verkehr den Fluß hinauf bis zum Orte Xiririca in einer Fahrt von dreißig Leguas, und bringen aus dem Innern des Küstenlandes die Feldproducte mit, um sie in Porto-de-Iguape aufzustapeln, von wo sie dann nach der Stadt Iguape und von dort nach Rio-de-Janeiro geführt werden.

So ist denn die Gefahr der Barra da Ribeira vermieden, wie manche kleine Küstenfahrzeuge auch immer noch in den Fluß Iguape einlaufen.

Aber selbst den kleinen Landweg vom Porto bis zur Stadt Iguape hat man umgehen wollen, und hat einen Kanal vom Ufer des Haffs in den Binnensee des Flusses geführt, sodaß Canots direct von Iguape mit Vermeidung jeglicher Seegefahr in den Rio-de-Iguape einfahren und denselben hinaufgehen können. Doch sind die Ufer des Kanals noch nicht fest genug zu einer sichern und constanten Benutzung desselben. Mithin ist der kurze Landweg immer die sichere Verbindung des Flusses mit dem Meere, welche später je nach Nothwendigkeit mittels eines Schienenwegs bedeutend erleichtert werden kann. Der Boden ist fest und vollkommen horizontal bis zum Flußufer.

Bei den so schönen Vortheilen, die ein scheinbar unbedeu-

Digitized by Google

tender Küstenfluß gewährt, ist der Rio-de-Iguape es nicht einmal allein in seinem Hauptstrome, von dem eine schöne Entwickelung jener Gegend ausgeht. Ein südlicher Nebenfluß, der Jacupiranga, der wieder einen Nebenfluß, den Rio-da-Canja, aufnimmt, ist nebst jener Zuströmung für Canots schiffbar. Diese zwar nicht großen, aber höchst brauchbaren Flußgliederungen — eben deswegen höchst brauchbar, weil nicht groß und ungestüm in ihren Verläufen — schlängeln sich durch eine mäßig von Hügeln und Bergen durchsetzte Gegend von ganz besonderer Fruchtbarkeit.

Bei der Unscheinbarkeit jener Gegend und ihrer Verborgenheit hinter dem Haff und Fluß von Iguape ist das Land dort noch bis heute in den Händen der Regierung geblieben. Bei der zunehmenden Progression des deutschen Landbaus in den Südprovinzen von Brasilien indeß und einer bereits kräftiger begonnenen Auswanderung dorthin hat die „Direction der freien Ländereien", um den Anforderungen Neuankommender sogleich entsprechen zu können, südlich vom Flusse und drei Leguas westlich von der Stadt Iguape auf dem vom Canja und Jacupiranga durchspülten Territorium ein Gebiet von zwei Quadratleguas zu kleinen Sectionen vermessen lassen und die Ausführung der respectiven Arbeiten dem Herrn von Randow übertragen.

Aus den sorgfältigen von diesem deutschen Arbeiter angefertigten Aufnahmen und Karten habe ich einen Ueberblick über diese neue Colonie gewinnen können. Die einzelnen Sectionen sind 500 Brassen breit und tief und bilden demnach sehr ansehnliche Colonistengüter, besonders wenn man sie mit den kümmerlich und krankhaft kleinen Landbissen vergleicht, welche von einzelnen Landspeculanten in gewinnsüchtigem Privatinteresse an Einwanderer verkauft werden. Auf schönen, großen Landstrecken muß die deutsche Arbeit beginnen; Vater und Söhne müssen viribus unitis ihren reichlichen Boden angrei-



Digitized by Google

fen dürfen, nicht der eine dorthin, der andere dahin laufen müſſen, um ſich ein kümmerliches Stückchen Boden in einem Lande zu ſuchen, wo ſeit Jahrhunderten ſich ein noch nie angetaſteter Boden nach Entwickelung durch freie Menſchenkräfte ſehnt und förmlich danach aufſchreit.

Dieſes gleich hinter Iguape! In noch geringerer Diſtanz iſt nun in ganz gleicher Weiſe hinter Cananea, alſo an demſelben Haff, ein Territorium von zwei Quadratleguas abgemeſſen worden. Ich verdanke der Güte unſers freundlichen Landsmanns eine hübſche Situationskarte der Gegend und jenes vermeſſenen Landes. Iſt die Colonie erſt im Entſtehen und Anwachſen, ſo können beide, die Anlage von Iguape und die von Cananea, in excentriſcher Ausdehnung ſich bald begegnen und dort zuſammenwachſend einen Landesanbau von erſter Bedeutung darſtellen.

Zunächſt handelt es ſich nun darum, wo für die beiden noch getrennten und doch ſo dicht zuſammenliegenden Punkte die Empfangshäuſer für die zu erwartenden Coloniſten gebaut werden ſollen. Man ſcheint die Gegend von Cananea der von Iguape in dieſer Beziehung vorzuziehen. Freilich liegt ſie immer dichter am Seeverkehr, wenn auch kaum nur einige Stunden, denn die Schwierigkeit der Barre von Cappara, dieſem natürlichen Eingange zu Iguape, macht letztern Hafen ferner ab vom Meere liegen als Cananea.

Da mag denn jene echt patriotiſche Frau des Commandeur Alvin vollkommen recht haben, wenn ſie mir den Befehl gab, in Rio eifrig die Barre von Cappara zu beſprechen.

Als ich am folgenden Morgen (17. Sept.) an Bord gehen wollte, war unſer Commandant mit dem nöthigen Apparat zur Barre von Cappara hinausgefahren, um Meſſungen zu machen. So konnte ich mit Herrn von Randow denn noch einen Spaziergang zum „Porto de Iguape" an der Lagoa des gleichnamigen Fluſſes machen.

Digitized by Google

Schnurgerade geht die breite Straße von Iguape bis zu diesem eigenthümlichen Süßwasserhafen; eigentlich keine Straße, sondern ein langer, fester Rasenplatz, auf dessen beiden Seiten der Boden ziemlich unbenutzt in anmuthiger Melastomenwildniß und anderer vielfach wuchernder Tropenvegetation liegt, zwischen deren freiern Stellen einiges Vieh weidet. Ich kann mir nicht helfen, man sieht dem Landstrich die Faulheit der Besitzer an. Auf dem lockern Boden könnte wundervoll Manioc und Aipim mit eigenen Händen und unter hübschem Gewinn gebaut werden. Statt dessen aber kauft man lieber den Reis, der den Fluß hinunter kommt und treibt in der Stadt allerlei Schachergeschäfte und Vendenwirthschaft. Andere ziehen es vor, im Canot den ganzen Tag unter einem modificirten dolce far niente Fischerei zu treiben und gesalzene Fische zu dörren, fast nach Art der nordischen Stockfische, nur in kleinerm Maßstabe. Der Landbau ist den Leuten allerwege noch immer zu mühsam, obgleich sie ihm seinen Werth, seine hohe Bedeutung gar nicht abstreiten, sondern vielmehr den Erfolg einer freien Landarbeit vollkommen einsehen. Sie sind selbst neidisch auf die Arbeit deutscher Einwanderung.

Eine hübsche, stille Morgenscene traf ich am „Hafen von Iguape". Ein Dampfboot lag am Ufer, dicht neben ihm ein Küstenfahrer. Einzelne Canots zogen durch den Spiegel des Landsees, dessen jenseitiges Ufer noch im Morgennebel steckte. Krähende Hähne verriethen aber auch nach dorhin Menschenwohnungen. Hoch über den weißen Dunstmassen ragten einzelne Waldhöhen hervor und glänzten thautriefend im Morgenstrahl.

Den Hafenplatz selbst bilden mehrere zum Theil hübsche Häuser und Waarenmagazine. Natürlich ist alles erst noch im Anfang, noch im Werden. Ueberall vermißt man noch Menschenkräfte, frei arbeitende Menschenkräfte, aber überall sieht man, was werden könnte, müßte und würde, wenn Menschen kämen.



Digitized by Google

Auch den kleinen Kanal unterſuchte ich. Fürs erſte mag es ſchwer ſein, ihn ſtabil zu machen: ſeine Ufer ſind ſandig und ſinken bei der Neuheit der Vertiefung noch immer leicht nach, zumal wenn der gewöhnliche Waſſerſtand um ein weniges höher ſteigt. Doch iſt er mit Canots zu benutzen. Bei größerer Verkehrsentwickelung würde ich immer einen Schienenweg zu Lande vorziehen.

Stundenlang mußten wir am Bord auf unſern Commandanten warten. Ein ziemlich ſtarker Südoſtwind wehte; hinter der Nährung hörten wir die See ſtärker branden, und wir wollten uns ſchon Sorge um unſern Schiffsführer machen, als ſein Boot im Norden von uns um die letzte Biegung der Nährung herumruderte.

Offenbar hatte ſich ſeine nautiſche Ambition lebhaft geregt. Schon einmal hatten die beiden Dampfſchiffe dieſer Zwiſchenlinie, der Catharinenſe und der Conde de Aquila, die Barre von Cappara zur Einfahrt in das Haff von Cananea und Iguape benutzt und ſich dadurch einen Weg von 28 Leguas vollkommen erſpart. Vielleicht kannten die Führer jener beiden Schiffe die Barre beſſer, vielleicht fand gerade eine volle Flut ſtatt, ich kann es nicht ſagen, genug, die Möglichkeit, jene Barre zu paſſiren, war gegeben und bewieſen.

Unſer Commandant hatte $2^1/_2$ Faden Waſſer gefunden, doch war ihm die Einfahrt, der Kanal der Barre zu gewunden vorgekommen, als daß er hätte wagen mögen, ſie mit dem Paraenſe zu befahren, ſodaß wir wieder nach Cananea abdampfen mußten. Und am Ende war das höchſt verſtändig, trotz eines Umwegs von 28 Leguas, der uns daraus erwuchs. Denn wenn der Paraenſe, ein alter Kaſten, gerade ſo alt, wie jener Reitermantel im berühmten „Mantellied", beim Auslaufen nur einmal tüchtig auf eine feſte Sandbank ſtieß, ſo war er gewiß wrack und wir in ſehr precärer Lage.

So gingen wir denn um 3 Uhr nachmittags von Iguape

Digitized by Google

in friedlicher Binnenschiffahrt fort. Gegen Abend mußten wir an einem Punkte halt machen, um Brennholz einzunehmen. Dieser Aufenthalt ward langweilig. Ich ging schlafen und als ich am folgenden Morgen erwachte und meine Deckscabine öffnete, strahlte ein goldiges Morgenroth über Cananea.

Einige etwas monotone Morgenstunden vergingen uns vor dem alten Nest, doch ergötzte uns das kleine Treiben am Ufer und auf dem Wasser. Wenn großartige Erscheinungen fehlen, so freut man sich schon an einer Gruppe spielender Kinder, an Fischen, die aus dem Wasser springen, und Möven, die nach ihnen jagen. Ich hatte in Iguape eine große, aber schwer am Kopfe verwundete lebende Mydasschildkröte gekauft, von der ich mindestens das Schild retten wollte. Der Fischerjunge aber verdarb mir die Bauchbedeckung des großen Thieres und ich konnte nur die Rückendecke gewinnen.

Solch ein Rückenschild ist wirklich wie ein kleiner Meeresstrand, ein kleines zoologisches Museum. Cirripedien und Bivalven sitzen in Menge auf ihm; zwischen diesen halten sich im anklebenden Schlamm zahlreiche Seeanneliden versteckt. Zoophytische Formen kommen in feinerer Bildung ebenfalls vor nebst einigen zarten Seepflanzenbildungen, fast wie feine, gegliederte Ceramien! Als ich im Jahre 1855 unter französischer Kriegsflagge von Rio nach Brest segelte, ergötzte uns im Sargassomeer vielfach das Auffischen einzelner Fucuspartien mit ihren Legionen von Anthozoen und andern Bewohnern, über welche mein edler Freund Burmeister in derselben Gegend so sinnige Betrachtungen angestellt und sie in seinem „Ocean" so abgerundet dargelegt hat. Was würde jener hervorragendste Zoologe Deutschlands und vielleicht unserer ganzen Jetztzeit zu meiner Schildkröte gesagt haben? Denn wirklich war sie das vollendetste Exemplar, was ich in epizoischer und epiphytischer Beziehung gesehen habe.

Um 11 Uhr verließen wir den eigenthümlichen Binnensee

Digitized by Google

von Cananea und Iguape, und der Lootſe brachte uns über die Barre und ihre Brandungen hinaus ins offene Meer bis nördlich von der Ilha do Abrigo. Sein und ſeiner beiden Genoſſen kleines Canot war am Paraenſe aufgewunden. Man ließ es hinab. Mit großem Geſchick gelangten die Piloten in daſſelbe hinab und entfernten ſich ſehr glücklich vom ſtampfenden Dampfboot. Im nächſten Augenblick war das Segel geſpannt und der ausgehöhlte Myrtenſtamm hüpfte geſchickt wie eine echte Thalaſſidrome dahin auf der wogenden Fläche, ſcheinbar oft tief vergraben in der Salzflut und von manchen gutmüthigen Paſſagieren mit vielen Angſtrufen begleitet.

Wir gingen in nordöſtlichem Curs längs der ferner tretenden Küſte bei einem wundervollen Wetter. Ein leichter, halbfriſcher SSO-Wind ſpannte mit halber Kraft zwei von unſern Segeln, eine unbedeutende See hob den Dampfer leicht auf und nieder, und unſere Freude an dem herrlichen grünen Element, aus welchem die nebeligen Umriſſe ſchöner Höhenzüge im Nordweſt hervorragten, ward durch nichts geſtört. Wir konnten, als wir am ſpäten Nachmittag die ferne Küſtenbildung von Iguape auf der Nordſeite der Barre von Cappara erkannt hatten, mit einiger Wahrſcheinlichkeit unſere Ankunft in Santos auf den folgenden Frühmorgen feſtſetzen. Und heiter gingen wir alle zu Bett.

Ein ſchwer rollender Donnerſchlag weckte mich um Mitternacht. Ringsher zuckten die Blitze hinab in den Ocean, und ein heranbrauſender Nordoſtwind zeichnete ſchärfer den Meereshorizont in der halbdunkeln Mondnacht. Langſamer, aber auch in größerer Dimenſion ſtieg unſer Dampfer auf und nieder. Es war nichts, ein Gewitterſturm auf der See, etwas, was auf allen Seereiſen vorkommt. Und doch geſellte ſich die Sorge zum Gewitterſturm. Der Dampfer war ein alter Rumpf, man durfte ihm wirklich nicht allzu viel zumuthen. Zudem war der Wind gegen uns, und um unſere Sorge

Digitized by Google

vollkommen zu rechtfertigen, befanden wir uns gerade auf der Breite und Höhe einer Gegend, die bei Nacht und Nebel den in jener Gegend Segelnden gefährlich ist.

Etwa zehn geographische Meilen südlich von Santos liegt im Meer eine zweigetheilte Felsgruppe, As-Queimadas genannt, nach welcher sorgfältig ausgeschaut werden muß, wenn man Menschen und Güter nicht in Gefahr bringen will. Genau dort mußten wir uns befinden. Mit halber Kraft ging der Paraense, nach allen Seiten ward geschaut, aber ein dichter Regen rauschte herab, der uns in die untere Cabine trieb.

Ein wunderbares Werkzeug ist die Magnetnadel, wunderbar unter der Erde, mitten im Walde, mitten in der Sturmnacht auf dem Meere, mitten auf den amerikanischen Grasebenen. Ich saß in der Kajüte, vor mir meine Karte und mein Taschenkompaß, er zeigte ONO. Dann wandte er oder vielmehr unser Fahrzeug sich in einem sichern Halbbogen nach SW. und sagte mir so mit großer Bestimmtheit unten im Schiff, daß man oben vom Mast aus die Queimadas gesehen hätte gerade im Curs des Fahrzeugs und ihnen so weit aus dem Wege ginge.

Und so war es. Nicht fern vor uns konnte man beim Zucken der Blitze den verhängnißvollen Felsen der Kleinen Queimada sehen. Ein dichter Platzregen schlug die See nieder nnd um 2 Uhr legten sich die Passagiere wieder zum Schlafen hin.

Das Gewitter dauerte mäßig die Nacht fort. Beim Tagesanbruch ward es heftiger. Schlimmer stürmten die Elemente auf uns ein, aber schon traten wir der schützenden Bucht immer näher, schärfer gezeichnet ragten schroffe Gebirgsumrisse aus den Wolken hervor, und auf ruhig rollender See liefen wir ein in die Bucht von Santos!

Allerdings ist die Einfahrt in die Bucht von Santos bemerkenswerth wegen ihrer Naturschönheit. Oestlicherseits er-

Digitized by Google

heben sich die Höhen und zum Theil Felshöhen der großen Insel S.-Amaro, während westlich hin ein flacherer und grünender Boden den Meeresarm einschränkt. Nach dort hinüber sieht man auf einer schönen Höhe eine weiße Kirche schimmern, die Kapelle von Monteserrato, an deren Fuß nachher Santos liegt.

Vor einer an schrägen Felsabhängen klebenden Festung wird das kommende Fahrzeug angerufen und dann besichtigt. Immer bewohnter erscheint das grüne Gestade, hinter welchem in der Entfernung einiger Meilen wie ein mächtiger Festungswall die Serra von S.-Paulo sich hinerstreckt. Endlich biegt man gegen Osten um und hält vor dem in einem langen Zuge längs des Ufers sich hinziehenden Santos. Ich verabschiedete mich von meinen Reisegefährten und ging ans Land.

Santos ist als der Haupthafenplatz der großen Provinz S.-Paulo in der Handelswelt und sonstigen Lesewelt gewiß zu bekannt, als daß ich nöthig hätte Genaueres darüber zu melden.

Die Stadt hat ungefähr 7000 Einwohner. Sie erstreckt sich längs der Bucht von SSO. nach NNW. in einer ziemlich bedeutenden Längsausdehnung ohne große Breite. Einige, ja selbst viele Häuser sind hübsch und stattlich; manche Straßen gerade und breit, aber im ganzen ist Santos ziemlich weit hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben. Daß eine Stadt von 7000 Einwohnern keine Paläste und große Dome haben könne, ist sehr begreiflich. Ich will vielmehr zugestehen, daß Santos einige würdige öffentliche Baulichkeiten, Kirchen, Klöster u. s. w. hat, wie man sie kaum in einer so kleinen Stadt erwartet. Ganz etwas anderes meine ich hier, etwas ganz Besonderes muß ich hier tadeln.

Man steige mit mir einmal den steilen Berg zur Kirche von Monte-Serrato oder Montserat hinauf. Ein liebliches Bild, ein fast majestätisches liegt unter uns. Im Süden und Südosten liegt das duftende Meer. Sein Arm zieht sich wie

Digitized by Google

ein geſchlängelter Fluß hinein ins Land, erſt nördlich, dann nordweſtlich und bildet mannichfache Buchten und ſchmale Einſchnitte. Aber die nächſte Einfaſſung des ſchmalen, von wenig Strom, von wenig Flut und Ebbe bewegten, von wenigen Winden beſtrichenen Meerbuſens iſt ein flaches, moraſtiges, ſumpfiges Land, um welches ſich dann in ſehr großer Nähe eine ſchroffe Serra und einzelne hohe Berge herumziehen.

Wie anmuthig nun auch die Landſchaft ſein mag, die man von der Höhe von Montſerrat herab überſieht, ſo kann man ihr dennoch das Attribut einer geſunden Gegend nimmermehr zugeſtehen. Vielmehr bildet ſie einen engen Keſſel mit allen Ingredienzien, aus denen die Tropenſonne eine Menge von Infectionsſtoffen herausſchmoren kann.

Und dabei kommen ihr die Menſchen denn auch redlich zu Hülfe. Vom Berge herab erblickt man faſt in allen Höfen und Gärten moraſtige Stellen, ſchmuzige Gräben, verſumpfte Lachen ſtehenden Waſſers. Das iſt aber noch gar nichts oder doch nur bitter wenig.

Die Blüte der Schweinerei findet ſich am Strande, am Quai der Stadt. Hier kann einem wirklich der Verſtand ſtill ſtehen. Ueberall Schmuz, überall Geſtank, überall Ecken und Winkel mit faulenden Stoffen! Und dann beklagen ſich die Leute noch darüber, daß ſie ſo arg vom Fieber heimgeſucht werden! Welch einen herrlichen Boden muß der hier einmal eingeſchleppte Fieberkeim finden, wie ſicher, wie ſchwer muß hier jede nicht acclimatiſirte Natur von der gelben Peſt ergriffen werden! Wie entſetzlich ſchreckte noch im Jahre 1850 das bloße Wort: Gelbes Fieber den braſilianiſchen Continent! Und heute, nach kaum ſieben bis acht Jahren, baut man der Göttin Febris einen Tempel und pflegt ihre Myſterien mit Gewiſſenhaftigkeit im Uferſchmuz von Santos.

Als mich vor meiner Abreiſe von Rio Se. Excellenz der Herr Miniſterpräſident Marquis von Olinde um Rath fragte,

Digitized by Google

mit welchen Mitteln und Verfahrungsweisen wol das gelbe Fieber, mein bitterer Feind und Widersacher seit Jahren, von den brasilianischen Küsten fortgetrieben werden könnte, da glaubte ich an die Möglichkeit solcher Austreibung und gab einiges dahin Gehörige an, aber damals dachte ich nicht, daß in einer bekannten Handelsstadt innerhalb des Gelbfieber-Rayons solche stinkende Schmuzansammlungen geduldet würden.

Erst muß Santos schwer gezüchtigt werden für seine Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit, ehe es verdient, seine Gelbfieber-Geisel los zu werden, und ehe ein reisender Arzt irgendetwas Gutes von der Stadt sagen darf.

Die Handelsbewegung in Santos ist ziemlich bedeutend, obgleich ich selbst eigentlich nichts Bedeutendes davon erlebte. Im Hafen lag eine norwegische Brigg, zwei Dampfboote und eine alte, total rasirte Barke, sonst war von einem Mast nichts zu sehen, was mich eigenthümlich befremdete. Und doch auch das nicht. Denn ein gewissenhafter Schiffskapitän wird, wenn er nur einmal den saubern Strand beim Zollhause u. s. w. betritt, nichts Eiligeres zu thun haben, als seine Papiere zusammenzupacken und wieder davon zu gehen, um nicht seine Leute in Lebensgefahr zu bringen.

Der Haupterportartikel von Santos für das Ausland ist immer Kaffee. Es werden im Jahre etwa 160000 Sack ausgeführt. Andere Artikel: Zucker, Taback u. s. w., gelangen zu keiner Bedeutsamkeit. Mit den regelmäßig fahrenden Dampfern gehen Nahrungsmittel nach Rio, besonders soll eine Menge von Speck auf diesem Wege nach Rio-de-Janeiro gelangen.

Der Import aller möglichen europäischen Fabrikate geschieht zum Theil auf directem, viel mehr aber wol auf indirectem Wege über Rio-de-Janeiro, dessen mächtige Handelsausdehnung offenbar etwas auf Santos drückt und diesem Handelsort zweiter Klasse im Wege steht.

Digitized by Google

Von der größten Wichtigkeit für Santos ist sein lebhafter Dampfschiffahrtsverkehr mit Rio-de-Janeiro. Kaum mögen drei Tage vergehen, daß nicht ein Dampfboot von dort käme und nach dorthin abginge. Der Personenverkehr ist bedeutend wegen der Stadt S.-Paulo und der ganzen Provinz, deren Einwohner den Weg von 24 Stunden zur See dem ermüdenden Landweg von zwei bis drei Wochen nach Rio immer mehr und mehr vorziehen.

Genauere Darstellungen all dieser Handels- und Schifffahrtsverhältnisse muß ich spätern Gelegenheiten aufbewahren, falls sich mir solche einmal in der Zusammenstellung eines statistischen Werks über Brasilien bieten sollten.

Auch ein Stadthospital hat Santos. Es mag für den Gebrauch der kleinen Stadt ausreichend sein, läßt aber immer noch vieles zu wünschen übrig. Besonders liegt es zu dicht gegen den Berg von Montserrat angeklebt und kam mir eben deswegen ziemlich dumpf vor. Krankheiten, deren Emanationen für andere schädlich werden können, scheint man nicht abzusondern. Ich fand in einem Saale Pockenkranke mit andern Kranken untermischt. Freilich ist es noch gar nicht lange her, daß wir in Rio dieselbe Maxime befolgten.

Menschen habe ich nur wenige in Santos kennen gelernt. Ich hatte die Freude, frühere Bekannte wiederzusehen, unter denen ich mit Freude und Dankesäußerung die Herren Wedekind und Dr. von der Meden hervorhebe. Letzterer übt mit Eifer und Umsicht die hippokratische Kunst in Santos aus. Seiner Gastlichkeit verdanke ich einen angenehmen und friedlich-stillen Aufenthalt im schönen Hause des guten Doctors, dessen Familie auf dem Lande abwesend war.

Den einen oder andern Besuch von neuen Erscheinungen erlebte ich ebenfalls, manchen recht freundlichen und erfreulichen. Doch scheint es mir, daß man lange in Santos leben muß, um sich irgendeines angenehmen socialen Umgangs er-

Digitized by Google

freuen zu können, obgleich mir ins Ohr geflüstert worden ist, daß Santos ein schauderhaft langweiliges, in geselliger Hinsicht ton- und farbloses Nest sein soll, und desto mehr so erscheint, je länger man sich darin aufhält.

Eigentliche Familien habe ich nicht kennen gelernt. Es scheint, daß kein ungenirter Umgang zwischen solchen stattfindet. Die Deutschen in Santos — es mögen deren etwa sechzig bis achtzig aus allen Kategorien in Santos leben — scheinen ziemlich isolirt von der brasilianischen Welt und ziemlich isolirt unter sich selbst zu leben. Daher kann von einem deutschen Leben in Santos nicht die Rede sein. Still, einfach und sinnig gehen die Handelsinteressen der guten Landsleute ihren Weg, eine handelskritische Stimmung mochte auch noch auf ihnen lasten, kurz: ein frisches deutsches Leben, ein Zusammentreten zu gegenseitiger Förderung, ein Herausbilden eines deutschen Familienlebens habe ich nirgens entdeckt. Das einzigste Unternehmen, was ich unter den Deutschen — meistens Protestanten — als einen Ausdruck von einem Gesammtleben bezeichnen darf, ist, daß sie sich einen protestantischen Kirchhof angelegt haben. Mir scheint dieses Denkmal eines deutschen Lebens auch eins zu sein, weswegen ich wenigstens ganz beiläufig davon reden zu müssen glaubte. Solange es aber das Einzige deutschen Zusammenlebens ist, wünsche ich meinen deutschen Freunden in Santos, daß sie an diesem Mal des Cestius vorbeigehen, und wenn auch erst spät, dennoch einmal in deutscher Erde zum Orkus hinabsteigen mögen. Ich wenigstens möchte in Santos nicht begraben sein!

Digitized by Google

## Zweites Kapitel.

Ritt nach der Hauptstadt von S.-Paulo. — Nähe des Paranágebiets am Atlantischen Ocean am Rio-Grande. — Der Campo de Ipiranga. — Die Stadt S.-Paulo. — Der öffentliche Garten. — Thee von S.-Paulo. — Deutscher Landbau in der Provinz. — Einige Betrachtungen über das Parcerieſyſtem. — Der Tieté und Antonio Mariano de Azevedo. — Der Beruf der Deutſchen. — Rückreiſe über Santos nach Rio-de-Janeiro. — Schlußwort.

---

Es war der 23. September. Am Ende des Monats ſollte ich in Rio-de-Janeiro ſein, und ſo hatte ich kaum Zeit, einen flüchtigen Ritt zu machen in das Oberland und zur Hauptſtadt der Provinz S.-Paulo, welche nahe an elf Leguas vom Hafenplatz Santos entfernt iſt.

Ganz allein ritt ich gegen Mittag aus Santos fort in der Richtung zum Gebirge hin. Ein weites Flachland, ja häufig ein mit Junglegebüſch bedeckter Sumpf bildet, ſowie man die Stadt eben im Rücken hat, die Gegend. Regelloſes Gebüſch ſteht zu beiden Seiten des Weges als Einfaſſung der ziemlich gut erhaltenen großen Straße. Am Boden wimmelt es von kurzſchwänzigen Cruſtaceen, aus dem Geſtrüpp aber ragen lieblich blaublühende Jacarandeen und andere Bignoniaceen

Digitized by Google

hervor, einige prachtvoll blühende, aber unnahbare Cattleyen, viele Onagrideen und mannichfache Melastomen.

Beim Reiten und Betrachten des eigenthümlich wilden und doch so reizenden Pflanzengewirres wird man aber mannichfach gestört und, wenn man sich zu sehr im Anschauen vertieft, mannichfach gestoßen und incommodirt durch die Menge Maulthiere und selbst Carretenzüge, die auf der Landstraße daherkommen. Nur auf den lebhaftesten Verkehrsstraßen von Europa, wo noch keine Eisenbahnen sind, kann man Aehnliches erleben. Unwillkürlich dachte ich an die Straße von Triest nach Laibach, ehe die Eisenbahn eröffnet war. In langsamem Schritte ziehen die Ochsen ihre knarrenden Carreten dahin und in kurzem Tritt gehen die hochbeladenen Maulthiere unter ihren Lasten. Bis zu 3000 Maulthieren steigt an einzelnen Tagen die Zahl dieser vierfüßigen Lastthiere.

Ueber einen Verbindungsarm zwischen dem obern Ende der Bucht von Santos und dem offenen Meere bei S.-Vicente, westlich von der eigentlichen Barre von Santos führt eine hübsche Holzbrücke auf gut angelegten Steinpfeilern, eine der besten derartigen Arbeiten, die ich in Brasilien gesehen habe. Einige Stunden darauf erreicht man den vom Gebirge herabkommenden Cubatão mit einer bedeckten, starken Holzbrücke, an der jedes Maulthier eine Abgabe gibt, ungefähr vier Silbergroschen, was im Jahr eine bedeutende Summe zusammenbringt. Gleich an der Brücke hat sich infolge des regen Verkehrs auch eine kleine Ortschaft herausgebildet, die indeß nur sehr unbedeutend zu sein scheint.

Fast wie ein Hohlweg führt die Straße zwischen zwei Hügeln hindurch und öffnet sich dann in eine kleine Fläche, hinter welcher wie eine Riesenmauer sich die Serra von S.-Paulo in den allerschroffsten Abhängen erhebt.

Es mag keine Kleinigkeit gewesen sein, die neue Straße, die an diesen schroffen Abhängen aufwärts führt, anzulegen

Digitized by Google

und auszubauen. Ihr Gefälle ist immer unbedeutend genug, um für Räderfuhrwerk vollkommen benutzbar zu sein; leider ist aber die Straße so schlecht, so voll von Steinen, Löchern und Ausspülungen, daß es mir doch ziemlich lebensgefährlich erscheint, in einer Postchaise den Weg zu machen. Man erblickt daher auch meistens nur Reiter und Damen zu Pferde, seltener schon Sänften, die von zwei Maulthieren getragen werden, und thut wohl, selbst beim Reiten etwas auf sein Maulthier zu achten, denn nicht überall ist der Weg sicher, namentlich ist er oft an seiner Außenseite von herabströmendem Wasser unterspült.

Aber gerade dieses Wasser gibt dem Ritte auf der Serra einen wundersamen Reiz. Während nach außen hin die Ebene mit ihrer Bucht und der fernen See als ein Gemälde seltenen Reizes überblickt wird — desto mehr, je höher man ansteigt —, kommen aus dem düstern Gebüsch und dunkeln Felsschluchten an der innern Seite der Straße zahlreiche Quellen und Bäche hervor mit dem köstlichsten Trinkwasser, die sich plätschernd und zischend in die Tiefe stürzen. Oft kann man diesen hervorbrechenden Bergwassern den Namen von wirklichen kleinen Wasserfällen kaum versagen; aber in der ganzen großartigen Scenerie, wo alle Ausdehnungen bedeutender sind, fallen solche liebliche kleine Cascaden ziemlich weg, und mancher Reisende mag sie kaum bemerken, wie viel Mühe sie sich auch geben, um bemerkt zu werden. An den schroffen Wänden des Waldes zwischen ihnen blühten viele Epidendren. Sonst war der Blütenflor durch die späte Jahreszeit ziemlich zurückgedrängt.

Hat man dann endlich die Höhe des Gebirgs, den Alto da Serra erreicht, wo das Gebirge sich durch eine schroffe Spalte förmlich in zwei sich einander gegenüberstehende Wände trennt, so hat man einen prachtvollen Rückblick in die Tiefe, in der Fläche mit Gebirge, Land und Wasser in seltsamer Buntheit miteinander abwechseln. Dem Reisenden gegenüber,

Digitized by Google

jenſeit des Felſenſchlundes ſtürzt ein zwar ſchmaler, aber doch gewiß einige hundert Fuß hoher Waſſerfall von Fels zu Fels in die Tiefe, welcher, wenn ſtarker Regen das ihm zuſtrömende Waſſer hoch anſchwellt, wirklich impoſant ſein muß. Als ich ihn ſah, war er ziemlich waſſerarm, machte aber dennoch einen hübſchen Effect in der ſchönen Felsſcenerie.

Ein ödes, wüſtes, ſteriles Oberland erſtreckt ſich vom Alto da Serra hin. Wirklich, man fühlt ſich auch hier und wie es ſcheint im ganzen Gebiet des Paraná ſeltſam getäuſcht, wenn man von der Tiefe der Meeresküſte kommend, die hohen, maleriſch ſchönen Gebirge emporklimmt und nun das graue, öde, faſt nur Gras producirende Hochland betritt, auf deſſen Hügeln oder Bergen ſich kaum einmal ein Wald, kaum einmal eine Anpflanzung befindet. Am Wege ſelbſt kommen freilich genug kleine, aber meiſtens erbärmliche Anſiedelungen vor, die alle mehr oder minder einen Herbergscharakter haben und faſt ausſchließlich von den vorbeiziehenden Reiſenden, den Tropeiros und ihren Maulthieren leben.

Ziemlich in einer Wüſtenei liegt hier das Wirthshaus eines aus Donna-Francisca ſtammenden Deutſchen, bei dem ich freundlich aufgenommen und zum Bleiben erſucht ward; der Ort heißt Rio-das-Pedras. Doch mußte ich, um meine Maulthiere wechſeln zu können, noch zwei Leguas weiter reiten, wie gern ich auch bei der deutſchen Familie geblieben wäre, die meinen Namen ſehr wohl kannte.

Hier iſt die Waſſerſcheide ſehr merkwürdig. Während der kleine Rio-das-Pedras nach jenem Waſſerfall zueilt, der am Alto da Serra hinabſtürzt, um auf kurzem Wege dem Atlantiſchen Ocean zuzufließen, rinnen gleich dahinter einige Waſſeradern zuſammen, um ſich mit dem Rio-Grande zu vereinigen, welcher kaum einige Leguas hinter dem Alto da Serra die Bäche und Waſſerflüſſe jenes Oberlandes aufnimmt und mit ihnen dem Tieté zueilt. Der Tieté fällt auf dem langen Wege

Digitized by Google

nach Nordwest an der Grenze von Goyaz in den Paraná; auf langem Wege fließt dieser dem Süden zu, um dann, mit dem Paraguay und später dem Uruguay sich vereinigend, in südöstlicher Richtung den Ocean zu erreichen. So gelangt der eine Wasserarm nach jähem Sturz in ganz kurzer Zeit und in der Distanz weniger Meilen in dasselbe Meer, welchem sein allernächster Nachbar auf dem langen Wege vieler hundert Meilen durch fernab liegende Ländergebiete langsam zufließt.

Nirgends, glaube ich, tritt ein Zufluß des Paraná so dicht an den Rand des Atlantischen Oceans hinan wie diese kleinen Adern des Rio-Grande. Kaum einige Meilen sind sie vom Meerbusen von Santos getrennt.

Vor dem Rio-Grande machte ich halt. Dort hat sich ein junger Mann, der mich von Rio-de-Janeiro her kannte, angesiedelt und beschäftigt sich damit, mit zahlreichen eigenen Maulthieren den Transport von Reisenden und Waaren zwischen S.-Paulo und Santos zu besorgen. Obwol er nun in seinem Familienhause kein Wirthshaus hat, so finden doch alle Reisende, die sich seiner Thiere bedienen, eine ausgezeichnete gastliche Aufnahme in seinem Hause, wo er gegen vierzig Reisende unterbringen kann.

So war mir, dem ganz allein auf der fremden Straße Reisenden, das allerdings eine angenehme Ueberraschung, daß ich im Halbdunkel statt irgendeiner Spelunke bei wildfremden Leuten ein wohlgeordnetes Familienhaus antraf und mich gleich bei meinem Namen anreden hörte. Hierzu gesellte sich ein vortreffliches Abendessen und ein gesondertes Schlafzimmer, trotzdem daß eine Menge Leute schon vor mir eingetroffen waren.

Am folgenden Morgen früh war vor dem Hause ein kleiner Tumult, gerade wie in den Posthöfen kleiner Städte,



Digitized by Google

wenn viele Leute Extrapoſt haben wollen. Jeder Reiſende bekam ein neues Thier und in kleinen Gruppen ritten ſie links und rechts fort, je nachdem ſie nach S.-Paulo oder nach Santos wollten.

Mein neuer Mauleſel und ich bildeten auch eine Gruppe, ein Bild des tiefſten Friedens und der ruhigſten Fortbewegung, die manchmal nur dadurch unterbrochen ward, daß das Thier ganz ſtill ſtand. Das war aber ganz meine Schuld. Einmal hatte ich keine Sporen und zweitens keine Peitſche; wenn das ein Mauleſel merkt, ſo geht er ganz gewiß nur ſehr gelaſſen fort. Ich improviſirte mir aus einigen Riemen eine Geiſel und kam ſo ziemlich ruhig über die Brücke des Rio-Grande und nachher nach S.-Bernardo, einem ziemlich kümmerlichen Oertchen, was indeß durch eine Theepflanzung, die erſte ausgedehnte, die ich ſah, immer merkwürdig iſt.

Von dort ſcheint der Boden etwas beſſer zu werden. An der Landſtraße finden ſich mehrere Anpflanzungen und häufiger erblickt man die göttliche Pflanze aus dem Himmliſchen Reiche der zopftragenden Chineſen, von der wir noch einiges weiter unten ſagen werden. Mein Eſel gab mir ſattſam Gelegenheit, die fremdartige Pflanze zu betrachten, er ſtand wieder einmal ſtill.

Ein vorüberreitender Herr mit einer jungen Dame gab mir den Rath, nie wieder ohne Sporen zu reiten, bei welchem Rathe er mich mit meinem Namen anredete. Es war der neue Polizeichef der Provinz, Herr Gavião Peixoto, und ich nahm mir feſt vor, ſeinen Rath zu befolgen, wenn ich auch damit keine Sporen hatte.

Endlich erblickte ich S.-Paulo von fern, ziemlich kahl auf einem, aus einer weiten Tiefung hervorſpringenden Hügel gelegen. Eine halbe Meile vor ihm kommt man über den berühmten Campo de Ipiranga, auf welchem Kaiſer Pedro I. die Unabhängigkeit Braſiliens vor ſechsunddreißig Jahren erklärte.

Digitized by Google

Einige Balkenenden, die einmal einen Festpavillon bildeten, ragen hier aus der Erde, sonst schmückt kein Monument die denkwürdige Stätte.

Ich kam um Mittag in S.-Paulo an. Mit einem guten Thiere kann man die ganze Tour von Santos nach S.-Paulo sehr bequem in einem Tage machen, und sogar sehr leicht, wenn man in Rio-Grande bei Herrn Mello das Reitthier wechselt. Mit solchem Wechseln des Thieres kann man die kleine Reise in zehn Stunden ganz gut abmachen.

Was soll ich nun von der Stadt sagen? Man hatte mir unbedingt viel zu viel von der Eleganz der Straßen, der Sauberkeit der Häuser, der Pracht der Kirchen und eines gewissen aristokratischen, feinen Anstrichs der Einwohnerschaft durchweg erzählt, viel zu viel, als daß ich mich in mancher Hinsicht nicht hätte getäuscht sehen sollen.

Einzelne Straßen, ja das eine oder andere Stadtquartier sind hübsch und manchmal selbst prächtig; es finden sich an vielen Stellen ganze Ketten von Stockwerkshäusern, dazu gutes Straßenpflaster mit Trottoirs, doch sind die Straßen meistens eng und die Stadt unbedingt unregelmäßig.

Die Kirchen, welche ich besah, sind hübsch, zum Theil geputzt, und dennoch machte keine mir einen auffallenden Eindruck. Die juristische Facultät macht unbedingt einen classischen Eindruck und scheint mir von allen Gebäuden der Stadt das sehenswertheste zu sein.

Der Palast des Präsidenten war früher ein kirchliches Collegium und umfaßt zwei Seiten eines Platzes, an welchem auch das Hotel lag, in welchem ich logirte. Alles an diesem Platze sieht mönchisch-alt aus, wie überhaupt S.-Paulo mir einen Eindruck eigener Art macht. Es riecht dort nach Themis und altem Jesuitentand; ersterer Geruch nimmt zu, denn die juristische Facultät hat 5—600 Alumnen, deren Leben freilich von dem Leben deutscher Studenten ziemlich verschie-



Digitized by Google

den sein soll. Das Kirchenwesen aber hofft eine Regeneration durch ein neues Seminar, in welchem feurige, ernst-katholische, sardinisch-französische Geistliche als Lehrer angestellt sind. Zwei von ihnen habe ich kennen gelernt, eifrige, glühende Naturen, denen ich zum Fortgange ihres schweren Werkes inmitten des katholischen Formennihilismus von Herzen Glück wünsche.

Neben solchen ernsten katholischen Bestreben hat sich denn auch eine evangelische Regung ganz neuerdings in S.-Paulo kund gethan. Ein zahlreich entwickeltes deutsches Leben in der Stadt und der nächsten Umgegend hat sich zu einem evangelischen Kirchenverbande zusammengethan und einen Prediger, den Pastor Hölzel von Donna-Francisca, nach S.-Paulo berufen. Keinem Beginnen mehr als diesem wünsche ich Fortgang. Aber eben deswegen fürchte ich für seinen lange dauernden Fortgang. Man hat, fast versuchsweise, vorerst auf zwei Jahre, sich zu einem Gemeindeverbande verpflichtet, und das ist nicht gut. Ich wenigstens liebe solche Versuche nicht. Besteht einmal eine Gemeinde, so soll ihr Bestehen und Fortbestehen keinen Zweifel mehr leiden; aber solch ein Versuch zu einem kirchlichen Verbande ist schon eine Art von Zweifel. Ist erst einmal ein Anfang gemacht, so wird, wenn nur alle wollen, das Festbestehen unausbleiblich sein; denn die Zahl der Deutschen in der Stadt S.-Paulo und deren nächsten Umgebung ist bedeutend und wird immer bedeutender durch die Ansiedelung von deutschen und schweizerischen Arbeitern, die sich aus einem eigenthümlichen Arbeitsverhältniß auf einzelnen größern Landgütern, dem Halbpartssystem, losmachen und sich in S.-Paulo Arbeit suchen oder in der Nähe das Land bauen.

Von diesem eigenthümlichen Arbeitssystem werde ich gleich einiges auseinandersetzen, denn es ist ein Zeichen der Zeit, ein Charakterstück der Provinz und seiner reichen Grundbesitzer,

Digitized by Google

und hat in den neueſten Zeiten außerordentlich viel reden machen zu beiden Seiten des Atlantiſchen Oceans.

Unterdeß benutzte ich die Zeit, um wenigſtens einiges von S.-Paulo und ſeiner nächſten Umgegend zu ſehen.

Da muß ich zuerſt eines hübſchen großen Gartens erwähnen, der zum Spazierengehen und zu botaniſcher Belehrung dient. Er hat mich angenehm überraſcht, mehr als irgendetwas in der ganzen Stadt. Trotz mancher Unordentlichkeit und Verwilderung bietet er doch in ſeinen weiten Gängen und Räumen liebliche Punkte und hübſche Anſchauungen. Ein allerliebſter Blumenflor von europäiſcher Abkunft gedeiht neben Eucalyptus aus Neuholland, die Olive gefällt ſich neben der Caſuarine, Palmen wetteifern mit Aepfelbäumen und andern nordiſchen Fruchtbäumen. Um ein hübſches großes Baſſin haben ſich beſonders hübſche Blumen zuſammengedrängt und bieten ein gar freundliches, erquickendes Bild. Selbſt die plaſtiſche Kunſt, von allen Künſten die edelſte, die Bildhauerei, hat es nach Kräften verſucht, den Platz durch einige Statuen zu verſchönern. Wenn auch der gute Wille der Ausführung etwas vorausgegangen iſt, ſo verdient doch das Geleiſtete alle Achtung. Und da iſt es denn auffallend genug und als ein Rückſchritt zur Tätowirung und indianiſcher Roheit anzuſehen, daß die akademiſche Jugend von S.-Paulo eine Venus, die eben aus dem Bade kommt, eine Copie eines berühmten Motivs, überall mit ſchlechten Randgloſſen verſehen hat und gerade die lieblichſten Reize des abgerundeten Marmors mit Bleifederwitzen bekritzelt. Wie glühend, ja faſt unerträglich üppig wußte jener portugieſiſche Heldendichter den Triumphgang ſeiner Venus durch den Olymp zu malen, die vom oberſten Zeus ihren geliebten Luſiaden Schutz und Hülfe erſchmeichelt. Dafür danken ihr die Descendenten der Luſiaden im Garten von S.-Paulo mit ſchlechten Witzen und profaniren das Standbild der ſchützenden Göttin.

Digitized by Google

Fast ebenso sehr als der botanische Garten oder öffentliche Spaziergang der Stadt interessirte mich eine wunderhübsche Anpflanzung, die von einem wackern Deutschen angekauft ist und bewirthschaftet wird.

Ich denke, daß der Deutsche Ablaß etwa eine Meile von S.-Paulo entfernt wohnt. Wenn auch der Ritt dorthin durch keine schöne Gegend führt, so lernt man jedoch auf jener Besitzung eine sehr wackere, anspruchslose deutsche Familie kennen, welche vor vielen Jahren nach S.-Paulo kam und sich durch emsige Arbeit ein hübsches Vermögen erwarb, dem sich auch ein reicher Kindersegen angeschlossen hat.

Wol eine halbe Quadratmeile mag der Besitz des Deutschen sein. Ein großes Stück davon ist Weideland im Naturzustande, auf welchem vortreffliche Viehzucht um so mehr gedeiht, als ein kleiner Fluß des prächtigsten Trinkwassers rauschend den Campo durchzieht in nie versiegender Fülle.

Besonders aber ist es der Garten, die eigentliche Pflanzung im weitesten Maßstabe, die das lebhafteste Interesse erregt. In schönster Fülle und reizender Blütenzier kreuzen sich hier die Alleen von Aepfel-, Birnen-, Pflaumen- und Pfirsichbäumen, mit denen die Orangenbäume, Granatbüsche und Kaffeesträucher an Ueppigkeit des Wachsthums wetteifern. Ein prachtvoll blühender Jaboticababaum, eine wundervolle, schlanke und hohe Myrte, deren Stamm und Aeste mit stiellosen, unmittelbar auf dem Holze sitzenden Blüten dicht besäet sind, ragt über alle hoch hinaus.

Ein großes Feld aber bildet in dieser Pflanzung die Theestaude, wie denn in der ganzen Gegend von S.-Paulo außerordentlich viel Thee gebaut wird.

Es kann hier meine Absicht nicht sein, eine Beschreibung der Ternströmiaceen zu geben, zu denen die Theepflanze gehört, noch des Thees selbst. Wer nie einen Theestrauch sah, der denke sich einen dichtbelaubten, gedrungenen Camelienbusch

Digitized by Google

mit kleinen Blättern und kleinen Blüten, so hat er ziemlich genau die ganze Theestaude vor sich.

Nur die letzten zwei bis drei Blätter der einzelnen Zweigspitzen werden zum Thee genommen und müssen sorgsam abgepflückt und zusammengedreht werden, sodaß die Theegewinnung sehr viel Handarbeit verlangt. Wie gut nun auch der Busch gedeiht, so wenig kann noch bisjetzt der Thee von S.-Paulo mit dem chinesischen Thee concurriren. In China behandelt man den Thee mit Orangenblüten, die nachher sorgsam wieder abgelesen werden. Das läßt sich in S.-Paulo auch machen. Und doch gewinnt man noch keinen chinesischen Thee.

Mir scheint das ganze Geheimniß im Trocknen der Blätter zu stecken. Bei Herrn Ablaß waren elf Dörrpfannen. Sie bilden halbkreisförmige Behälter, die auf einem Backsteinofen aufgemauert sind. Etwa der dritte Theil dieser eisernen Röstpfannen ist beim Trocknen im Contact mit dem Feuer, die andern zwei Drittheile sind von Lehm und Backstein umkleidet. Schon dadurch gewinnt die Pfanne und der zu trocknende Thee eine sehr verschiedene Temperatur, und der eine Theil des Thees kann schon nahe am Verbrennen sein, während der andere kaum warm geworden ist.

Wesentlich zwischen chinesischem und paulistischem Thee ist mir, daß letzterer ganz trocken geröstet und brüchig ist, während ersterer langsam eingetrocknet ist und eine gewisse Frische, eine Biegsamkeit behält. In einer Theekiste von S.-Paulo findet man eine Masse Pulver, in einer chinesischen viel weniger. Gießt man chinesischen Thee mit heißem Wasser auf, so kann man ein ganzes Blatt nach und nach wieder auseinander wickeln, während das paulistische Blatt seine verbrannte Natur nicht leicht wieder aufgibt und in Fragmente verfällt. So bin ich denn ganz fest überzeugt, daß die Hauptbehandlung im langsamern, gelindern Eintrocknen, im Einwelken des

Digitized by Google

Thees liegt. Wollte man den pauliſtiſchen nur ſo viel trocknen, daß er nicht feucht mehr iſt und nicht ſchimmelt, ſo möchte man vielleicht ein dem chineſiſchen gleiches Product erzielen und dem Lande eine Quelle unabſehbaren Reichthums eröffnen, wie denn ſchon der Theeexport von S.-Paulo ganz bedeutend iſt.

Neben dem Theegarten machte ſich denn nun auf dem Beſitzthum des Deutſchen Ablaß auch der ganz deutſche Gemüſegarten vortrefflich. Suppenkräuter aller Art, Carotten, Rüben, Kartoffeln gediehen prächtig auf amerikaniſchem Boden neben der aſiatiſchen Pflanzung, welche an Theeproduct allein jährlich über 4000 Thlr. abwerfen kann, wenn die Theeplantage ordentlich ausgebeutet wird. Wirklich, man ſieht dieſen ſcheinbar ſo öden Gegenden um S.-Paulo nicht an, daß ſie ſo leicht und ſo üppig die Producte verſchiedener Welttheile hervorbringen.

Eben noch zwei kleine Meilen weiter als dieſe Pflanzung des deutſchen Landsmanns iſt ein Ort S.-Amaro, ein kleines, ziemlich ärmliches Kirchſpiel. Man hatte mir geſagt, daß der Ort eine deutſche Colonie wäre und dennoch fand ich nur zwei oder drei deutſche Familien in der ziemlich ärmlichen Freguesie.

Nichtsdeſtoweniger hat es mit der deutſchen Colonie ſein richtiges Bewandtniß. Vor vielen Jahren ſuchte man allerdings in S.-Amaro eine Colonie anzulegen, aber der Boden war ſchlecht und die Coloniſten unzufrieden mit ihrer Lage. Sie zerſtreuten ſich und ſuchten ſich ſelbſt ihre Anſiedelungspunkte, was ihnen meiſtentheils denn auch ganz vortrefflich gelungen iſt. Durch die ganze Gegend von S.-Amaro und beſonders gegen den ſüdweſtlich davon liegenden Ort Itapecerica wohnen zahlreiche Coloniſten, die ſich durch kleinen Landbau, Gemüſe, Kartoffeln, Butter, Käſe und deren Lieferung nach S.-Paulo, ſo auch durch Holzhandel, Bretterverkauf u. ſ. w.

Digitized by Google

eine reichliche Existenz verschaffen und ohne großes Aufsehen eine recht ansehnliche Colonie bilden.

So können viele fleißige Hände selbst aus beschränkten Terrainverhältnissen sich eine gute, ehrliche Existenz ziehen, — viele freie Menschen auf beschränkterm Boden.

Wie anders erscheint neben diesem Benutzen des Bodens im kleinen eine große Fazende, die mit Sklaven bearbeitet wird, — also wenig unfreie Menschen auf weitem Boden!

Ich ritt mit einem wackern deutschen Wagenfabrikanten von S.-Amaro noch weiter. Wir kamen über eine Holzbrücke, unter welcher der Rio-dos-Pinheiros rasch und tief hindurchfließt. Dann führte uns ein versteckter Seitenweg durch tiefe Einsamkeiten von Hügeln und Gebüsch, zwischen welchen sich kaum eine Spur von der anordnenden Hand eines Menschen fand. Endlich öffnete sich ein breiter Weg, auf dessen beiden Seiten malerisch schöne Bambusen gepflanzt waren; er führte zu einem vornehmen Gehöft, der Fazende Murumby, auf welcher ein Herr Rudge, ein Verwandter des so bekannten Mackwell'schen Hauses in Rio-de-Janeiro, wohnte.

Einen wirklich prächtigen Anblick gewährt das Gehöft. Fast wie ein kleines Schloß liegt das Wohnhaus da, neben welchem sich ein förmlicher Bananenwald in die Tiefe zieht, um sich dort einer herrlichen Theepflanzung und weit ausgedehnten Rebengeländen anzuschließen. So vornehm, so stolz sah das Ganze aus! Und doch lag ein Schleier der Verödung, Vereinsamung auf der reichen Pflanzung. Ich konnte keine Spur eines Lebens, eines fröhlichen Menschentreibens irgendwo entdecken, kein Ruf, keine Stimme erscholl. Sowie man aber dem prächtigen Hause mit seiner nächsten Umgebung den Rücken gewandt hat, tritt eine wirkliche Verödung ein. Links und rechts ist der Naturzustand der Weide, unbenutzt, unbebaut und wie es scheint selbst unbeweidet liegt der weite Campo da, wie viel Kräfte auch in seinem Innern verborgen liegen,

Digitized by Google

gerade wie der Schatz eines Geizhalses vergraben liegt, damit nur ja andere keinen Nutzen davon haben mögen.

Nach dem Ritt einer Stunde beinahe kommt man an einen alten Thorweg, wo der Besitz des Herrn Rudge ein Ende nimmt oder, so Gott will, bald der Anfang des schönen, herrlichen Grundstücks, unter freien Arbeitskräften erwachend zu kräftigerer Cultur und vollendeter Entwickelung, sein wird. Denn beim Abnehmen der Sklavenzahl und dem Mangel alles weitern Negerhandels von Afrika her muß und wird der freien Arbeit immermehr Raum, immermehr Ansehen, immermehr Möglichkeit gegeben werden, wenn auch die alte Gewohnheit der Sklaverei und das Lucrative der Negerarbeit den Negerzüchtern noch immer wie ein Eldorado vorkommt und sich empört gegen freie Arbeit und das Recht, was sich ihr anknüpft. Recht wie ein Hymnus auf jene zusammensinkende Negerzeit kam mir ein Zettel vor, den mir gerade dort in der Nähe ein Deutscher zeigte, um seinen Inhalt zu kennen. Dieser Deutsche war Feitor, Verwalter, auf einer Besitzung einer Frau von einer bekannten Familie, welche in der Stadt wohnte und folgenden offenen Befehl an den Verwalter, der nur wenig Portugiesisch verstand, schickte: Herr X.! Der Neger N. N. ist heute, Sonntag zur Stadt gekommen, ohne sich mir vorzustellen. Da er nur mit Ihrer oder meiner Erlaubniß ausgehen darf, so schreiben Sie mir, ob Sie ihm diese Erlaubniß gegeben haben, und lassen ihn, da er nicht zu mir kam, aushauen und in den Block spannen! Also Sova e tronco!"

Sova e tronco! Ein herrliches Motto am Sonntage, an dem der Negersklave immer und sein ganzes Leben hindurch Negersklave bleibt, und nun von seiner Senhora, die ganz bestimmt am Morgen zur Messe gewesen ist, am Sonntag, entweder gleich vor oder gleich nach der Messe, zu Sova und tronco verdammt wird ohne alle weitere Untersuchung, ohne

Digitized by Google

alles weitere Rechtsverfahren, verdammt von der hysterischen Laune eines Weibes.

Eine ganze Reihe von Grundbesitzern der Provinz und recht eigentlich die hervorragenden Pflanzer haben nun lebendig anerkannt, daß es mit Sova und tronco des alten Negerthums doch nicht mehr geht und haben, um ihren bereits in vollem Betrieb sich befindenden Pflanzungen mit freien Arbeitskräften zu Hülfe zu kommen, sich Familien und einzelne Arbeiter zu Hunderten und über tausend aus Deutschland und der Schweiz kommen lassen. Statt diesen Arbeitern einen bestimmten Tagelohn anzuweisen, haben sie diese Arbeiter auf die Hälfte des Ernteertrags angewiesen, das vielbesprochene und vielbekämpfte Parceriesystem, von welchem ich hier nothwendig das Wesentliche sagen muß.

Zur Darstellung dieses Wesentlichen will ich hier einen Contract zu Grunde legen, den ich in S.-Paulo bekam und in strengster Wörtlichkeit wiedergebe, um ihm nachher einige Bemerkungen nachzuschicken. Zum voraus muß ich bemerken, daß, wenn gerade in diesem Contract der eine oder andere Name vorkommt, ich deswegen weder dem einen noch dem andern Namen einen Vorwurf machen noch einen Makel anhängen will. Ich brauchte ein Contractsschema und bekam gerade dieses, und somit publicire ich es, wie ich es im Originale gehabt und buchstäblich übersetzt habe.

## Halbpartsvertrag

zwischen Herrn Luciano Teixeira Nogueira einerseits und den unterzeichneten Colonisten andererseits, in fast gleicher Weise abgefaßt wie der Contract Vergueiro & Comp.

### Artikel 1.

Der Colonist Joseph Salin und seine Familie, geboren im Dorfe St.-Pierre, Canton Freiburg in der Schweiz, verpflichten

Digitized by Google

ſich nach freiem Willen und Entſchluß auf die Bedingungen dieſes vorliegenden Contracts hin, an Herrn Luciano Teixeira Noqueira die Summe von 1945 Mlrs. 657 Rs. (etwa 1600 Thlr. preuß. Ct.) zu bezahlen, welche er vorgeſchoſſen hat zur Deckung der Schulden des genannten Coloniſten an ſeinen frühern Schutzherrn.

Art. 2.

Herr Luciano Teixeira Nogueira übernimmt folgende Verpflichtungen:

1. Ihnen zu liefern alles, was nothwendig iſt zu ihrem Unterhalt, und ihnen Arbeit zu verſchaffen, bis ſie im Stande ſind, ſich ſelbſt zu helfen.
2. Jedem Familienvater eine Anzahl Kaffeebäume zu übergeben im Verhältniß zu ihren arbeitenden Kräften.
3. Ihm an einem dazu beſtimmten Orte eine Grundfläche anzuweiſen, paſſend und hinreichend, um daſelbſt die zum Leben nothwendigen Nahrungsmittel zu bauen.

Art. 3.

Dagegen verpflichtet ſich der Coloniſt:

1. Sich friedlich zu betragen und in nichts die Ruhe und Ordnung, wie ſie in der Colonie herrſcht, zu ſtören.
2. Die ihm zuertheilten Kaffeebäume zu cultiviren und zu pflegen, wie es ſein muß, ſie zu bepflücken und das Product dem Empfänger der Colonie an dem dazu beſtimmten Orte abzuliefern.
3. Gemeinſchaftlich und im Verhältniß zu dem zur Bereitung der Waare abgegebenen Producte, bis dieſe auf den Markt gebracht wird, beizutragen.
4. Dem Eigenthümer für jede Arrobe ungeſchälten Kaffees, etwa drei geſtrichene Alqueiren, 400 Reis (ungefähr 10 Silbergroſchen) für den Gebrauch der Trockenmaſchinen u. ſ. w. zu bezahlen, bis daß die Arbeit gemeinſchaftlich geſchehen könne, wie es in vorhergehendem Artikel geſagt iſt.

Digitized by Google

5. Die Kaffeebäume, welche in der Zahl der ihm angewiesenen aussterben, wieder zu ersetzen.
6. Solidarisch dem Herrn Luciano Teireira Nogueira zwölf Procent Zinsen zu bezahlen von dem Tage an, wo er die ihm vorgeschossene Geldsumme erhalten wird.
7. Die Interessen der Lebensmittel für die Familie des genannten Colonisten werden nur mit sechs Procent bezahlt; der Colonist verpfändet für diese beiden Zahlungen wenigstens die Hälfte seines Reinertrags.
8. Die Colonisten sind dem Reglement der Colonie unterworfen.

Art. 4.

Nach dem durch Herrn Luciano Teireira Nogueira gemachten Verkauf der Waaren gehört diesem die eine Hälfte, die andere dem producirenden Colonisten.

Art. 5.

Die Lebensmittel und andere vom Colonisten geerntete und consumirte Subsistenzgegenstände gehören ihm zu ganzem Eigenthum. Von dem Antheil aber dessen, was verkauft wird, fällt die Hälfte dem Herrn Luciano Teireira Nogueira zu.

Art. 6.

So lange als der Colonist treu seine Verpflichtungen erfüllt, kann Herr Luciano Teireira Nogueira nicht die seinigen brechen; doch steht dem Colonisten frei, die Colonie zu verlassen, vorausgesetzt, daß er ein Jahr vorher dem Herrn Luciano Teireira Nogueira davon Nachricht gegeben habe. Sollte er die Colonie verlassen, ohne diese beiden Verpflichtungen erfüllt zu haben, so unterwirft er sich einer Geldstrafe von 50 Mlrs. per Kopf.

Art. 7.

Jeder Zweifel, der sich über den vorliegenden Contract zwischen Herrn Luciano Teireira Nogueira und dem Colonisten erheben sollte, soll entschieden werden durch Schiedsrichter

Digitized by Google

vor den competenten Behörden des Landes, und das ohne weitere Formalität noch Appellation (devra être litigé par des arbitres devant l'autorité compétente du pays et cela sans autre formalité ni appel).

Art. 8.

Herr Luciano Teixeira Nogueira kann den gegenwärtigen Contract mit allen Stipulationen abtreten an wen er will, falls nicht der Colonist Joseph Salin annehmenswerthe und gegründete Ursachen hat, nicht bei der vorgeschlagenen Person eintreten zu wollen.

Art. 9.

Die unterzeichneten Colonisten erklären, übereinstimmend und zufrieden zu sein mit den Artikeln des gegenwärtigen Contracts, und daß von heute an die ganze Familie sich solidarisch verpflichtet zur Bezahlung der in Art. 1 erklärten Summe und zur Bezahlung der Vorschüsse an Geld und Gegenständen (en espèces ou en matières), die ihnen in Zukunft gemacht werden.

Und zur Beglaubigung dessen ist der vorliegende Contract unterzeichnet werden.

Capinas (soll wol Campinas heißen), 29. April 1857.

Luciano Teixeira Nogueira.
Joseph Salin. Auguste Salin.
Als Zeugen: João Baptista Pupo de Moraès.
Jesuino José de Nascimento.

Kaum einige Bemerkungen mache ich zu diesem Contract.

Schon der erste Artikel beweist die Gefahr des ganzen Systems. Unmöglich konnten die Salins die für arme Colonisten ungeheuere Summe von 1600 Thlr. nur durch Reisekosten an Schulden contrahirt haben. Sie kamen mit einigen Schulden zu einem ersten Herrn, dort wuchsen trotz der Arbeit ihre Schulden, und sie kamen in die Hände des Herrn Luciano,

Digitized by Google

der, wenn er nicht reine Humanitätsrücksichten hatte mit den armen Leuten, keineswegs verständig that, sie zu nehmen. Wirklich saß Salin, als ich in S.-Paulo war, im Gefängniß, wie man mir erzählte, weil sein Contract unmöglich geworden war und dennoch von ihm erfüllt werden sollte.

In den Verpflichtungen der contrahirenden Theile gegeneinander scheint nichts Verfängliches zu liegen, und doch haben sich in einer Menge von ähnlichen Verhältnissen Zweifel erhoben, die zu den schreiendsten Klagen und Beschuldigungen gestiegen sind.

Nicht dem Herrn Luciano, sondern dem Parcerieverhältniß hat man vorgeworfen, daß den Arbeitern die Sachen theuerer verkauft würden als sie werth wären, daß man ihnen nur zwei Drittheile fruchttragende Kaffeebäume (Art. 3, 2) zuertheilte und ein Drittheil jungen Anwuchses, an deren Pflege die Leute gar nichts verdienten; daß man zu ihrem Nachtheile falsches Maß gebrauchte (Art. 3, 4) und Unklarheiten im Verkauf der Waare (Art. 4) stattfinden ließe. Unbedingt unbillig war es auch, daß, wenn die Leute beim Gewinn ihrer Lebensmittel einen kleinen Ueberschuß hatten (Art. 5), sie diesen zur Hälfte abgeben mußten, da sie, wenn sie bei Miswachs nicht genug ernteten, das Fehlende nachkaufen, und es, wenn sie keine Baarzahlung leisten konnten, zu sechs Procent verzinsen mußten (Art. 3, 7).

Auch über diese Zinsenberechnung sind Skandale erzählt worden. Man sagte mir in S.-Paulo, daß man einzelnen Leuten das in den einzelnen Monaten Vorgeschossene am Ende December aufaddirt und zu sechs Procent berechnet hätte, sodaß das im Anfang des December vorgestreckte Geld schon am Ende desselben Monats zu sechs Procent gerechnet ward, was für alle Monate aufgerechnet, wie man mir sagte, neununddreißig Procent geben würde. Auch in den Cursberechnungen kamen Zweideutigkeiten vor. Art. 8 erinnerte an ein

Digitized by Google

vollkommenes Leibeigenſchaftsverhältniß; der Arbeiter gehörte nicht zu einer Scholle, wohl aber zu einem Stück Papier, und mit dieſem konnte er abgetreten werden nach Willkür der Unternehmer. Und wie ſollten ſie gegen einen neuen Herrn reclamiren? Wenn der alte Herr ſie abtreten wollte und ſie dagegen reclamirten, ſo hatten ſie es mit ihm verdorben, und er konnte ſich gegen ſie rächen, wie er wollte. Auch Art. 7 iſt ungeheuer zweideutig! Wo bekommt denn auf einer einſamen Fazende ein widerſpenſtiger Coloniſt Recht? Wie bekommt er Recht, wenn die competente Behörde der eigene Gutsherr, deſſen Bruder, Schwiegerſohn iſt!

Außerdem kommt es mir vor, als ob die Gutsherren nun auch bei allem, was die Coloniſten anging, verdienen wollten. Ich ſah z. B. eine Abrechnung eines Coloniſten, der ſeine Schuld als Handwerker in der Stadt abverdienen wollte. Von Hafen zu Hafen hatte man ihm 334 Francs Paſſage angerechnet; ſo viel bezahlt aber ein Zwiſchendeckspaſſagier unbedingt nicht, ja ich meine, er kann für 250 Francs nach Santos kommen. Daß in ſeiner Rechnung nun auch Hoſen, Schuhe u. ſ. w. vorkamen, erſchien mir wenigſtens heiter: der Coloniſt X. ſchuldet an Se. Excellenz den Herrn Senator Y. für eine Hoſe ſo und ſo viel! Wirklich, ich finde das nicht würdig! Wenn ich Senator wäre, ich würde den armen Teufeln eine Hoſe ſchenken, oder ſie als Sansculotten zum Teufel jagen, aber keine Hoſenverkaufsfactur aufmachen!

Höchſt läſtig iſt den armen Coloniſten auch der Transport ihrer Sachen vom Hafen von Santos bis zu den einzelnen Fazendas geworden. Sie bezahlten die theuern Miethpreiſe der Maulthiere ganz in braſilianiſcher Weiſe. Man hat mir von einer zahlreichen Familie erzählt, die alte Kiſten und Kaſten und Betten mitbrachte, Sachen ohne allen Werth, aber dennoch als Familienſtücke faſt heilig gehalten von den armen Leuten. Statt ihnen nun den Rath zu geben, ſolchen alten

Digitized by Google

Trödel ins Meer zu werfen, gab man ihnen Maulthiere zum Transport bis in das Innere der Provinz und hinterher eine juristisch richtige Rechnung, die sich allein für diesen Transport auf 280 Mlrs belief, d. h. über 200 Thlr. preuß. Ct. Das darf gar nicht wundern, die Preise sind hoch. Ich selbst bezahlte für meine Tour von Santos nach S.-Paulo, die ich hätte in einem Tage machen können, für ein einziges Thier 12 Mlrs. (fast 10 Thlr.), und beim Herunterreiten nach Santos 16 Mlrs. (fast 13 Thlr.). Auch für die kleinen Wohnungen, in denen sie auf den Fazenden wohnen, müssen die Getäuschten Miethe bezahlen.

Und hinterher bleibt die Familie solidarisch für die Schuld verpflichtet! Wenn z. B. Salin mit 1600 Thlr. Schulden im Gefängniß sterben sollte und einen Sohn von sechs Jahren hinterließe, so wird der Junge rechtsgültig zu 6 Procent auferzogen, bis er arbeitsfähig ist, und fängt dann mit sechzehn Jahren an Capital und Zinsen der Schuld seines Vaters und seiner eigenen Ernährung abzuarbeiten, womit er in seinem Leben nie fertig wird.

Anfangs ging es leidlich, aber bald entstanden große Gärungen. Es kam auf beiden Seiten zu Reactionen; einzelne Colonisten sollen Prügel bekommen haben; man hat mir von einem erzählt, dem man den Arm zerschlagen hat.

Ich will nicht all die Skandale berichten, die vorkamen. Infolge der vielen Klagen, die nach Europa gingen, kamen sogar von dort Untersuchungscommissionen. Ein Dr. Heusser benahm sich, wie es scheint, zweideutig im Berichterstatten und machte das Uebel noch schlimmer, und alles schien in Flammen der Zwietracht aufgehen zu wollen, zumal als noch ein Schullehrer Davatz mit Nachdruck und Ernst gegen jeglichen Druck auftrat. Da schickte denn die Regierung von Rio-de-



Digitized by Google

Janeiro aus den ehemaligen Polizeichef Valdetaro mit einem deutschen Secretär Reye nach S.-Paulo, und eine lange Untersuchung begann und endete mit einem langen Berichte, der wenig Bestimmtes, Entschiedenes gibt. Es wird beiden Parteien manches darin vorgeworfen. Die Colonisten werden meistentheils als gemeine Menschen geschildert, wie Menschen aus den untern Klassen immer sind, wenn sie malträtirt werden. Ein falsches Maß kommt aber auch einmal vor und wird im Bericht entschuldigt. Das Ende war, daß der würdige alte Marquis von Olinda, Ministerpräsident und ehemals Regent des Landes, an den Präsidenten der Provinz S.-Paulo folgenden Befehl erließ:

„Der Desembargador Manoel de Jesus Valdetaro, welcher am 2. Sept. des vergangenen Jahres von der Regierung ernannt worden war, um die in der Provinz existirenden Colonien zu untersuchen, hat zwei Relatorien der angeschlossenen Copien vorgelegt, in welchen sich einige Vorfälle bewahrheitet finden, welche zum Schaden der Colonisten einerseits, andererseits zum Schaden der Unternehmer ausgeschlagen sind. Und da diese Acte, außer ihrer Ungerechtigkeit, dahin führen, wenn man sie nicht zurückdrängt, daß dadurch das Kommen neuer Colonisten erschwert, wenn nicht ganz verhindert wird, während unser Ackerbau deren doch so sehr bedarf und sie dringend verlangt, und die kaiserliche Regierung, eifrig beschäftigt der Dringlichkeit arbeitender Hände entgegenzukommen, große Opfer an Geld bringt, um die Auswanderung aus der Fremde zu befördern: so befiehlt Se. kaiserliche Majestät, daß Ew. Excellenz nach Untersuchung der unrechtmäßigen und beeinträchtigenden Acte gegen die Rechte und Interessen beider Theile, die in den Colonien der Provinz vorgekommen sind und aus den angeschlossenen Copien hervorgehen, sich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bestrebe, daß die Misbräuche, von denen ich geredet, aufhören und sich in Zukunft nicht wieder-

Digitized by Google

holen. In der Ausführung dieses kaiserlichen Befehls haben Ew. Excellenz Rücksicht zu nehmen auf die Thatsachen, welche bewahrheitet sind durch den Commissar, und die Contracte und die Gerechtigkeit kränken, ohne sich in ihrer Abschätzung einzig und allein von dem Urtheile leiten zu lassen, was derselbe Commissar darüber fällt.

Marquis von Olinda."

Nie ist wol ein Befehl besser gemeint gewesen als dieser. Und doch ist er nicht im Stande und wird es nie sein, allem Unheil abzuhelfen und künftigen Beeinträchtigungen vorzubeugen, die in den Parceriecolonien vorkommen können und vorkommen werden.

Als ich in S.-Paulo meine flüchtige Erscheinung machte, meinten die öffentlichen Blätter, ich käme als ein neuer officieller Untersucher. „So weit ging weder Auftrag mir noch Eifer!" Und doch muß ich einiges darüber sagen.

Das Parceriesystem und die aus ihm sich entwickelnden Folgen sind, was man auch Gutes, Schönes, Tröstendes, Väterliches, Patriarchalisches darin hat finden wollen, ein schwarzes Blatt in der Entwickelungsgeschichte von Brasilien, sie sind eine Pestbeule im gesunden Aufblühen des freien Ackerbaues mittels einer Einwanderung von Deutschland, viel schlimmer als je Sklavenhandel war.

Diese Pestbeule hat aber nach drei Seiten hin ihre brandigen Folgen gezeigt.

Ehrwürdige Männer, deren bedeutende Stellung ihren Namen außer allem Verdacht heraushob, haben, wenn sie schon einen bekannten Namen hatten, ihren Namen, das Beste, was sie hatten, verdächtigt: sie haben sich in der öffentlichen Meinung Sachen unterschieben lassen müssen, die einen sehr ernsten Ausdruck verdienen. Gerecht oder nicht gerecht, begründet oder nicht begründet, diese öffentliche Meinung ist ein Got-



Digitized by Google

tesurtheil, was sich vor keinen irdischen Richterstuhl stellen, von keiner legalen Behörde bestätigen oder umwerfen läßt. Von der öffentlichen Meinung und deren Verdammung wäscht kein Commissionsbericht wieder rein. Und wenn nun gar ein Commissionsbericht kommt, der zum Theil die öffentliche Meinung bestätigt!

So haben jene Parcerieunternehmer nicht nur sich verdächtigt, sondern sie haben — und das ist eine zweite Wirkung jener Pestbeule — wirklich zahlreiche Auswanderer unglücklich gemacht. Gedankenlos haben Auswanderer Contracte unterschrieben, deren Wortlaut, deren Bedeutung ihnen vielleicht gar nicht einmal klar war, oder deren rechtsgültige Einhaltung sie sich vielleicht gar nicht gedacht haben angesichts der bekannten und vielgepriesenen Humanität der Gutsbesitzer. Und wenn nun diese Rechtseinhaltung eintrat, so wurden die rohen Gemüther jener einfachen Leute angeregt und zu Uebergriffen, Verbrechen geführt, die ihnen und allen Leuten ihrer Kategorie den guten Namen austilgten, den sie hatten. Und das ist eine ganz besondere Sünde jenes Systems, daß es, während im freien Landbau anerkannt schlechte Subjecte sich besserten und wackere Menschen wurden, aus vielen Leuten, die bisher leidlich gut und nur leidenschaftlich und roh gewesen waren, entschiedene Verbrecher machte.

Viele Leute in den Parcerien sollen glücklich sein, das ist möglich; viele sollen ihre Verwandte haben nachkommen lassen, das ist auch möglich. Vielen geht es viel besser als es ihnen in Europa ging, und das ist auch möglich. Und bei all diesem Glück, bei all diesem Bessergehen können sie doch betrogen sein, könnten sie doch ihre Arbeitskräfte viel mehr verwerthen, als ihnen in Parceriecolonien zugestanden ist. Auf der Unkenntniß brasilianischer Zustände beruht ja das meiste Engagiren von Leuten in Europa! Dienstboten, Lehrer, Erzieherinnen, sie werden ja fast immer, wenn sie sich in Europa

Digitized by Google

engagiren lassen, ganz direct betrogen. Ich erinnere mich einer jungen Erzieherin, die vor Jahren ganz glücklich nach Rio kam, weil man sie in Europa für die Summe von 20 Thaler per Monat engagirt hatte, während sie nach ihren Leistungen doch 50—60 Thaler verdient hätte. Ich traf irgendwo einen jungen Apotheker, der auch in Europa zu seiner Zufriedenheit engagirt worden war. Als er nun mit seinem Brotherrn zum Consul ging, um durch dessen Unterschrift den nach europäischen Verhältnissen gemachten Contract volle Rechtsgültigkeit zu geben, sagte der gewissenhafte, wackere Consul: „Diesen Contract bestätige ich nicht; den jungen Mann haben Sie betrogen!"

Somit können wir ganz unbefangen sagen: Auch in den Parcerien können die Leute zufrieden sein und ihre Verwandten nachkommen lassen, und doch können sie betrogen sein.

Und nun folgt die dritte Folge des Parceriesystems, die allerschlimmste. Durch all die ewigen Anschuldigungen, Verklagungen, Untersuchungen und Gegenuntersuchungen hat man in Deutschland, in der Schweiz und überall nicht etwa das Parceriesystem verdächtigt und verdammt, sondern die ganze brasilianische Auswanderung und Colonisation. Man hat die Sünden von wenigen zweideutigen Unternehmern dem ganzen Lande zum Vorwurf gemacht, und nicht den Gutsbesitzern, einigen Gutsbesitzern in S.-Paulo, sondern der ganzen brasilianischen Regierung wegen der Maxime, freie Menschen in eine modificirte Leibeigenschaft zu bringen, das Verdammungsurtheil gesprochen.

Das ist allerdings eine schreiende Ungerechtigkeit gewesen. Und doch war das vorauszusehen. Oder wußte man in Brasilien nicht, daß es in Europa, in Deutschland Kettenhunde gibt, die darauf angewiesen sind zu bellen, sowie etwas vor-

Digitized by Google

übergeht, sei es, was es wolle? Nun ging gar eine Sünde, ein Schreckensgespenst vorüber, und sie bellten furchtbar und werden noch lange bellen! Oder sollten sie vielleicht jetzt schweigen, gerade jetzt?

Angesichts aber all des Frischen und Fröhlichen, was ich in freien Colonien an allen Enden und Ecken gesehen habe, angesichts der freudigen Opfer und des guten, festen Willens, womit die Regierung für die Neuankommenden sorgt und immer sorgen wird, angesichts des neuen deutschen Lebens und Gedeihens unter freien Formen, und auf der andern Seite angesichts der Klagenden und Verklagungen in S.-Paulo kann ich nicht anders als mit jenem unbeugsamen Römer ausrufen: „Censeo Carthaginem esse delendam!" Und nochmals: „Censeo Carthaginem esse delendam!" Weg mit diesen Parcerien, weg mit diesem System der gebundenen Arbeit, weg mit dieser Pestbeule! Sie vergiftet jegliches Vertrauen im Auslande zu brasilianischer Humanität und Sitte.

Was soll aber aus all den großen Fazendas werden und den reichen Grundbesitzern, deren Gedeihen für den Staat und den ganzen Finanzhaushalt so ungeheuer wichtig ist und der Regierung große, große Sorgen machen muß? Was sollen sie anfangen?

Die Frage ist sehr inhaltsschwer, und ich gestehe ganz offen, daß meine Doctorenweisheit hier zu Ende geht. Ich erinnere aber mit großem Ernst an jenes Wort, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Die Sünden der Väter schleppten in ganzen Jahrhunderten Negersklaven nach Brasilien, die Sünden der Väter bauten den Kindern Häuser auf mit dem Schweiße der Sklaverei, und jetzt werden diese Sünden heimgesucht gerade an denen und unter denen, bei welchen die Sklaverei am blühendsten war und die schönsten,

Digitized by Google

reichſten Früchte trug, „denn der Herr läßt nicht mit ſich ſpotten“!

Und ſolche alte Sünder bekehren ſich nicht zum Guten. Ein alter Gutsherr, deſſen Adelsmotto Sova e tronco von Jugend auf war, kann keine freie Arbeit dulden: er kann höchſtens ein krüppelhaftes Parcerieſyſtem erfinden, in deſſen Schlingen, Fallſtricken, Willkürlichkeiten und Unklarheiten er und ſeine Untergebenen ſich fortwährend fangen und ſich in kragikomiſcher Weiſe zu Tode zappeln.

Und in ſolchem tragikomiſchen Zu-Tode-Zappeln will ich ſie laſſen.

Unterdeß braucht man um das Schickſal der Provinz S.-Paulo keineswegs beſorgt zu ſein. Was an einzelnen Größen zerfällt, baut ſich in vielen kleinern Gruppen wieder auf. Selbſt aus der Parcerie ſind ſchon gute Kräfte hervorgegangen, wackere freie Arbeiter, die ſich im Parcerieverhältniß als Schufte und Lumpen betrugen, wegliefen oder weggejagt wurden, weil mit ihnen nicht fertig zu werden war. Viele haben ſich unter günſtigen Verhältniſſen ſogar aus dem Nexus losarbeiten können und haben ſich ſelbſtändig hingeſtellt.

Mit Macht und Feſtigkeit wird dem Fortſchritt von der Regierung die Hand geboten. Man ſucht alle Theile der Provinz dem Verkehr, der Entwickelung zu eröffnen. Gerade bei meinem Aufenthalt in S.-Paulo wurde meine Aufmerkſamkeit lebhaft angezogen durch ein Unternehmen eigenthümlicher Art und wichtiger Folgen.

Recht eigentlich mitten durch die Provinz S.-Paulo fließt in nordweſtlicher Richtung zum Paraná ein herrlicher Strom, der ſchon genannte Tieté, deſſen Wichtigkeit für die Provinz S.-Paulo nicht nur, ſondern für Goyaz und Matto-Groſſo von jeher in die Augen ſpringend war.

Ein ganz ausgezeichneter Marineoffizier, Antonio Mariano de Azevedo, wurde beauftragt den Fluß zu einer genauern

Digitized by Google

Unterſuchung zu befahren und ein gewiſſenhaftes Gutachten über denſelben abzugeben. Die Schwierigkeiten ſolcher Flußexpedition waren ungeheuer groß, aber Azevedo überwand ſie in einer Weiſe, mit einer Zähigkeit und Ausdauer, die mir den Mann wirklich bewundernswürdig machten und mir den lebhafteſten Wunſch erregten, ihn perſönlich kennen zu lernen.

Ich kam am 27. Sept. eben aus dem Palaſt des Präſidenten, als mich in der Thür ein Marineoffizier anredete und mich fragte, ob ich Dr. Avé-Lallemant wäre! Ein Marineoffizier in S.-Paulo iſt aber eine ſolche Seltenheit, daß mein erſter Gedanke Azevedo war, und wirklich hatte ich den ausgezeichneten Explorator des Tieté vor mir. Unſer Begegnen war nur momentan; ich erhielt von ihm ſein ausgezeichnetes „Relatorio do primeiro tenente d'armada Antonio Mariano de Azevedo, sobre os exames de que foi incumbido no interior da provincia de S.-Paulo" (Rio-de-Janeiro 1858). Alſo ein ganz friſches Gebäck, was noch heiß von der Pfanne her iſt.

Es thut mir wirklich leid, daß ich das Relatorium hier nicht überſetzen darf. Unbedingt würde es das intereſſanteſte Stück meiner ganzen Reiſebeſchreibung ſein. Der Verfaſſer gibt eine Geſchichte der Flußſchiffahrten des Tieté zur portugieſiſchen Zeit und ihrer Wichtigkeit für die im Innern des Kaiſerthums ganz geſchloſſenen Provinzen, bis dieſe Schiffahrten ſeit der Unabhängigkeit Braſiliens faſt ganz aufhörten und die Cuyabaner auf dem langen, mühſamen Landwege von 360 Leguas (270 geogr. Meilen) mit Rio-de-Janeiro verkehrten. Bei der zunehmenden Kraftentwickelung aber, die durchweg in Braſilien ſich jetzt kund gibt, zeigt der kühne Unterſucher des Fluſſes deſſen vollſte Wichtigkeit in einer höchſt anziehenden Weiſe, aber auch die Schwierigkeiten bei ſeiner Benutzung.

Dieſer Schwierigkeit kommt nun die Regierung mit gro-

Digitized by Google

ßer Energie entgegen. Am Fluſſe werden einige Punkte angelegt, eine Art friedlicher Militärcolonien, und vor allen Dingen eine Dampfſchiffahrt eingerichtet. Dazu ward ein eiſernes Dampfboot gebaut. Es kam in einzelnen Stücken nach Santos und ward dort, die Schiffsſtücke und die Maſchinen in Abtheilungen bis vier Arroben ſchwer, auf Maulеſel geladen und über die Serra nach S.-Paulo und von dort weiter getragen bis dahin, wo der Tieté ſchiffbar wird. Ich ſah ſelbſt bedeutende Maulthierzüge, die ſolche Schiffsſtücke trugen, ein Unternehmen, das allerdings ungeheuer ſchwer iſt, ungeheueres Geld koſtet, aber eben deswegen auch einen ſchönen Beweis gibt von der Energie der Regierung zur Förderung der Landesintereſſen.

Wenn ſich ſo friſcher, fröhlicher Anbau des Landes unter freier Arbeit überall in der Provinz regt, wenn auch noch in kleinerm Maßſtabe, wenn ſo mittels Dampfſchiffahrt an den Küſten der Provinz, mittels Dampfſchiffahrt auf den Flüſſen ſich rüſtige Thätigkeit mittels freier Arbeit entwickelt, nun ſo ſei man nicht gar zu ängſtlich, wenn einige Größen, deren Baſis Sklaventhum war, krachend zuſammenſtürzen, und andere vergebens ſuchen ſich ſtatt der Sklavenbaſis eine Parceriebaſis unterzuſchieben. Die Zeiten ſolcher modificirten Feudalſyſteme ſind vorbei oder dürfen gar nicht aufkommen. Am allerwenigſten kann ſich der deutſche Landbauer zu ſolcher Baſis hergeben, wie breit auch ſein Rücken ſein, wie paſſend ſeine Fauſt auch dazu erſcheinen mag. Er iſt nur ein freier Landbauer!

Ich kann nicht umhin hier eine kurze Stelle aus dem Relatorium des wackern Azevedo wiederzugeben. Auf S. 21 ſpricht er von der Nothwendigkeit, Colonialpunkte am Flußnetz des Paraná anzulegen und Menſchen herbeizuziehen, und fährt dann fort:

„Freilich iſt der Wendepunkt, in welchem wir uns durch

Digitized by Google

den faſt plötzlichen Mangel an ackerbautreibenden Armen befinden, und durch die Schwierigkeit der verwickelten Coloniſationsfrage ein großes Hinderniß zur Realiſirung ſolcher Maßregeln.

„In meiner geringen Meinung indeß iſt der kritiſche Zuſtand, in welchem wir uns befinden, der Anfang zu einer wichtigen und nothwendigen Umwälzung, welche viel eher vor ſich gehen wird, als viele vorausſetzen. Ich bin überzeugt, daß eine vielleicht ſehr nahe Zukunft das Problem löſen wird durch den Untergang des großen Grundbeſitzes. Dieſer alte Reſt des Feudalismus und Colonialſyſtems wird nicht lange mehr beſtehen können, zumal nicht in einem Lande wie das unſerige, in welchem man dem demokratiſchen Element ſo viel Uebermacht und Stetigkeit gegeben hat, und deſſen Bevölkerung für viele Jahre im Verhältniß zu ſeiner Territorialausdehnung dünn ſein wird. Die Parceriecoloniſation zeigt uns täglich, daß ſie unter uns nicht Stich halten kann. Mögen die bei ihrer Einführung Intereſſirten ſagen, was ſie wollen, ſie wird ſubſtituirt werden durch den kleinen Grundbeſitz; denn der europäiſche Ackerbauer wird nie ſein Vaterland verlaſſen als nur in der Ausſicht ſich zum Landbeſitzer zu machen und Vermögen zu gewinnen. Ich beziehe mich hier vorzugsweiſe auf die Deutſchen, das einzige Volk, welches nach meinem Dafürhalten uns von den allerſchlechteſten Ideen und Gewohnheiten befreien kann, welche uns die Portugieſen hinterlaſſen haben, ſie, die Haupturſache von allem, was uns als Nation und als Individuen nur immer Schlechtes begegnen konnte. Sie werden es immer vorziehen ihr eigenes Land zu bebauen, ſelbſt in Matto-Groſſo, als die Hälfte der Ernte zu gewinnen auf fremdem Boden, wie vortheilhaft dieſer auch gelegen ſein mag, und wie wenig eingebildet der Antheil am Gewinn künftig ſein dürfte, womit man ſie hintergeht.“

Digitized by Google

Ganz vortrefflich das, frisch und gesund geurtheilt, offen und wahr eingestanden! Wahrhaftig, ein brasilianischer Seeoffizier, der so tief hineinblickt in den Beruf und die hohe Bedeutung der Sachsen für Brasilien, muß recht bald Admiral der Kriegsmarine werden, unter deren Schutz und Aufsicht die deutschen Einwanderer übers Meer kommen!

Möchte man aber das offene Geständniß eines wackern patriotischen Offiziers als ein Zeichen der Zeit nehmen, und es ist ein solches, mehr als irgendeins, was ich citiren könnte, und es als solches besonders in Deutschland selbst hoch anschlagen, in Deutschland, wo sich eine gewisse Kategorie gemeiner Naturen und unfertiger Subjecte immer und immer in ihrem schmuzigen Hasse gegen das junge, aufstrebende Kaiserreich nicht beruhigen kann.

Aber auch solche Kämpfe müssen ausgehalten und überstanden werden, und allerdings muß noch manche alte Form, manches alte Portugiesenthum, manche alte Sünde des Sklaventhums zusammenstürzen, ehe alles gut ist. Und allerdings steht auch mir da der große Grundbesitz obenan. Er kann nur mit Sklavenarbeit betrieben werden, oder mit Leuten, die leichter als die Angelsachsen und überhaupt Germanen sich zu einer Maschine zusammenbringen lassen, wie man das in den Parcerieverträgen so unglücklich versucht hat. Ja wenn in Brasilien die Bevölkerung so dicht wäre wie in Europa! Das ist ja aber der Segen für die Einwanderer, daß des unbenutzten Bodens so ungeheuer viel ist und es nur darauf ankommt, ihnen denselben zugänglich zu machen.

Nach diesen kleinen Parceriebetrachtungen habe ich wenig mehr über die Stadt S.-Paulo zu sagen. Die juristische Facultät verlangt eine viel weitere Auseinandersetzung als ich sie hier geben kann; denn das Institut ist von der höchsten Wichtigkeit für das ganze Land. Ich hebe mir seine genauere Betrachtung für andere Zeiten auf.

Digitized by Google

Auch vom Stadthospital habe ich gar wenig zu sagen Eben hatte die Stadt eine schwere Pockenepidemie durchgemacht. Doch hat man die Zahl der Todten bedeutend übertrieben und selbst bis auf das Zehnfache angeschlagen. Dagegen muß die Zahl der Erkrankungen wirklich außerordentlich gewesen sein. Ueberall sah man frische Pockenspuren in den Gesichtern der Leute, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn man einmal in einem Reisebuch in Betreff der Bewohner von S.-Paulo lesen sollte: „Die Bevölkerung der Stadt S.-Paulo pflegt gefleckte Gesichter zu haben."

Man hatte für die Pockenkranken ein provisorisches Hospital eingerichtet. Doch war es schon wieder geschlossen. Das Stadthospital ist sehr kümmerlich: ein tiefliegendes Erdgeschoß, was der Stadt keine Ehre macht, wenn sie sich rühmen will, die weit vorgeschrittene Hauptstadt einer mächtigen Provinz zu sein.

Das Bemerkenswertheste im Hospital ist ein Bild auf einer Seitenwand des Betsaals. Es scheint mir von bedeutender künstlerischer Vollendung und hohem Werthe zu sein, und verdient gewiß aus seiner Verborgenheit gezogen zu werden.

Leider hatte ich in S.-Paulo nicht das Glück, mich dem Herrn Präsidenten Fernandes Torres vorstellen können; dagegen lernte ich zwei Pseudopräsidenten kennen und könnte eine recht artige Anekdote aus dem Provinzialbureau erzählen. Es fehlte wenig, so hätte ich mich geärgert.

Statt aber irgendetwas übel zu nehmen, stieg ich am 28. Sept. ganz vergnügt auf einen Mustang, den ich mir miethete und klepperte zum Thore hinaus, sehr wenig erbaut von der Stadt S.-Paulo und ihren vielgepriesenen Herrlichkeiten, nachdem ich noch am Abend vorher trotz eines starken Gewitters den Tieté besucht hatte, von dem die Stadt eine kleine halbe Stunde entfernt ist.

Digitized by Google

Der Tieté ist bei S.-Paulo schon ganz stattlich und vornehm, und würde schon von hier an schöne Schiffsgelegenheit bieten, wenn nicht neun Leguas unterhalb der Hauptstadt ein Salto von bedeutenden Dimensionen seinen Lauf unterbräche. Eine lange Holzbrücke ist ihm bei S.-Paulo überbaut, die jedoch manchen Gefahren beim Anwachsen und furchtbaren Uebertreten des Stroms ausgesetzt ist.

Ich ritt am 28. Sept. bis zum Rio-das-Pedras und kam um Mittag des folgenden Tags in Santos an, wo gerade denselben Tag ein hamburger Schiff mit etwa 40 Parcerie-colonisten angekommen war, ein Beweis, daß das System der Parcerie in Deutschland in seiner Verwerflichkeit noch nicht allgemein genug bekannt ist und sich noch immer niederträchtige Betrüger finden, die die unwissenden Leute zur Eingehung solcher Contracte bereden.

Am 1. Oct. ging ich mittags 12 Uhr an Bord des Schraubendampfers Josephine und auf ihm in die See hinaus bei wundervollem Wetter und etwas bewegter See. Der Commandant war ein recht feiner Mann, der seine Josephine mit Handschuhen über See führte. Das Schiff selbst war als Packetschiff auf einer sehr kleinen Linie sehr hüsch und sauber gehalten und hatte nur die Inconvenienz aller Schraubenschiffe, daß es sehr heftig schwankte und beim raschen Umschwung der Schraube höchst unangenehm erzitterte. Doch machte die Schraube nur 32 Umdrehungen in der Minute.

Die Fahrt von Santos nach Rio-de-Janeiro ist sehr einfach und gefahrlos. Beim Auslaufen aus der Barre geht man östlich zwischen der großen Insel S.-Amaro und der kleinen, steilen Leuchtthurmsinsel Ilha da Moella hindurch und bleibt dort ziemlich constant im Curs von Nordost etwas zu Ost. Eine einzige Stelle verlangt Vorsicht; fast mitten auf der Fahrt nach der Insel S.-Sebastião ließen wir eine In-

Digitized by Google

ſel, Ponta do Trigo, links und eine kleine Gruppe, die ſo-genannten Alcatrazes, rechts weit im Meere liegen, Inſelbildungen, die bei dunkler Nacht gewiß gefährlich genug werden können. Später erblickten wir eine Spitze der Ilha de S.-Sebaſtião.

Am Morgen des 2. Oct. lief die Joſephine längs der Ilha-Grande und Marambaia. Dann aber überfiel uns ſo plötzlich ein feuchter Nebel mit Oſtwind, daß der Kapitän das Schiff nur mit halber Kraft laufen ließ, wodurch Ungewißheit und Störung eintrat, die damit endete, daß wir uns beim Verſchwinden der Nebel in der allernächſten Nähe der Küſte hinter der Tejuca befanden.

So genoſſen wir denn im nächſten Anſchauen den vollen Zauber jener koloſſalen Küſtenbildung, die wirklich, ſo dicht vom Meeresrand betrachtet, herrlich und großartig iſt. Wir ließen alle kleinen Inſelbildungen jener Gegend rechts liegen; die kleine vom Meere umrauſchte Strandkirche der Copacabana blieb eben einen guten Steinwurf von uns entfernt; prachtvoll ragten hinter ihr die Dois-Irmãoes heraus, hinter dieſen der Gavia gewaltige Felswand.

Um 2 Uhr lief die Joſephine durch das Felsthor von Sta.-Cruz hindurch und brachte uns auf ruhigerm Fahrwaſſer bis zum Fort Villegaignon. Die Polizeiviſite kam und erklärte uns für landungsfähig.

Mit herzlicher Freude betrat ich den Boden von Rio-de-Janeiro wieder und wurde herzlich begrüßt von denen, deren Begrüßung mir beſonders lieb war.

Vor allen Dingen aber erfreute mich der Rückblick auf meine Reiſe ſelbſt.

Es mag ſelten einem Reiſenden ſo gut gegangen ſein wie mir. Bei fortwährend guter und unerſchütterter Geſundheit, von auffallend ſchönem, anhaltend gutem Wetter begünſtigt, bot ſich mir fortwährend alles dar, mit deſſen Hülfe ein nur

Digitized by Google

einigermaßen willensfester Reisender alles, was wie Schwierigkeit und Gefahr aussieht und vielleicht wirklich sein mag, leicht und ohne Anstoß überwindet.

Und so kann ich nicht ohne besonders lebhafte Freude auf die Menschen zurückblicken, mit denen ich in Berührung gekommen bin. Kaum einer hat mich gelangweilt, aber unzählig viele mich hoch erfreut und zu dem allerwärmsten Danke verpflichtet. In wie vielen Gegenden auch ein eigenthümliches thätiges Menschentreiben noch zu schlummern schien, an vielen, ja unzähligen Punkten ist es dagegen mächtig erwacht und regt sich im Thal und auf den Höhen, an den Flüssen und am offenen Meere, am meisten, kräftigsten, hoffnungsvollsten in der deutschen Colonisation, deren herrlicher Anfang und machtvoller Fortschritt zu einem gesegneten Ende führen wird, reichgesegnet für die, die da von Deutschland kommen, reichgesegnet für die, in deren Lande die Kommenden gastlich aufgenommen wurden.

Und beim gegenseitigen Helfen und Fördern habe ich denn auch ein immer größeres gegenseitiges Vertrauen gefunden. Der Fremde, der Kommende ist kein Gegenstand des Mistrauens mehr, und er selbst findet gastliche Aufnahme, wenn er des Landes Recht, Gesetz und Sitte achtet, und Hochachtung bei allen, wenn er selbst einen wohlabgewogenen Grund in sich fühlt, sich achten zu lassen.

In allem, was für das materielle Wohlsein der in einzelnen Colonien lebenden Deutschen zu finden war, sind meine Erwartungen weit übertroffen worden, ja mir ist wirklich im Anschauen dieser eigenthümlichen Colonisationsentwickelung eine neue Welt aufgegangen, wie ich sie nie gekannt, nie gemuthmaßt hatte.

Je mehr nun das materielle Gedeihen dieser Ansiedelungen sich herausstellt, desto mehr dringe ich auf Eins, worauf ich schon mehrfach hingedeutet habe, auf die gesetzliche Sicher-

Digitized by Google

ſtellung des evangeliſchen Glaubensbekenntniſſes und die legale Anerkennung ſeiner Kircheneinrichtungen.

Es begeiſterte mich, als ich den darüber ausgeſprochenen Ausdruck in der Thronrede am 2. Mai 1858 las. Es erfreute mich, als ich darauf einen Geſetzesvorſchlag des Juſtizminiſters las, welcher den Kammern vorgelegt werden ſollte! Ja, mit geſpannter Erwartung kam ich nach Rio-de-Janeiro zurück, und — umſonſt ſchien der Wortlaut in der Thronrede geſprochen, vergebens der Geſetzesvorſchlag des Juſtizminiſters gemacht worden zu ſein. Hier und in der proteſtantiſchen Welt Europas, namentlich in Deutſchland, hat das ein allgemeines Befremden und eine nicht wohlthuende Kälte hervorgerufen, und wohl möchte mir, wenn ich mich fremd ſtellen wollte in den hieſigen Angelegenheiten, die Frage erlaubt ſein: Sollen wir Proteſtanten hier in Braſilien nun eigentlich einwandern oder auswandern, denn wir können beides?

Wenn ich es aber wagen darf unbefangen und ganz nach meinem beſten Gewiſſen hin mich zu fragen und die Geſinnungen derer zu erforſchen, die die Schickſale hier im Lande lenken, ſo weiß ich ganz beſtimmt, was zu hoffen iſt, weiß ganz beſtimmt, woran wir glauben, worauf wir trauen dürfen.

Nicht die Furcht vor dem Proteſtantismus iſt es, warum die weltliche Macht ihn duldet und ihn nächſtens, trotz einer Landeskirche, anerkennen wird, nicht die Furcht, ſondern die Achtung vor ihm und ſeinem Evangelium. Und wenn der alte achtzigjährige Kirchenfürſt von Pernambuco neulich einen Hirtenbrief ergehen ließ, worin er nicht uns mit unſerm Evangelium angreift, ſondern die Landesregierung, welche, ſtatt die pestiferos inversores dos dogmas religiosos und gratuitos promulgadores de execranda impiedade zu proceſſiren, ein criminoso silencio beobachtet und ihre Pflicht

Digitized by Google

nicht kennt, die constitutionelle Landesreligion zu vertheidigen und fortschreiten zu machen, so geht das eben die Regierung an. Nachher bekommen wir auch unsern Antheil, und der alte katholische Berserker räth uns wieder auszumarschiren aus dem Lande von Sta.-Cruz, da ja doch die competenten Behörden nicht die evangelischen Wahrheiten vertheidigen u. s. w.

Dabei kann ich eine kleine linguistische Frage nicht unterdrücken. War es etwa eine kleine Schalkheit vom Journalisten in Pernambuco, daß er, indem er fortan den alten Bischof zu denjenigen zählt, die den berühmten Cäsar mordeten, den Brutusausruf nicht im Vocativ macht, sondern ihn im Nominativ adjectivisch stehen läßt und den alten Kirchenfürsten fragt: „Tu quoque Brutus?" (Journ. do commercio von Rio, 24. Oct. 1858, S. 1, Spalte 3.)

Aber auch diese kleine antiprotestantische Bewegung scheint mir bedeutungslos, um so eher, als gerade in denselben Tagen der würdige Staatsrath und frühere Kriegsminister Manoel Felizardo de Souza e Mello, an dem die deutsche Einwanderung und Colonisation, die katholische und protestantische, als ihrem würdigen Director, eine so mächtige Stütze und Förderung fand, zum Präsidenten von Pernambuco ernannt worden ist und deswegen seinen humanen und väterlichen Sinn für Katholiken und Protestanten gewiß nicht ändern wird.

Die Angelegenheit der Colonisation würde durch sein Fortgehen einen unersetzlichen Verlust erleiden, wenn nicht in deren Direction ganz in demselben Gange fortgefahren würde. Herr Bernardo Augusto Nascentes de Azambuja, bisher interimistischer Director der Colonisationsangelegenheit, ist in die Thätigkeit des neuerwählten Präsidenten von Pernambuco



Digitized by Google

getreten, ein Mann, der allgemeine Achtung besitzt und mit großer Liebe und Humanität über zwanzig Jahre schon sich mit der hochwichtigen Colonisationsfrage beschäftigt, die für ihn dasselbe geworden ist, was sie für das ganze Land ist: die eigentliche Lebensfrage!

---

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google